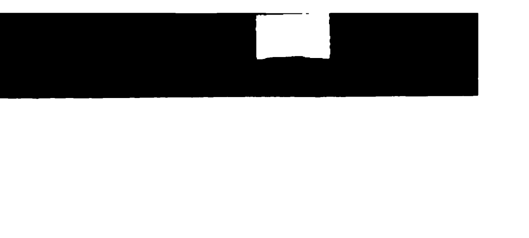






[redacted]

Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.

Eine Biographie

von

Ludmilla Assing.



Hamburg.

Hoffmann & Campe.

1873.

Vorwort.

Zu der vorliegenden Lebensbeschreibung sind mir die reichlichsten Materialien zu Theil geworden. Ich lernte den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau bei meinem Onkel Varnhagen von Ense in Berlin kennen, mit dem ihn eine vieljährige und herzliche Freundschaft verband; und nach dem im Oktober 1858 erfolgten Dahinscheiden des Letzteren, übertrug Pückler diese Freundschaft auf mich, und bezeigte mir unwandelbar ein unbegränztes Vertrauen und eine liebevolle Güte, die ich nie vergessen werde. Mündlich und in seinem Briefwechsel mit mir, der bis zu seinem Tode dauerte, wiederholte Pückler oft den Wunsch, ich möchte einst seine Biographie schreiben, was ich ihm gern versprach. Nachdem dies verabredet war, lag ihm nun doppelt daran, daß ich ihn genau kennen lernen, in sein innerstes Wesen eingeweiht werden sollte, und er gab mir hiezu, außer dem Vielen, das er mir bei Lebzeiten anvertraute, einen fast unerschöpflichen Stoff durch seine sämmtlichen vortrefflich geordneten Papiere, die er mir nach seinem Tode bestimmte, und die eine Reihe höchst interessanter und merkwürdiger Tagebücher und Briefwechsel enthalten, deren Veröffentlichung er in meine Hände legte.

Ist nun auch des Fürsten Wille, daß ich seine sämmtlichen Papiere erhalten sollte, nicht ganz erfüllt worden, da einige Personen der Familie seine Nichte und Erbin, Frau Marie von Pachelbl-Gehag, geb. Gräfin von Seydewitz, dringend und heftig im ersten Augenblick nach seinem Tode, um Rückgabe ihrer an den Fürsten gerichteten Briefe bestürmten, welchem Verlangen sie, wahrscheinlich von Schmerz

und Trauer überwältigt, nachgab, so wollte doch Frau von Pachelbl, nachdem ich einige Briefe mit ihr gewechselt, der entschieden ausgesprochenen Anordnung des Verstorbenen in der Hauptsache nicht entgegen sein, und lieferte mir die übrigen Papiere aus, was für meine Aufgabe jedenfalls hinreichend war, einmal weil ich das an Andere Zurückgegebene durch Pückler selbst großentheils schon kannte, zweitens weil es meistens Dinge betraf, die sich ohnehin für meine Darstellung nicht eignen konnten.

Außer dem Pückler'schen litterarischen Nachlaß stand mir aber auch noch der Varnhagen'sche zu Gebot, in welchem sich viele Aufzeichnungen und Notizen meines Onkels über Pückler befinden, die bisher noch nicht veröffentlicht worden, und die mannigfachen mündlichen Mittheilungen meines Onkels vervollständigten mir noch das Niedergeschriebene. Auch hatte Pückler einige seiner Briefschaften meinem Onkel für seine Sammlungen geschenkt, was sich nun alles wieder bei mir vereinigt findet.

Auch die gedruckten Reisewerke Pückler's, die ihn mit Recht in unserer Litteratur berühmt gemacht, habe ich nicht unbenutzt gelassen, und konnte somit seinem Lebenslauf nach allen Seiten und Richtungen folgen.

Pückler's glänzende, bewundernswerthe, eigenthümliche, bei manchen Schattenseiten doch herzgewinnende Erscheinung steht mir lebendig vor der Seele; möchte es mir nicht ganz mißlungen sein, ihn denen, die ihn kannten, zu vergegenwärtigen, ihm unter denen, die ihn nicht kannten, neue Freunde zu gewinnen.

Florenz, im Oktober 1872.

Ludmilla Assing.

Erster Abschnitt.

Charakter. Originalität. Familie. Ahnen. Großeltern. Eltern. Geburt. Kindheit. Leben der Aristokratie. Mißhelligkeiten zwischen den Eltern. Frühe Leiden. Aufenthalt in der Brüdergemeinde zu Uhyst. Verderbliche Einflüsse. Leidenschaftliche Frömmigkeit. Eine Cousine. Erste Leidenschaft für Gartenanlagen. Das Pädagogium zu Halle. Relegation. Die Kanzlerin Niemeyer. Die Stadtschule zu Dessau.

Der Held dieser Schilderung hat eine europäische Berühmtheit erlangt durch Rang, Stellung und Talente, und vor allem durch die Originalität seines Charakters. Wo er erschien, erregte seine glänzende Persönlichkeit das leidenschaftlichste Interesse, die begeistertste Anerkennung, die höchste Bewunderung, während seine Seltsamkeiten und Launen fortwährend die staunende Neugierde in Spannung hielten. Dabei kannten doch eigentlich Wenige sein wunderbar komplizirtes, aus den verschiedensten Eigenschaften zusammengesetztes, wie in vielfarbig schimmernden Facetten leuchtendes Wesen, das den Stoff zum tiefsten psychologischen Studium bietet, bisher aber für die große Menge meist ein psychologisches Räthsel geblieben ist.

Eine Erscheinung wie die von Pückler gehört allein schon durch die vielen Gegensätze, die sich in ihm vereinigen, zu den größten Seltenheiten, zu den Ausnahmen, wie sie sich kaum wiederholen können, weil auch die Einflüsse der Zeit und Verhältnisse dabei mitwirkten. Er war ein Kavalier

und in allen ritterlichen Künsten Meister, mit allen ritterlichen Tugenden geschmückt, muthig wie Bayard, tollkühn und abentheuerlich wie die Helden der Tafelrunde, großmüthig, freigebig und edelgesinnt in einem Grade, wie er beinahe nur im Alterthum zu finden ist; er nahm 1813 und 1814 am Befreiungskriege gegen die Franzosen Antheil und begleitete noch 1866 als 81jähriger Greis den König von Preußen in seinem Generalstabe bei dem Feldzuge gegen Oesterreich. Er war ein unermüdlicher Reisender, dessen genialer Blick nahe und ferne Länder durchforschte, ein begabter Schriftsteller voll seltenen Talentes in Schilderung von Gegenden, Sitten und Menschen, voll durchdringendem Verstand, Anmuth der Bildung, Eleganz der satyrischen Laune, und graziöser, gewinnendster Natürlichkeit. Er war strahlend schön in der Jugend, und strahlend schön bis zum höchsten Alter, den Frauen gegenüber bald sanft und bald heftig, bald kühl und bald zärtlich, stets liebenswürdig, geistig angeregt, oft wenn er zu spielen schien, ernsthaft, und wenn er ernsthaft schien, spielend, stets überraschend und ungewöhnlich, ja oft blendend, ein Don Juan, der überall auf Eroberungen ausging. Er hatte etwas vom Zauberer Merlin, und auch ein mephistophelischer Zug fehlte nicht in ihm; er war in der Unterwelt so gut bekannt als in den höchsten Regionen, ein raffinirter Weltmann und ein gutmüthiges, harmloses Kind, ein Wollüstling und Gourmand, der auf Genuß jeder Art sann, und ein Spiritualist und ein Denker, der über die tiefsten Geheimnisse des Daseins, über Tod und Unsterblichkeit Forschungen anstellte; er war ein Einsiedler und ein Lion der vornehmen Gesellschaft; aus unfruchtbaren Sandwüsten paradiesische Gegenden hervorzaubernd, war er der genialste Landschaftsgärtner seiner Zeit; sein seltener, feinsinniger Schönheitssinn machte sich in allen Regionen des Lebens, in den großen wie in den kleinsten,

harmonisch geltend; er hatte eine Künstlerseele, die den höchsten Idealen nachstrebte; zugleich war er ein Koch, ausgezeichneter als Herr von Rumohr; ja damit ist es noch nicht genug, denn mit Herrn Reichard im Ballon auffliegend, war er auch ein Luftschiffer, und in seinem Alter war er — auch noch Pair des Preußischen Herrenhauses! — All dies Verschiedenartige vereinigte sich in seiner Persönlichkeit, und unter allen diesen Gesichtspunkten muß man ihn betrachten, wenn man ihn richtig beurtheilen will.

Drei verschiedenartige Epochen sind wie drei sich durchkreuzende Strömungen in seinem Wesen zu erkennen; erscheint Pückler in dem Abentheuerlichen und Abentheuer Suchenden, in dem phantastisch Ungemessenen seiner Natur wie ein fahrender Ritter des Mittelalters, so ist er zugleich ein ächter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, zu dessen Ende er geboren wurde; diesem Jahrhundert gehörte er an, in seinem vorurtheilsfreien Sinn, in seinen Humanitätsrichtungen, in seinem Streben nach Aufklärung, in seinem Suchen nach erleuchtetem und gemäßigtem Fortschritt, und in jener Ausbildung und vorzugsweisen Beschäftigung mit dem eigenen Individuum mehr als mit den allgemeinen Weltzuständen. Aber auch unser gegenwärtiges Jahrhundert machte seine Einflüsse bei ihm geltend; war er im edelsten Sinne ein „Menschenfreund" des achtzehnten Jahrhunderts, so hatte er zugleich eine Byronisch-Heinesche Menschenverachtung, modernes Raffinement der Auffassung und Empfindung, und Ironie und Witz, und selbst Sentimentalität wie ein Romanheld von Eugen Sue oder Balzac. Die Politik stand ihm eigentlich fern; wie bereits gesagt, das Allgemeine reizte ihn nur in zweiter Linie; in der Politik interessirten ihn eigentlich nur Persönlichkeiten; zur „Heldenverehrung" war er noch weit mehr geneigt als Carlyle; der Erfolg blendete und bezauberte ihn dermaßen, daß er von diesem zur un-

1*

gemessensten entzücktesten Bewunderung hingerissen wurde. Jede Kühnheit, jede Kraft, jeder Sieg imponirten ihm, auch wenn sie von Personen ausgingen, denen er selbst weit überlegen war.

Niemand vielleicht ist öfter verkannt worden als Pückler; geschieht es doch zuweilen, daß gerade der helle Strahl der Berühmtheit, der auf einen ausgezeichneten Charakter fällt, sein wahres Bild vor den Augen der Menge mehr verbirgt als enthüllt, und die Originalität hat ja ohnehin das Schicksal in der Welt, daß je mehr sie sich der Gewöhnlichkeit unbefangen und natürlich zeigt, sie desto mehr mißverstanden und falsch beurtheilt wird. Wem aber verstattet worden, in Pückler's inneres Leben zu blicken, der wird einer so reich und edel angelegten Natur, so vielen seltenen Vorzügen und Tugenden, die sich trotz der ungünstigsten Einflüsse von Außen siegreich in ihm entwickelten, die begeistertste Sympathie und liebendste Anerkennung nicht versagen können. Es ist nicht nöthig, seine Fehler zu beschönigen, und manche beklagenswerthe Verirrungen, denen er sich überließ, zu verschleiern; das strahlendste Licht überwiegt so sehr in diesem merkwürdigen und in vieler Beziehung einzigen Manne, daß er die abentheuerlichen Schatten vertragen kann, welche dieses Licht zuweilen dämonisch durchkreuzen. Ist ohnehin die Wahrhaftigkeit für den gewissenhaften Biographen eine Pflicht, so ist sie noch zugleich ganz in Pückler's eigenstem Sinne, denn er wollte seine Fehler nicht verbergen und wo er aufrichtig war, war er es ganz, bis zum Aeußersten, bis zu einem bisher unerhörten Grade, wie ein reißender Waldbach, der alle Gränzen und Dämme wild überfluthet, und er sprach selbst das ungescheut aus, was wohl alle Anderen für unsagbar halten möchten. Mit vollstem Rechte konnte er von sich sagen: „Ich bin aufrichtig, im Guten wie im Schlimmen,“ und dies muß man bei seiner

Beurtheilung festhalten. Nie darf man voraussetzen, daß er seine Fehler verbergen wolle, daß sie schlimmer seien, als er sie schildre; nein, er sagt alles, alles bis auf's Aeußerste. Deshalb war es sein lebhaftester Wunsch, der Welt nach seinem Tode dargestellt zu werden mit seinen Licht- und Schattenseiten, unverfälscht und der Wahrheit getreu. Und so wie diejenigen, die ihn bei Lebzeiten wahrhaft kannten, ihn trotz seiner Fehler liebten und bewunderten, und sich an seinem Genie und seinen Eigenthümlichkeiten erfreuten, so möge dieses sein litterarisches Abbild ihm auch bei der Nachwelt neue Freunde und antheilvolles, ruhmvolles Gedächtniß bewahren.

Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler-Muskau ist einer uralten gräflichen Familie entsprossen, die sich in drei Linien theilte, die schlesische, die fränkische von Pückler-Limpurg und die lausitzische, welcher letzteren er angehörte. Laut alter Urkunden sollen die Pückler von dem in den Nibelungen vorkommenden Rüdiger von Bechlarn herstammen, welcher Name später in Pechlarn, und dann in Pückler umgewandelt worden sein soll. Auch wird hiefür geltend gemacht, daß das Wappenbild der Pückler in vier Feldern die zertheilten Glieder eines Adlers darstellt, welches Symbol sich ebenfalls auf dem Grabmal Pellegrin's, Bischofs von Passau und Erzbischofs von Lorch, aus dem neunten Jahrhundert, befindet, der ein Nachkomme jenes Rüdiger von Bechlarn gewesen. Pückler's romantischem Sinn gefiel diese verwandtschaftliche Beziehung zu dem Nibelungenliede, zu einer grauen mährchenhaften Vorzeit mit ihren fabelhaften Heldengestalten, und in treuer Familienliebe hegte er lange den Plan, im Parke von Muskau seinem mystischen Ahnherrn eine Statue zu errichten. Doch kam dies nicht zur Ausführung. Freilich auch ist diese Verwandtschaft von mehreren Genealogen bestritten worden, doch wissen die

gründlichsten Historiker am besten, daß die Sage stets sich als eine Schwester — wenn auch eine illegitime, — der Geschichte bewiesen hat, daß beide innig zusammenhängen, und die Gränzen, wo die eine in die andere überfließt, oft schwer zu bestimmen sind, und so wird wohl jene Nibelungenfrage vermuthlich eine offene bleiben.

Hermanns Vater war Ludwig Johannes Karl Erdmann Graf von Pückler auf Branitz, kursächsischer wirklicher Geheimerath, geboren den 12. Juli 1754; seine Mutter, Clementine Kunigunde Charlotte Olympia Luise, war aus der gleichfalls uralten angesehenen gräflichen Familie der Callenberg; geboren den 5. Juni 1770, vermählte sie sich, vierzehn Jahre alt, den 27. Dezember 1784 und brachte ihrem Gemahl die Standesherrschaft Muskau in der Oberlausitz zu, welcher demzufolge den Namen Pückler-Muskau annahm. Hermanns Großmutter, Clementinens Mutter, war eine Französin, Gräfin Olympia von la Tour du Pin. Seine beiden Großväter erreichten ein ungewöhnlich hohes Alter, der von väterlicher Seite wurde 89, der von mütterlicher 96 Jahre.

Hermann erblickte als Erstgeborener den 30. Oktober 1785 an einem Sonntag gegen Mitternacht auf dem Schlosse zu Muskau, das damals noch sächsisch war, das Licht der Welt, inmitten der äußerlich glänzendsten und bevorzugtesten Verhältnisse. Aber die so häufig bestätigte Erfahrung, daß es nicht immer eine Gunst des Geschickes ist, in den höchsten Sphären der Gesellschaft geboren zu sein, machte sich auch hier geltend, und dem lebhaften, eindrucksfähigen und mit den schönsten Anlagen begabten Kinde war eine höchst unglückliche Jugend beschieden. Was halfen ihm seine hohe Geburt, das Ansehen, der Reichthum und der Einfluß seiner Eltern, da er doch alles entbehren mußte, dessen ein junges Gemüth am meisten bedarf!

Ist schon überhaupt die Aristokratie nicht gerade bekannt

als ein Spiegel innigen Familienlebens und guter Sitten, so war noch obendrein in jener Zeit der Leichtsinn förmlich Mode. Ehegatten vergaben sich gegenseitig gar viel, und fanden dennoch oft die so weit gesteckte Gränze des zu Vergebenden überschritten, wo denn nichts als Scheidung übrig blieb, die man damals außerordentlich leicht von den Gerichten erlangen konnte, und gegen welche auch die Geistlichen keine großen Schwierigkeiten erhoben, da sie nichts dabei verloren; denn wenn die Gerichte den Bund wieder auflösten, den jene eingeweiht, so hatten die Prediger zur Entschädigung desto mehr Wiederverheirathungen der Geschiedenen einzusegnen, die oft versuchten, ob sie in neuen und anderen Fesseln mehr Befriedigung fänden als in den alten zerstörten. Sind wir heute im Zeitalter der Eisenbahnen, so war man damals im Zeitalter der Ehescheidungen, die sich wie ein rother Faden beinahe durch alle Lebensverhältnisse hindurchziehen, und von denen auch in diesen Blättern noch oftmals wird die Rede sein müssen.

Auch zwischen Graf Ludwig Erdmann und Gräfin Clementine traten große Mißhelligkeiten ein; die schöne, lebhafte, heitere, aber leichtsinnige Frau, die beinahe noch als Kind geheirathet hatte, und mit fünfzehn Jahren schon Mutter war, konnte sich mit ihrem Gatten nicht vertragen, der, wie es scheint, schwer umgänglich und durchaus nicht liebenswürdig gewesen sein mag. Nachdem die Gräfin ihm noch drei Töchter geboren, Clementine, Bianca und Agnes, entschloß man sich zu einer Trennung, und später zu einer vollständigen gerichtlichen Scheidung.

Durch diese tief eingreifenden unheilvollen Störungen blieb dem armen Hermann das Glück eines harmonischen Familienlebens völlig unbekannt; den wohlthuenden Einfluß, welchen Frieden, Liebe und Eintracht auf ein jugendliches Gemüth hervorbringen, hat er nie erfahren. Sein warmes,

zärtliches, liebebedürftiges Herz fand nirgends eine tröstliche Stütze und Anlehnung; vernachlässigt, verwahrlost, ja sogar mißhandelt und von seiner ganzen Umgebung verkannt, war er entweder sich selbst überlassen, oder rohen, gleichgültigen Dienstboten zur Aufsicht übergeben.

Sein Vater war, nach des Sohnes und Anderer Schilderungen, geizig, mißtrauisch und dabei schwach und ohne Urtheilskraft. „Gegen Mißgriffe bin ich zwar am allerärgerlichsten," äußert Pückler einmal in einem Briefe an seine Schwester Clementine vom 2. März 1829, „weil ich mir selbst deren mehr als die meisten übrigen Menschen zuzuschreiben habe — aber bei unserem Vater war die Sache anders. Aufrichtig gesagt, sein ganzes Leben war ein fortlaufender Mißgriff, eine traurige, gehaltlose Existenz, die sich, ohne durch eine Idee erwärmt zu werden, in der niederen Sphäre beschränkten Eigennutzes schwerfällig durchwürgte — und hieraus entstand denn freilich, irdisch gesprochen, unsägliches Uebel. Wir Alle blieben zuvörderst ohne Erziehung. Durch die unglückliche Ehe der Eltern (stets, meiner Ueberzeugung nach, die Schuld des Mannes, hier aber ganz offenbar) kamen wir auch um das Familienleben, ein früh gesammelter Schatz, der bis zum Grabe ausdauert, Freuden würzt und Unglück tröstet. Durch kleinlichen Geiz kamen wir endlich um die Solidität unseres Vermögens, das nicht des Vaters Vermögen war, der wohl viel hier genommen, aber nie etwas hergebracht hat — und somit stehen wir Kinder gleich — ich aber habe dann noch eine ganz andere Rechnung, und warum soll ich nicht sagen, was wahr ist? Nie will ich mir selbst einen besseren Sohn wünschen, als das Kind Hermann war, das aus Feuer, Liebe und Geist zusammengesetzt, in der leitenden Hand eines edeln und würdigen Mannes, die Knospe alles Kräftigen, Guten und Schönen zur vollen Blüthe und Frucht

hätte entfalten können. Wie diese Knospe geknickt, das Feuer erlöscht, die Liebe erkältet und der Geist erdrückt worden ist — von diesem Bilde will ich mich lieber abwenden — aber selbst von der Zeit, in welcher diese Operation vor sich ging, kann ich wiederum sagen: ich wünsche keinen Sohn, der mich mehr ehrt, mir mehr Respekt bezeugt und bereitwilliger ist mich zu lieben, als ich es gegen meinen Vater gewesen bis an seinen Tod, wo ich freilich weit entfernt war, sein Betragen gegen mich völlig beurtheilen zu können. Dies hat erst die Folge erlaubt, und mir das unumstößliche Resultat gegeben, daß ich nur Einem mich verderben wollenden Feinde im Leben begegnet bin, und — dieser Eine war Er!" — Jedes dieser schmerzlichen Worte trägt die Wahrhaftigkeit an der Stirn, und giebt in wenigen Strichen eine Vorstellung von allem, was der Sohn vom Vater zu leiden hatte.

War der Vater geizig, so war die Mutter dagegen in ihrer harmlosen Sorglosigkeit verschwenderisch; nie wußte sie mit dem Gelde umzugehen, nie mit dem auszukommen, was sie hatte, und in allen ihren Briefen an ihren Sohn, von dem ersten an, bis in ihr Alter, begegnen wir immer denselben Klagen über Geldmangel, demselben Refrain, sie gehöre zur Familie d'Argentcourt, ihre Börse sei leer, sie habe nichts, sie habe Schulden, u. s. w. Ihr munteres Temperament ließ sie aber alle Dinge leicht nehmen, sie lachte immer und über alles. Sie war anmuthig und graziös, lebhaft und gedankenlos, französische Art und französisches Wesen in ihr vorherrschend, durch ihre Mutter sowohl als durch ihre Erziehung — wenn man die Art, wie man die junge Gräfin aufwachsen ließ, überhaupt Erziehung nennen will. Vor allem war sie aber, als sie heirathete, noch ein Kind, noch ein Kind, als sie ihren Erstgeborenen in den Armen hielt; und so spielte denn auch die Fünfzehn-

jährige mit dem kleinen Hermann, so wie sie noch eben mit ihrer Puppe gespielt hatte, und glaubte ihn auch eben so sorglos wie diese mißhandeln zu dürfen, wenn ihr die Laune dazu ankam. An Urtheil, an Ueberlegung, an liebevolle und umsichtige Fürsorge für das Kind war unter solchen Umständen natürlich nicht entfernt zu denken, und mit Recht durfte Pückler behaupten, daß er niemals eine Erziehung genossen.

Oftmals sah er mehrere Tage lang die Eltern gar nicht, und wenn er sie sah, war er Zeuge ihrer Streitigkeiten. Früh schon faßte der Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen Hermann; einmal, weil er in ihm einen ganz von dem seinigen abweichenden Charakter sich entwickeln sah, und dann auch, weil er das eigentlich dem Sohn gehörende Vermögen, das er nur zu verwalten hatte, ganz für sich benutzte, und das Gefühl dieses Unrechts ihm den Anblick desjenigen, dem er es zufügte, zum lebendigen Vorwurf machte. Die Mutter wollte ihn, je nach ihrer augenblicklichen Lectüre, bald nach dem Rousseau'schen, bald nach dem Basedow'schen, bald nach irgend einem anderen System, das gerade Mode war, erziehen, und stellte die seltsamsten Experimente mit ihm an, wurde dann aber schnell aller dieser Versuche müde, und bekümmerte sich auf kürzere oder längere Zeit gar nicht um den Knaben, der demzufolge wieder der unumschränkten Leitung der Dienerschaft anheimfiel.

Vor den Eltern konnte Hermann nur Scheu und Furcht empfinden, war aber so empfänglich für Liebe und gute Behandlung, daß er sich an eine alte Bauerfrau, die Amme seiner Mutter, mit leidenschaftlicher Herzlichkeit und Hingebung anschloß.

Eine der ersten Personen, die Hermann im Leben freundlich entgegentraten, war der berühmte Graf von St. Germain, der zum Besuch auf das Schloß kam, und der schönen Gräfin

beeifert huldigte. Er machte einen großen Eindruck auf Hermann, nahm den Knaben liebkosend auf den Schoß, und ertheilte ihm spielend manchen Unterricht in Dingen, die, wie Pückler behauptete, noch jetzt allen Riesenschritten der neueren Wissenschaft unzugänglich geblieben seien.

St. Germain hatte feine, milde Züge, alle Liebenswürdigkeit eines vollendeten Weltmannes, und gar nichts Geheimnißvolles in seinem offenen und heitern Wesen. Ja selbst wenn er das Wunderbare berührte und wie Alltägliches behandelte, war es immer mit einer Nüance von Scherz oder Ironie, die Jedem eine Auslegung nach seinem Sinne zuließ.

Sich selbst beschreibt Pückler in einem Briefe an die Gräfin Hahn vom 10. März 1845 als ein hübsches Kind von lebendigstem Geiste und größter Eindrucksfähigkeit, im Guten wie im Schlimmen, mit Anlage zu tiefem, schwärmerischen Gefühl, das sich leicht zur Begeisterung steigerte, von heftiger Sinnlichkeit, dabei herrisch, gewaltsam, eitel, und zugleich offen und gutmüthig. Als einziger Erbe einer großen, damals fast souverainen Herrschaft, von der viele Tausende abhingen, wurde er allgemein umschmeichelt, ja man suchte ihn zu verführen und zu verderben. Er wurde nun wild und ungezogen, und dadurch den Eltern doppelt unbequem; fünf Jahre alt, wurde er als lästig auf einige Zeit unter Aufsicht eines Hofmeisters aus dem Hause entfernt, und zwei Jahre darauf, sieben Jahre alt, in die herrenhutische Lehranstalt zu Uhyst gethan, wo er vier Jahre lang bis zum elften Jahre bleiben mußte.

Das Kind, das aus dem Hause entfernt wurde in einem so zarten Alter, wo viele andere Eltern ihre Lebensfreude darin gefunden hätten, es in ihrer Nähe zu behalten, war damals schon ausgezeichnet durch seltene Körperschönheit und einen wunderbar aufgeweckten Verstand, der seine ganze

Umgebung überraschte. Die schlanken Wellenlinien seiner Gestalt, die Anmuth und Kraft seiner Bewegungen, der frische Uebermuth der Knabennatur, die braunen üppigen Haare, die sich in natürlichen Locken ringelten, die großen dunkelblauen Augen voll stets wechselndem Ausdruck von Munterkeit, Zärtlichkeit und Muthwillen, der schöne Mund mit den schneeweißen Perlenzähnen machten ihn zu einer allerliebsten Erscheinung. Und mit diesem Aeußeren verband sich das stürmisch wogende Innere, Geist und Herz, die in der halb erschlossenen Knospe mit heißer Ungeduld nach Befriedigung verlangten.

Und was hätte da wohl weniger angemessen sein können für den armen Hermann, als die trübe, spielerische Frömmigkeit der Brüdergemeinde! In der fremden, eingeschränkten Umgebung ohne jede Freiheit fühlte er sich anfänglich sehr unglücklich; noch in späteren Jahren bemerkte er oft, die „herrenhutische Heuchelanstalt“ sei für ihn wie kaltes Wasser auf einen heißen Stein gewesen, wenn auch sein gerader, aufrichtiger Sinn stets der Verstellung unzugänglich blieb. Die ungünstigsten und gefährlichen Einflüsse vereinigten sich in der frommen Anstalt zum Nachtheil der Schüler, in der gewissenlose und verderbte Lehrer die Aufgabe hatten, die ihnen anvertraute Jugend zu erziehen, und diese Aufgabe so schlecht erfüllten.

Nachdem die ersten Schmerzen überwunden waren, ergab sich Hermann, nach Liebe verlangend, mit voller glühender Seele der frommen Richtung, zu der man ihn anleitete. Alles was von Leidenschaft und aufgeregten Gefühlen in ihm war, wandte er dem jugendlichen Christus, dem schönen, liebenden Heilande zu, den naiven Spielereien jener Sekte in allen ihren Ausartungen folgend, während Jesus' Leidensnächten in Thränen zerfließend, und am Tage der Auferstehung jubelnd und beglückt sein Bild küssend.

Dort in Ubyst will auch Pückler gleichzeitig als er den „schönen Heiland“ liebte, sich in seine Cousine, die Gräfin Nathalie von Kielmannsegge, der er dort begegnete, verliebt haben. „Wissen Sie wohl noch,“ schreibt er an dieselbe den 5. September 1830, „car je dois vous l'avoir conté au moins antant de fois que Werther ses amours avec Lolotte à son fidèle Fritz, daß ich schon im siebenten Jahre mich in Herrnhut sterblich in Sie verliebte, als wir noch Beide in religionssinnlichen Entzündungen schwärmten. Sie zerflossen in Thränen, schön wie eine zerknirschte Heilige, und ich in Liebe, süßer noch als zu Christus. Als Sie herausgingen, noch immer weinend, drängte ich mich an Ihr schwarzseidenes Gewand, und, elektrisch getroffen, fühlte ich zum erstenmale, was Wollust sei. — Alles ist mir noch heute so gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen, und ich bewundere manchmal, wie ich schon als Kind alt war und als Alter noch Kind geblieben bin. Vous voyez donc, ma chère cousine, que vous et votre taffetas jouent un quand rôle dans ma vie dès mon enfance, et le souvenir m'en a toujours été bien doux, dans quelque époque de la vie qui s'est présenté.“ Vermuthlich wohl hat die nachträgliche Phantasie den meisten Antheil an diesen Empfindungen.

Gewiß ist aber dagegen, daß bei den Herrnhutern eine andere Leidenschaft in Pückler zuerst erwachte, die in seinem ganzen späteren Leben eine bedeutende Stelle einnimmt, nämlich die Leidenschaft für Gartenanlagen. Das kleine Gärtchen der Anstalt, wo jeder Knabe sein Beet erhielt, war für ihn eine Quelle unablässigen Nachsinnens und Vergnügens; fortwährend war er darauf bedacht, seinem Beete eine neue Form und ein anderes Ansehen zu geben, und so sehr vertiefte er sich in jene Lieblingsarbeit, daß er einmal aus Unachtsamkeit das Unglück hatte, einen seiner Mitschüler,

der sich eben bückte, mit der Hacke so schwer am Kopfe zu verletzen, daß das Blut des Verwundeten auf die Blumen strömte, was Pückler die Gärtnerei für lange verleitete. Jener Mitschüler, ein junger Graf H., erschoß sich später als vielversprechender Jüngling aus unglücklicher Liebe, und Pückler wollte in jener blutigen Gartenszene eine Vorbedeutung dieses traurigen Schicksals erkennen.

Nach vier Jahren, in seinem zwölften Jahre, wurde Hermann von der Herrnhuteranstalt fort auf das Pädagogium zu Halle gethan. Dort befreundete er sich mit seinem Mitschüler Ernst Houwald, der in der Folge als Dichter bekannt wurde, und mit dem späteren Schriftsteller Contessa.

Aber auch dort machten sich manche widrige Einflüsse geltend. Jugendmuth und Jugendmuthwillen sprudelten wild und ungezähmt in Hermanns Natur. Die Folge seiner mannigfachen Ausschreitungen war, daß das Pädagogium ihn relegirte, und in den Annalen desselben wird als Grund dieser Maßregel angegeben, „weil er nicht zu bändigen gewesen“.

Varnhagen von Ense giebt in einer ungedruckten Aufzeichnung die folgende Aufklärung über den Vorgang, die er aus einer mündlichen Mittheilung Pückler's geschöpft:

„Er war auf dem Pädagogium zu Halle, wurde aber zu 13 Jahren relegirt wegen eines Spottgedichts, das er mit Anderen auf die lockere Lebensart der Kanzlerin Niemeyer verfaßt hatte. Den Enkel des Fürsten von Hardenberg, Grafen von Hardenberg, traf dasselbe Loos. Viele Jahre darauf war Niemeyer beim Staatskanzler in Berlin zur Tafel; jene Beiden setzten sich neben ihn. Nach allerlei Gesprächen, in denen er dem Schwiegersohn wie dem Enkel des Staatskanzlers mit ehrerbietiger Beflissenheit sich angenehm zu machen suchte, brachten sie die Rede auf jene Relegirten, und Niemeyer sprach von ihnen als bösen Buben,

aus denen nichts habe werden können. Wie erschrak er aber, als erst der Eine, dann der Andere sich zu erkennen gab. Er verlor beinahe seine Fassung, doch nicht ganz. ‚Wie sich die Zeiten ändern!‘ rief er aus; er hätte sagen können: „die Menschen“, aber das sagte er nicht, sondern nur: „die Zeiten“, und damit gab er Beiden ihre Neckerei zurück! —

Die Kanzlerin Niemeyer war eine kluge, angenehme Frau, doch ihre Munterkeit war allgemein bekannt. Contessa, der mit Pückler zugleich auf dem Pädagogium und sehr befreundet war, stand besonders in ihrer Gunst und in ihrem Vertrauen; er durfte ihre übrigen Liebesabentheuer wissen, in ihren geschriebenen Bekenntnissen lesen.“

Nach Hermanns Relegation mußte natürlich der Erziehungsplan wieder verändert werden, und man schickte ihn nun in Begleitung eines Hofmeisters, den sein Vater annahm, ohne auch nur seine persönliche Bekanntschaft zu machen, nach Dessau, wo Hermann die Stadtschule besuchte.

Zweiter Abschnitt.

Rückkehr in das elterliche Haus. Scheidung der Eltern. Wiedervermählung der Mutter. Stille Einsamkeit. Jugendträume und Jugendgedanken. Muskau's Vorzeit. Wiedersehen der Mutter. Spiel. Tanz. Liebhabertheater. Die Universität zu Leipzig. Unerfüllte Reisewünsche. Brescius über die Familie Pückler. Dresden. Eintritt in das Heer. Kühne Streiche. Abentheuer. Schulden. Abschied als Rittmeister. Abreise.

Wieder in das elterliche Haus zurückgekehrt, fand Hermann auch dort lauter Störungen. Die schon oben erwähnte Scheidung der Eltern fand Statt, in äußerlich gütlicher Uebereinkunft zwar, aber doch die Folge des tiefsten Risses. Die Gräfin ihrerseits vermählte sich dann an den Königlich bairischen Generalmajor Grafen Karl von Seydewitz, der ihr schon in erster Ehe beeifert den Hof gemacht hatte. Seitdem ist Pückler nie länger als etwa vierzehn Tage mit seiner Mutter wieder zusammengewesen, und auch dies nicht vertraulich allein, noch in gemeinschaftlichen Verhältnissen, sondern ohne Berührungspunkte fast wie ein Fremder. Das darf nicht vergessen werden, wenn man die Beziehung zwischen ihm und seiner Mutter betrachtet.

Er verweilte nun eine kurze unglückliche Zeit allein beim Vater. Auf dem weitläufigen Schlosse, in den unermeßlichen Tannenwaldungen, die es umgaben, überließ er sich seinen sinnenden Gedanken. Seine jugendliche Phan-

tasie lehnte sich an alle die poetischen Elemente an, die auch dieser Sandgegend nicht fehlten. Wenn er die Bergwerke der Herrschaft besuchte, glaubte er bei dem Duft des Erzes aus den dunkeln Schachten den flammenden Hauch der Gnomen zu vernehmen, und in dem stillen Grün der Forsten, durch die der Wind säuselte, horchte er auf das Geflüster der Dryaden. Er beschäftigte sich mit den romantischen Schicksalen seiner Ahnen, die in lebensgroßen Bildnissen in den Sälen des Schlosses auf ihn herabblickten, ja er ging noch weiter in die graue Vorzeit zurück, wo Muskau, ehemals Muzakow, d. h. Männerstadt, genannt, zur heidnischen Zeit der Sorben ein berühmter Wallfahrtsort war, wo vier Göttertempel in Eichenhainen standen, und das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter Swantewit „das heilige Licht, das heilige Feuer" verehrt wurde. Er suchte die Opferplätze auf, von denen man einen in der Nähe des jetzigen Hermannsbades deutlich erkennen will, wo die Priester die Orakel verkündigten; er betrachtete die Urnen, deren auf dem Muskauer Kirchhof beständig auf's neue ausgegraben wurden. Es geht die Sage, daß nach der Bekehrung der Sorben durch Ludwig den Frommen 1060 der Dienst der Götter sich mehrere Jahrhunderte lang in diesen fast undurchdringlichen Wäldern verborgen und geheim fortsetzte. Das Schloß von Muskau wurde vom Markgrafen Johann, Siegfried's Sohn, als eine Land- oder Gränzveste erbaut. Die Stadt Muskau wurde 1241 in einer furchtbaren Schlacht von den Tartaren ganz verwüstet, so wie das alte feste Schloß bis auf den Grund zerstört; man baute Stadt und Schloß wieder auf, aber dann zerstörten letzteres die Hussiten, und im dreißigjährigen Kriege verbrannte Tiefenbach die sämmtlichen Dörfer umher; Stadt und Schloß wurden von den Kroaten geplündert, und Wallenstein lag 1633 mehrere Tage mit der

Kaiserlichen Armee in der Herrschaft. Kurz nachher ward der Wald angezündet, der sechs Wochen lang brannte, durch seinen unheimlichen Feuerschein weithin in der Runde alles in Schrecken setzend, und durch Vernachlässigung der Schweden brannte auch das damals neue Schloß ab, welches darauf schöner ausgebaut und ansehnlich vergrößert wurde. Auch die Stadt Muskau brannte mehreremal ab und wurde namentlich im Jahre 1766 ganz in Asche gelegt.

Das ist die Vorgeschichte jenes Ortes, den Pückler später mit genialer Hand zu einem Sitz des poetischsten Friedens, zu einem Juwel der Landschafts- und Gartenkunst voll Duft und Blüthenschimmer herrlich umgestaltete.

In der umfangreichen Bibliothek des Schlosses suchte Hermann die alten Chroniken auf, die ihm über jene Vergangenheit Auskunft gaben, aber in solcher Lieblingsbeschäftigung hinderte ihn der unvernünftige Vater, der trotz aller Bitten nicht leiden wollte, daß er die Bücher daselbst benutze. Ueberhaupt verstand er die Natur seines Sohnes nicht entfernt, der sich nach Neuem, nach Außerordentlichem sehnte, und vor Langerweile aus Mangel an passender Thätigkeit fast umkommen wollte.

Er war fünfzehn Jahre alt, als er nach langer Trennung seine Mutter als Gräfin von Seydewitz wiedersah, die eben dreißig, noch in der vollen Blüthe jugendlichen Liebreizes stand, und höchstens wie zwanzig aussah. Er zeigte ein so leidenschaftlich zärtliches Wohlgefallen an der jungen schönen Mutter, daß sein Stiefvater darüber in die heftigste Eifersucht gerieth. Die muntere Gräfin, die über alles im Leben lachte, fand das eine so ergötzlich wie das andere, und scherzte noch lange in ihren Briefen an den Sohn sowohl über seine Verliebtheit, als über die Eifersucht des Gatten.

Da Hermann nirgends für sein Herz eine Anlehnung

fand, so wurden die zurückgedrängten Gefühle in ihm zur scharfen Ironie, zum zersetzenden Witz. Schon in den Briefen, die er zu jener Zeit an seinen ehemaligen Lehrer Bävenroth schrieb — man wechselte seine Hauslehrer beständig, und einer war schlechter und unfähiger als der andere — finden sich satyrische Anflüge, und eine treffende Beobachtungsgabe, die seinen Jahren weit vorauseilte, neben einer natürlichen, kindlichen Unbefangenheit.

Was das Muskauer Schloßleben ihm von Geselligkeit zeigte, war gerade genug, um die Leichtfertigkeit der Sitten jenes Kreises zu bezeichnen, und den Glauben an das Gute in ihm zu schwächen, wenn nicht ganz zu erschüttern. Er stellte sich über diesen Kreis, indem er ihn verspottete, wobei er auch oft seine Nächsten nicht verschonte, die ihm freilich reichlich Anlaß zum Tadel boten. Eine schmerzliche Bitterkeit, die aus seinen ursprünglich edeln Anlagen hervorging, bemächtigte sich früh dieses jugendlichen Gemüthes. Er suchte nach Zerstreuung, um die schwarzen Gedanken zu bannen. Wie jung schon die Leidenschaft des Spieles ihn ergriffen haben muß, geht daraus hervor, daß er fünfzehnjährig Bävenroth die Versicherung giebt, er sei kein so beeiferter Spieler mehr wie früher, er spiele fast gar nicht mehr, er habe so viel gespielt, daß es ihm zuwider geworden sei. Dagegen spiele er mit Vergnügen Clavier, zeichne, lese lateinisch Ovid's Metamorphosen und nehme Stunden in der Mathematik. Auch einige Vergnügungen boten sich dar. Ein gewandter Tänzer, erschien er auf einer Redoute zu Muskau als Mohr verkleidet, wo er in dem phantastischen Kostüm viel bewundert wurde. Ebenso erwarb er sich Lorbeeren auf dem Liebhabertheater des Schlosses, wo sogar sein Vater, der selbst mitspielte, und der Prediger Brescius, der ihn eben konfirmirt und ihm das Abendmahl ertheilt hatte, ihn um die Wette lobten, und behaupteten,

der berühmte Mattausch, den sie in Berlin dieselben Rollen hatten geben sehen, habe es nicht besser gemacht, sondern gerade ebenso. Die Stücke, in welchen er diese Erfolge errang, waren der junge Baron Reinthal, in der „Komödie aus dem Stegreif“ von Jünger, August, in der „Braut im Schleier“ und Herr von Schmalbruch junior, im „neuen Jahrhundert“ von Kotzebue. „Sie fragen mich“, schreibt er an Bävenroth, „nach dem Schauspiel, und vermuthen, daß ich einen süßen Herrn gemacht habe, mit einer Lorgnette u. s. w., aber keines von beiden, denn beides ist nicht mehr Mode, im Gegentheil sind die jetzigen Elegants mehr grob als höflich, und eher bitter als süß.“

In einem späteren Briefe vom 16. Juli 1801 schreibt er an Bävenroth: „Wenn Sie mich jetzt sähen, ich zweifle, daß Sie mich erkennen würden, ich bin sehr gewachsen, nicht mager, aber auch nicht dick. Mein Gesicht ist zwar weiß, aber männlicher, und ein satyrischer Zug hat sich hineingelegt. Bei diesem Brief aber habe ich mich in Acht genommen, nicht zu satyrisch zu sein, er möchte Ihnen sonst wieder in zu bittere Lauge getaucht zu sein scheinen. Indessen kann man sich wirklich der Satyre nicht so ganz enthalten wie man will, denn die ganze Welt ist ja wirklich jetzt eine wahre Satyre, und die Menschen geben gar zu viel Stoff dazu.“

Eine Veränderung seines Lebens wurde dadurch bewirkt, daß er 1801 die Universität Leipzig bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Immer unter Fremden, ohne Rath, ohne Anhalt, ohne günstige Leitung ist es nicht zu verwundern, daß er sich manchen jugendlichen Verirrungen überließ, spielte, Schulden machte u. s. w., wodurch er den heftigsten Zorn seines Vaters erregte. Doch wenn er sich auch zu manchem Leichtsinn fortreißen ließ, so beurtheilte er doch sich und Andere mit einer Reife des Nachdenkens,

die bewundernswürdig genannt werden darf, und es scheint, daß seine große geistige Ueberlegenheit nicht minder als seine Fehler seinem Vater unbequem waren. Das anschaulichste Bild seiner ersten Jugendjahre, seiner Lage und seiner Verhältnisse giebt Pückler selbst in einem Briefe an seinen Vater aus Leipzig, den wir hier einschalten:

„Wenn es wahr ist," schreibt er, „was man so allgemein behauptet, daß die frühere Erziehung des Menschen den Ausschlag für all sein künftiges Thun und Lassen giebt, so ist es wohl natürlich, daß sie das richtigste Augenmerk sowohl des Erziehers als auch vorzüglich des zu Erziehenden sein muß, und nur, wenn beide zusammen daran arbeiten, kann sie gelingen und gute Früchte bringen. Versteht sich, daß hier nicht von der Erziehung eines Kindes die Rede ist, das noch gar keinen Begriff von dem haben kann, was ihm zuträglich oder schädlich sei, sondern von der Leitung des Jünglings, an dem noch immer gebessert werden kann, was am Kinde verdorben wurde.

Du wirst es mir also verzeihen, lieber Vater, daß ich auch einmal in Hinsicht auf eine Sache, die mich doch immer am nächsten angeht, eine Bitte an Dich thue, die nicht mein Vergnügen, sondern bloß mein Bestes zur Absicht hat. Vorher aber erlaube mir einen kleinen Rückblick auf meine bisherige Erziehung zu werfen, wo mir, und vielleicht mit Recht, nie erlaubt wurde, einen Vorschlag zu thun.

In den frühesten Jahren meiner Kindheit, und kaum mir aus dunkler Erinnerung vorschwebend, finde ich mich in den Händen theils roher, theils dummer Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die, ohne selbst zu wissen warum, mich bald schlug, bald liebkoste, und oft mit mir spielte wie ein Kind mit seiner Puppe. Du, lieber Vater, warst zu jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften

überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, daß Du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest. Danach sorgtest Du für einen Hofmeister, und warst glücklich in seiner Wahl. Gewiß, hätte ich den braven Tamm behalten können, Vieles wäre jetzt anders; der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen, was er dachte; Damen wollen lieber geschmeichelt sein, meine Mutter konnte sich nicht mit ihm vertragen, und er — ging. Die häufigen Reisen meiner Mutter hinderten sie, meine Erziehung selbst zu übernehmen, ich wurde daher auf's neue einem Manne übergeben, der unter der Maske des Edelmüthigen die niederträchtigsten Gesinnungen verbarg, und zugleich in's Geheim meine bisher ihrem Gemahl wenigstens noch treu gebliebene Mutter zu verführen suchte. Der Antrag meiner Erziehung mußte ihm um so lieber sein, da er dadurch Gelegenheit bekam, seinem Zwecke immer näher zu rücken. Er behandelte mich wider seine besseren Einsichten, ganz nach den sich oft widersprechenden Wünschen meiner Mutter, und führte ihre verrücktesten Gedanken an mir aus. So erreichte ich mein siebentes Jahr, begabt mit allen Fehlern, die aus einer solchen oft widersinnigen Behandlung entstehen mußten. Meine Mutter, der ich zum Spielwerk zu groß wurde, und die meine Erziehung überhaupt zu ennuyiren anfing, drang nun darauf, daß ich aus dem väterlichen Hause weg sollte, obgleich ich noch nicht acht Jahre alt war; Du gabst endlich nach, und ich kam nach Uhyst. Daß gerade dieser Ort für ein Kind meines Temperaments, und das überdies einer ziemlich unbeschränkten Freiheit gewohnt war, am Wenigsten paßte, erkannten Mehrere, schwiegen aber weislich, um nicht die Frau Gräfin, die mich nun einmal absolut forthaben wollte, mit sich unzufrieden zu machen. Von hier kam ich im zwölften Jahre nach Halle. Der Kontrast dieser beiden Anstalten ist zu

groß, als daß ich mich sogleich in diese ganz verschiedene Lebensart hätte finden können; viele widerwärtige Umstände kamen noch dazu, und ich kam auch von hier weg. Du überließest dem Doktor Niemeyer gänzlich die Wahl eines Hofmeisters für mich, und schicktest mich mit diesem, ohne ihn zu kennen, nach Dessau, wo ich die allgemeine Stadtschule besuchte. Dies, lieber Vater, war nun wohl etwas gewagt, mich mit einem Dir ganz unbekannten Menschen an einen Ort gehen zu lassen, wo zu meiner Bildung nichts weiter als eine öffentliche Stadtschule vorhanden war, und meine Gesellschaft nicht gewählt war. Du warst aber gerade damals in einer der unangenehmsten Lagen, indem auf der einen Seite Deine ökonomischen Umstände immer noch schwankend und nicht so befestigt waren, wie sie es jetzt sind, auf der anderen Dein Herz durch die unglaublichen Verirrungen Deiner noch immer geliebten Gemahlin zerrissen, und es war unmöglich, daß Du bei diesen Umständen und die so häufig dadurch veranlaßten Verdrießlichkeiten auch zugleich Deine Aufmerksamkeit auf mich richten konntest, der ich ohnehin abwesend war.

Nach Verlauf eines Jahres, wo die Angelegenheit mit meiner Mutter endlich so ziemlich zu Ende war, ließest Du mich nach Hause kommen, das Beste und Klügste was gethan werden konnte; denn hier im väterlichen Hause war es, wo ich nach und nach anfing, das zu verbessern, was bisher verdorben worden war, und obgleich Du mich hier mehr nach Deinen jedesmaligen Gedanken als nach einem vorgefaßten Plane behandeltest, so ging es doch besser als es bisher mit Anstalten und Schulen und Hofmeistern gegangen war. Von Bävenroth und Nigmann sage ich weiter nichts, Du kennst sie ja sattsam. Nun noch ein Wort über meine Beziehung der Universität. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Bemerkung zu machen, die

sich sogar jedem Andern, der mich hier leben sah, aufdrang, und die man sogar oft gegen mich selbst geäußert hat. Wie kam es, daß Du, bester Vater, dessen bester, aufrichtigster Wunsch von jeher mein Bestes war, der keine Kosten an meiner Erziehung gespart hatte, dessen edles Herz und richtigen Verstand ich oft bewunderte, der sich noch neuerlich so freigebig als großmüthig gegen mich bewies, wie kam es, sage ich, daß der in einer für mich so wichtigen Sache so gleichgültig sich bewiesen hat? Wie kam es, daß Du bei der Wahl eines Mannes, der meinen Eintritt in die Welt und alle die Betrügereien und Verführungen derselben, die mir bisher doch nur aus Romanen bekannt waren, leiten sollte, nicht erst vorher einen gründlich kennen zu lernen suchtest, um ihm ein so wichtiges Geschäft zu übertragen, sondern gleich den ersten Besten, der Dir durch die dritte, vierte Hand empfohlen wurde, annahmst, ohne Dich auch nur im Geringsten bei Anderen nach ihm zu erkundigen, denn sonst würde Dir Jedermann hier in Leipzig haben sagen können, daß gerade dieser Kretschmer den allgemeinen Ruf eines liederlichen und läppischen Menschen habe, so wie der Professor den eines Hansnarren der ganzen Stadt. Es sind nur wenige junge Leute hier, die einen Gesellschafter als Hofmeister haben, die wenigen aber sind geprüfte und bewährt befundene Männer, denen es auch zugleich nicht an äußerer Bildung fehlt, wie zum Beispiel der Hauptmann Rüdiger bei den Prinzen Schönburg, der in jeder Hinsicht ein sehr liebenswürdiger Mann ist. Ohne unbillig zu sein, bester Vater, mußt Du selbst gestehen, daß diese Betrachtungen meine begangenen Fehler sehr verringern, und um so eher wirst Du mir verzeihen, daß ich mir die Freiheit genommen habe, sie Dir mitzutheilen. Du siehst zugleich daraus, daß ich Dir nicht schmeichle, um meine Bitte erfüllt zu sehen, sondern bloß

von Dir Gerechtigkeit verlange. Jetzt sind die Umstände anders; ich habe Gelegenheit gehabt, in kurzer Zeit viel, zum Theil schmerzliche Erfahrungen zu machen, und ich kann mir jetzt bei meinem guten Willen recht gut allein forthelfen, ohne wieder in Gefahr zu kommen, meiner Gesundheit und meinem Beutel so wie bisher zu schaden, und Du kannst nun sicher einer froheren Zukunft entgegensehen".

Erfüllt von dem Streben nach größerer Ausbildung, als ihm der Aufenthalt in Leipzig gewähren konnte, sehnte Hermann sich fort, auf Reisen. Er wollte andere Länder, andere Verhältnisse kennen lernen, der mystische Zauber, der hinter den Bergen liegt, zog ihn unwiderstehlich an. In diesem Sinne schrieb er wieder an seinen Vater:

„Du hattest, ehe ich nach Leipzig ging, die sehr gute, doch schwer auszuführende Idee, mich nach Lausanne zu schicken; Du fühltest sehr wohl, daß feine Lebensart und eine genaue Kenntniß der französischen Sprache bei einer Carrière wie die meinige unumgänglich nothwendig und nicht früh genug zu erlangen ist. Sprache und eine angenehme Tournüre sind aber beides Dinge, die man vingt ans passée mit vieler Mühe, und nie vollkommen sich zu eigen macht. Beides besitze ich bis jetzt nur noch in sehr geringem Grade, und obgleich ich täglich und stündlich mich darin zu vervollkommnen suche, so ist dies doch hier nicht möglich. Ich bin jetzt noch nicht achtzehn Jahre, fast noch zu jung zur Universität (wo zu Erlernung trockener aber nützlicher Kenntnisse schon etwas mehr Beständigkeit erfordert wird, als man gewöhnlich im achtzehnten Jahre hat), fast zu alt, um den leichten, gefälligen Takt, die Konversation, angenehme Gewandtheit des Körpers und eine gewisse unumgänglich nothwendige Dreistigkeit in Gesellschaft (die ich, obgleich es zuweilen so schien, wahrlich nicht besitze), mit einem Wort, den guten Ton im ganzen Umfang

des Wortes sich zu eigen zu machen. Ein Jahr ist es nun, daß ich in Leipzig bin; ich habe wenig gelernt, Sprachen ausgenommen, und viel Geld verthan. Der Grund davon ist ein unaufhörliches Schwanken meines Charakters, das Unbestimmtheit in meinen Handlungen hervorbringt; dies Schwanken aber kommt davon her, daß ich fühle, nicht das zu sein, was ich zu sein wünschte. Um es zu werden, ahme ich fast unwillkürlich Jedem nach, der ein Mann von Welt zu sein scheint, und es ist natürlich, daß ich über dieses Bestreben oft in Thorheiten verfalle, und andere Sachen darüber vernachlässige, ohne je zur Gewißheit zu kommen. Alle Tage finde ich mir in Vergleichung mit Anderen tausend Kleinigkeiten feiner Lebensart fehlen, deren Mangel mich in Verzweiflung bringen möchte, und die ich von mir selbst nicht lernen kann. Der hauptsächlichste unter allen ist die Unwissenheit in der französischen Sprache. Hundert gute Einfälle muß ich oft verschweigen, weil ich nicht im Stande bin, sie in dieser Sprache vorzutragen. Das giebt mir natürlich eine große Schüchternheit, die ich oft umsonst zu verbergen suche, was mich aber auf ganze Tage und länger verstimmt. Daß ich das nicht Jedem sage, und im Gegentheil sehr zufrieden mit mir scheine, um Andere dahin zu bewegen, es auch zu sein, ist kein Beweis, daß ich es bin, und ich lasse diesen Schimmer auch bei Dir fallen, denn Du bist mein Vater und bester Freund, dem ich mich gern, sollte es auch meiner Eigenliebe wehe thun, ganz zeige, wie ich bin. Es wäre über diese Materie noch viel zu sagen, aber ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, meine Gedanken ganz so auszudrücken, als ich wohl wünschte; ich sage Dir besser nur das, was ich mir daraus abstrahiren kann, und was gewiß so wahr ist, als daß die Sonne am Himmel steht. Ich werde nie im Stande sein, mich den ernsthaften Wissenschaften mit

Festigkeit und so zu widmen, wie man es thun muß, um darin zu reussiren, ohne vorher von mir überzeugt zu sein, den Ton der guten Gesellschaft völlig in meiner Gewalt zu haben. Es kann dies bei hundert Anderen der Fall nicht sein, ich fühle es aber deutlich, und bin zugleich überzeugt, daß man mit dieser Eigenschaft eher durch die Welt kommt, als mit aller Gelehrsamkeit, und ohne dieselbe überall anstößt, besonders ein Gesandter!! dem aber auch Kenntnisse nicht fehlen dürfen. Dann werde ich auch von Herzen gern alle Gesellschaft meiden, wenn ich nur nicht mehr nöthig habe, sie überall aufzusuchen, um in ihr zu lernen, und dennoch immer mehr unzufrieden mit mir selbst zurückzukehren. Alle Ambition, die ich jetzt anwende, ein angenehmes Aeußere zu erlangen, werde ich dann dahin richten, mir auch nützliche Kenntnisse zu sammeln.

Schicke mich also ein Jahr nach Frankreich zu meinem Onkel; das ist meine Bitte, und Du kannst wirklich kaum etwas gegen die Richtigkeit meiner Gründe einwenden; Du kennst den Grafen als einen Mann, wie er sein muß, unter seiner Aufsicht werde ich gewiß besser aufgehoben sein, als unter der, die ich bisher gehabt habe; auch in ökonomischer und politischer Hinsicht fahre ich dort weit besser. Der Aufenthalt bei meinem Onkel auf dem Lande kann unmöglich sehr kostspielig sein, und für meinen Fleiß in der Erlernung der französischen Sprache bürgt Dir die Nothwendigkeit, weil ich sonst gar nicht fortkommen würde. Vielleicht kann mich der Onkel bei meinem Aufenthalt liebgewinnen, und von wie wichtigen Folgen kann das für uns sein, besonders bei den jetzigen Umständen, wo meine Mutter uns sehr starke Striche durch die Rechnung machen könnte. Und wie groß ist der Nutzen, der meiner eigenen Person unter der Leitung eines Mannes zufließen muß, der die Welt gesehen hat, und dessen Erfahrungen ich mir zu eigen

machen kann. Es ist kaum ein Jahr nöthig, um unter allen diesen glücklichen Auspizien nicht alle diese und noch andere dazu gehörigen Kenntnisse zu erlangen. Wenn ich dann nun zurückkomme, bin ich neunzehn Jahre, doch wahrlich kein zu hohes Alter, um auf die Universität zu gehen. Ich lerne dann mit unermüdlichem Fleiß noch einige Jahre, lasse mich examiniren, und kann dann sogleich, wo ich die erworbenen Kenntnisse noch im frischen Andenken habe, in einem Kabinet arbeiten (was jetzt ohne Kenntniß der französischen Sprache unmöglich ist, da die meisten Akten in dieser Sprache abgefaßt werden), und dann entweder reisen, oder mich auch gleich anstellen lassen, weil, wenn ich jetzt ein Jahr in Frankreich bleibe, das Reisen ziemlich unnöthig wird. Daß übrigens nichts hier in meinen Studien unterbrochen werden kann, brauche ich nicht erst zu sagen. Selbst der Magister Demuth hat mir oft gesagt, daß ich das verflossene Jahr ansehen müßte, als wenn ich gar nicht da gewesen wäre, und meine Studien ganz von vorn anfangen.

Bedenke, lieber Vater, daß diese Bitte an Dich nicht die Wirkung einer plötzlichen Laune, oder überhaupt eine Sache zu meinem Vergnügen ist, sondern eine Sache, die meine ganze künftige Carrière genau angeht. Diese wird dadurch beschleunigt, indem das Reisen nicht mehr so nöthig wird; ich selbst habe viel Nutzen davon, was gar nicht abzustreiten ist, kann mit mir selber zufriedener werden; Dir kostet es auf keinen Fall mehr, wo nicht weniger, denn ich sehe nicht ein, wie ich in Frankreich, wo alles noch einmal so wohlfeil wie hier ist, auf dem Lande bei meinem Onkel 3000 Francs verthun will, und die Folgen können, wenn ich dem Onkel gefalle, für die ganze Familie sehr vortheilhaft sein.

Wenn Du Deine Erlaubniß giebst, der Onkel wird

mich gewiß gern aufnehmen, und wird sich eher über diesen Beweis Deines Zutrauens freuen. Zum Ende bemerke ich noch, daß diese Bitte nicht der Einfall des Augenblicks ist, sondern daß ich diese Idee schon lange hegte, sie jetzt aber erst mitzutheilen wage, da ich von der Gewogenheit des Onkels gegen mich überzeugt bin. Das Glück Deines Sohnes ist Dir zu theuer, als daß Du nicht wenigstens über diesen Vorschlag nachdenken wirst, und reiflich überlegen, ob die Gründe dafür oder dawider wichtiger sind. Du hast mich so oft Leuten anvertraut, die Du nicht kanntest, ich glaube, Du kannst es eher mit einem probiren, von dem Du selbst immer mit Achtung gesprochen hast, und der noch überdies mein Anverwandter ist. Du hast mir so oft versichert, daß Dir mein Wohl, das Deiner Kinder mehr als alles am Herzen läge. Du wirst also eine Sache, die dies außerordentlich befördern kann, Deiner Aufmerksamkeit würdigen".

Hermanns Bitten wurden jedoch nicht erfüllt. Die ersehnte Reise ward ihm vom Vater abgeschlagen.

Interessant ist aus jener Zeit eine die Pückler'sche Familie betreffende Stelle, die sich im Tagebuch von Christian Brescius vom Jahre 1803, Sohn des Superintendenten Brescius in Bautzen, Bruder des Superintendenten Karl Friedrich Brescius befindet. Sie lautet: „Der regierende Graf — sein Sohn ist im Bade abwesend — und seine drei Töchter von circa fünfzehn Jahren wurden von unseren Damen auf dem Schloß besucht. Dieser Graf, welcher die einzige Tochter des Grafen Callenberg, des eigentlichen Stammherrn der Herrschaft Muskau, geehlicht hat, ist von seiner Gemahlin, der schönsten ihres Geschlechts, geschieden, hat aber gewußt die Herrschaft zuvor an sich zu bringen, und giebt ihr eine jährliche Apanage von 6000 Thalern. Sie hat dagegen einen Graf Seydewitz, einen Obersten in baierischen Diensten, doch einen

Sachsen von Geburt, geheirathet, mit dem sie eben so wenig glücklich lebt. Der junge Graf Pückler, als einziger Sohn, ist in Leipzig auf der Universität, wo er keinen Ruhm hat und bei einem ruinirten Körper dem Tode nahe sein soll. Wahrscheinlich werden die üblen Verhältnisse der beiderseitigen Eltern dereinst zu harten Prozessen Anlaß geben, in welcher Rücksicht der gegenwärtig regierende Graf sehr ökonomisch und dahin bedacht sein soll, die einfließenden baaren Gelder in auswärtigen Banken zu begeben. Die Herrschaft enthält gegen 9 Quadratmeilen, hat ihr eigenes Hofgericht, Zölle und dergleichen Regalia mehr; der jährliche Ertrag der Herrschaft ist in den letzten Jahren circa 73,000 gewesen, könnte aber bei einer regelmäßigen Wirthschaft weit höher gebracht werden".

Glücklicherweise irrte sich Brescius, als er dem „jungen Pückler" einen baldigen Tod prophezeite, da er bis in sein 86. Jahr hinein lebte!

Da Pückler seinen Lieblingswünschen nicht folgen durfte, so trat er nun in Dresden als Lieutenant bei den Gardes du Corps ein. Hier zeichnete er sich vor allem in ritterlichen Uebungen aus, die kühnsten Wagnisse waren ihm die liebsten, jede Gefahr lockte ihn, und seine außerordentliche Geschicklichkeit überwand diese meist siegreich. Als vortrefflicher und unerschrockener Reiter besonders erregte er in seinem Kreise Aufsehen und Bewunderung. Manche romantische Abentheuer, seine Vorliebe für alles Besondere und Auffallende, seine wirkliche Originalität, seine Schönheit, Liebenswürdigkeit und kindliche Gutmüthigkeit, erweckten die Sympathie wie die Neugierde, wo er erschien. Es wird erzählt, daß er an einem Sonntage, wo die große Elbbrücke und die Brühl'sche Terrasse mit Spaziergängern gefüllt waren, auf einem schönen Pferde, selbst in jugendlicher Schönheit leuchtend, stattlich und keck daher gesprengt kam, und zum großen

Schrecken der staunenden Menge plötzlich über das Geländer in die Elbe sprang, und unten unverletzt angelangt, ruhig durch die strömende Fluth dem Ufer zuschwamm.

Als Schütze hatte Hermann kaum seines Gleichen; von seiner Fertigkeit im Pistolenschießen wurden Wunder erzählt.

Auch als Schauspieler versuchte er sich während seines Dresdener Aufenthaltes, seiner mündlichen Mittheilung zufolge, die von Paul Wesenfeld in der „Gartenlaube" berichtet wird. Es heißt darin: „Einen anderen Scherz erzählte der Fürst selbst: ‚Als ich in Dresden diente, hatte ich eine Menge heiterer Kameraden. Dresden ist sehr schön, und bot damals schon genug Amüsement; wie es aber in der Jugend kommt, daß man zu allerlei pikanten Dingen aufgelegt zu sein pflegt, so ging es auch uns. Nun hatten wir Kenntniß davon erhalten, daß eine etwas heruntergekommene Schauspielertruppe auf einem Dorfe ein paar Meilen ab gastirte. Wir ritten also eines Tages hinüber. Da fanden wir denn ein so drolliges Völkchen beisammen, dem es zwar nicht an gutem Willen, desto mehr aber an Geld und ausreichenden Kräften gebrach, daß wir mit dem Direktor einen förmlichen Pakt schlossen, hin und wieder an gewissen Tagen und zur Aufführung gewisser drastischer Stücke wiederzukommen, und auf der Bühne thätig mitzuwirken hätten. Das geschah auch einigemal. Ich vergesse diese Stunden in meinem Leben nicht, wie wir inkognito dort Schauerdramen aufgeführt haben, und dann nach einem mit den gesammten Thespisjüngern eingenommenen Mahle des Nachts im besten Frohsinn nach Dresden zurückgeritten sind'".

In leichtsinnigem Uebermuth verschwendete Hermann die Summen, die er von Hause erhielt, ohne Maß und ohne Ueberlegung, und als diese nicht mehr ausreichten, machte er Schulden auf Schulden, worin ihn seine gewissenlosen

Kameraden bestärkten, die ihm beständig vorredeten, sein Vater sei der reichste Mann in Sachsen, und es sei unverantwortlich, daß er dem Sohne nicht reichlichere Mittel gewähre. Der arme junge Graf gerieth hierauf natürlich in die schlechtesten Hände. Die nichtswürdigsten Wucherer mißbrauchten seine jugendliche Harmlosigkeit. Es waren abgefeimte Subjekte unter diesen, die würdig gewesen wären, in den Lustspielen von Molière und Goldoni eine Glanzrolle zu spielen. Obenan unter ihnen verdient der Uhrmacher Müller genannt zu werden; um von diesem 100 Louisd'or baares Geld zu bekommen, mußte Pückler einen elenden alten Wagen und dreißig silberne Uhren in den Kauf nehmen, und dafür einen Wechsel von 3000 Thalern unterschreiben. Ohne irgend solche unnütze Beilagen war fast keine Anleihe möglich; solche bestanden gewöhnlich in unbrauchbaren Pferden, schadhaften Wagen, einem unvollständigen Porcellanservice, Hunden u. s. w., die zu einem zehnmal höheren Werthe berechnet wurden, als beim Wiederverkauf zu erlangen war. Zwei jämmerliche abgemagerte Windhunde, deren ganzer Lebensberuf darin bestand, bei solchen Anlässen von einer Hand in die andere zu gehen, mußte Pückler auch einmal zu hohem Werthe annehmen. Ein Leihbibliothekar verlangte für 163 Thaler Lesegeld! Die unverschämtesten Forderungen bestürmten den jungen Grafen.

Der alte Pückler wollte außer sich gerathen, als der Schwarm dieser Gläubiger endlich bei ihm seine Ansprüche anbrachte. Er klagte jämmerlich, wo er hinreise, müsse er sich unter einem fremden Namen verbergen, um nicht von den wüthenden Kreditoren des Sohnes angefallen zu werden, und er dürfe nicht einmal wagen seine Töchter, wie sonst wohl, zum Besuche nach Dresden zu geleiten, ohne sich dem bittersten Verdruß und den übelsten Widrigkeiten auszusetzen.

Hermann seinerseits litt unterdessen nicht minder von diesen Verlegenheiten, und hatte den Tadel und die Vorwürfe des Vaters noch dazu. Und auch die Bewunderung, die er in seinem Kreise erregte, reichte nicht lange aus, um ihm Befriedigung mit seiner Lage zu gewähren. Er wurde des Treibens bald müde, und sein unruhiger Sinn, sein stets nach Höherem strebender Geist, verlangten nach neuen und gesteigerten Anregungen. Die ewige Plage der mahnenden Gläubiger, und noch mehr der ihm unerträgliche Kleinigkeitsgeist der damaligen sächsischen Stabsoffiziere, machten ihm Dresden vollends zuwider. Er suchte seinen Abschied nach, und erhielt ihn mit dem Grade eines Rittmeisters. Unverzüglich verließ er nun Dresden den 15. September 1804, und rief wie Diogenes, als er aus Synope vertrieben nach Athen ging, seinen theuren Landsleuten zu: „Ihr relegirt mich in die weite Welt, und ich relegire Euch in Eure Häuser!“

Länger ließ er sich nun nicht zurückhalten, und mit unerschütterlichem Eigenwillen faßte er den Entschluß, um jeden Preis weit fortzugehen, eine große Reise anzutreten.

Dritter Abschnitt.

Drohende Enterbung. Vorwürfe der Mutter. Scharfe Antwort darauf. Reise nach Wien. Dem jungen Grafen wird eine Hofmeisterstelle angetragen. Vorwürfe des Vaters. Der Sekretair Wolff. Widersacher, Weiber, Schulden!

Hermanns Vater ging unterdessen ernsthaft mit dem Gedanken um, seinen Sohn für einen Verschwender erklären zu lassen, und ihm die Herrschaft Muskau gar nicht, oder doch nur mit solchen Einschränkungen zu geben, daß er auch nach dem Tode seines Vaters nicht frei darüber verfügen könne; am besten, meinte er, wäre es, wenn Graf Hermann sich nicht in einigen Jahren ganz ändern sollte, die Erbfolge an dessen älteste Schwester Clementine übergehen zu lassen. Diese Pläne verhandelte der Graf gemeinschaftlich mit seiner geschiedenen Gemahlin, und es fehlte wenig, daß sie zur Ausführung kamen, wie der folgende Brief des Grafen Ludwig Erdmann Pückler an den Oberamtshauptmann * beweist, in welchem der Leichtsinn des Sohnes der schärfsten Beurtheilung unterzogen wird.

„Wir wünschten“, schreibt er, „zu den Reces noch eine Akte hinzuzufügen, worinnen wir beide erklären, daß es unser Wille sei, unserem Sohn Hermann, wenn er fortfährt, ein Verschwender zu sein, wie er es bis jetzt gewesen, die Herrschaft Muskau nicht zu geben, oder doch wenigstens mit der Einschränkung, daß er nicht frei darüber disponiren

kann, sondern daß solche nach meinem Tode von einem aus dem Amte dazu zu Ernennenden oder von mir Ernannten bewirthschaftet, und ihm nur der Ueberschuß der Revenüen gegeben würde, und so, daß er keine Schulden auf die Herrschaft machen kann, denn bekäme er jetzt die Herrschaft zu seiner Disposition, so wäre er in Jahr und Tag, und noch eher, damit fertig, besonders, da die Herrschaft Muskau weit eher als eine andere Besitzung ruinirt werden kann. Holz ist die Seele derselben, dieses ist aber, wenn man es recht wohlfeil weggeben will, leicht zu verkaufen. Bei den jetzigen Gesinnungen meines Sohnes wäre es gewiß, daß, wenn ein Jude mit 1000 Louisd'or käme, er ihm den ganzen Wald zur freien Disposition überließe, und wäre dieser ruinirt, so wäre auch die Herrschaft auf immer verloren, die Fabriken gingen ein, viele tausend Menschen, die ohne den dabei vorkommenden Verdienst weder leben noch ihre Abgaben entrichten können, gingen zu Grunde, und so stürzte ein mit so vieler Mühe und Kummer erbautes Gebäude wieder zusammen.

Es wäre doch traurig, wenn es Eltern nicht freistünde, da ihr Sohn noch unmündig ist, ihn, wenn er es so sehr, als hier der Fall ist, verdient, das, was man ihm in der Hoffnung, er würde ein vernünftiger Mensch werden, zugedacht hat, wieder zu nehmen, oder doch wenigstens einzuschränken, daß er es nicht muthwillig verthun kann. Denn nicht allein nähmen wir den Kummer mit in die Erde, daß unser sauer erworbenes Vermögen unter die Juden verthan würde, sondern die Kreditoren, die ihr Geld uns anvertraut haben, wo es sich auch so sicher als in Abrahams Schooß befindet — könnten durch einen plötzlichen Todesfall in Gefahr kommen, denn leider muß ich es sagen, mein Sohn erlaubt sich alles, um Geld zu bekommen, er hat nicht allein schöne Güter, die mir gehören, sondern

auch einige, die mir nicht gehören, verpfändet; aus der Beilage ist zu ersehen, daß er zur Verbesserung seines im Kottbusser Kreise gelegenen Rittergute Haasow 500 Rthlr. aufgenommen hat. Diese Obligation ist in Dresden gerichtlich rekognoszirt, und das Gut gehört größtentheils einem Herrn von Schöneich, und ein Theil davon meinem Vater.

Als ich neulich nach Dresden fuhr, nahm ich von Dresden einen Lohnkutscher, ich gab mich für einen Herrn von Pannwitz aus dem Kottbussischen aus, da erzählte mir der Kerl, daß er auch auf einem Gut Kiekebusch im Kottbussischen 1000 Rthlr. stehen hätte, es gehöre einem Garde du Corps Lieutenant Graf Pückler. So sind alle meine Güter verpfändet. Er sagte zwar, das hätte nichts zu sagen, dergleichen Obligationen wären 8 bis 10,000 Rthlr. ausgestellt worden, (er wüßte es nicht gewiß), er hatte schon einem Kerle, ich glaube einem Gastwirth oder Weinhändler gegeben, der hatte versprochen, ihm Geld darauf zu schaffen, aber er habe nichts erhalten — Wechsel von 300 Rthlr. Mehrere Louisd'or sind auch in Umlauf. Die, sagte er, hatte er verspielt, nachher aber wieder gewonnen, und vergessen zurückzufordern — er hat mir selbst gestanden, daß, wenn man Leute seiner Art nur zum Spiele ließe, so wäre es so gut, als schenkte man es ihnen, denn er wäre ja nicht mündig, und dennoch hat er, wie aus beiliegendem Wechsel zu ersehen ist — auf seine Ehre versichert, daß er mündig sei — bei diesen Gesinnungen soll ich ihm unbedingt mein sauer erworbenes Vermögen überlassen, seine Mutter, die aus gutem Herzen die Herrschaft zu Gunsten ihrer Kinder abgetreten hat, soll riskiren, wenn ich eher als sie sterbe, ihre Leibrente zu verlieren, und auf ihre alten Tage Noth zu leiden, meine Töchter können gleichfalls ihr aus der Herrschaft zu erhaltendes Vermögen ver-

lieren, und das alles deswegen, weil wir es einem Sohn zugedacht haben, von dem wir nicht voraussehen konnten, daß er halb närrisch werden würde; ich dachte, das müßte doch jetzt, da er noch nicht mündig ist, wenn wir beide vereint darum bitten, geändert werden können.

Am besten wäre es, daß festgesetzt würde, wenn er sich binnen sechs bis acht Jahren nicht ganz änderte, die Herrschaft an meine älteste Tochter, — die, wenn er sterben sollte, ohnedem die Erbfolge hat — fiele, oder wenn er solche bekommen muß, mit der oben angeführten Einschränkung. Wenn sich mein Sohn durch seine Aufführung der Herrschaft verlustig machen sollte, und meine älteste Tochter solche bekäme, muß sie ihm jährlich, so lange er lebt, 4000 Thlr. geben. Lieber wäre es mir aber doch, wenn die Herrschaft beim Namen Pückler bleiben könnte, und ein Administrator gesetzt würde, der solche verwaltete, und Hermann über nichts als über die Revenüen disponiren könnte.

Auf alle Fälle aber wollen wir nicht, daß der Kommissionsrath Hempel, der sich mit Hesse auch hereingemischt hat, dabei was zu thun haben soll, dieser muß gänzlich ausgeschlossen sein, das ist unser beiderseitiger Wille.

Und nun ersuchen wir Sie, theurer Freund unseres Hauses, mit Zuziehung des Herrn Amtssekretairs Bernauer, dessen Freundschaft ich mich auch schmeichle, etwas aufzusetzen, welches wir beide unterschreiben, und im Amte übergeben wollen, wodurch allen Uebeln vorgebeugt wird, und wir ruhig leben und sterben können.

Mit dieser Sache muß freilich geeilt werden, weil mein Sohn schon den 30. Oktober dieses Jahres mündig wird.

L. Graf Pückler."

Aus diesem Briefe ersieht man, daß Graf Pückler keine Ahnung hatte von dem, was noch einst aus seinem Sohne werden würde, und daß dieser, anstatt „den ganzen Wald

für 1000 Louisd'or einem Juden zur freien Disposition zu überliefern," wie der Vater sich aristokratisch ausdrückte, den Wald liebevoll pflegen, und mit seinem Künstlergenie die ganze Herrschaft zu nie vorher gekannter Herrlichkeit und Schönheit erheben würde.

Während solche Gewitter über dem Haupte unseres armen Helden schwebten, machte ihm seine Mutter auch noch Vorwürfe, daß er den sächsischen Militairdienst verlassen, und nun ohne Amt und Stellung in der weiten Welt umherschweifen wolle. Von allen seinen Nächsten als ein ungerathener Sohn behandelt, mit Tadel und Anklagen überhäuft, fühlte er sich um so mehr gekränkt und verletzt, da das Bewußtsein seiner geistigen Kräfte und Begabung ihn die Fluth der Schmähungen, die er erlitt, als das größte Unrecht empfinden ließ. Deutlich spricht sich diese Stimmung in dem folgenden Briefe an seine Mutter aus, der ohne Datum ist, aber in jene Zeit fallen muß.

„Gnädigste Mutter!

Obgleich meine gnädige Mutter mich für einen Pfuscher in allen Dingen hält, so ist mir doch gerade Verstand noch genug geblieben, um durch ein solches Lob nicht eitel zu werden — übrigens muß ich der Wahrheit zu Ehren versichern, daß mein Dasein weder schrecklich noch unthätig ist, schrecklich sind mir aber langweilige Sentenzen, und unthätig möchte ich sein, wenn ich sie beantworten muß; dann bin ich auch zu beklagen, aber nicht deßwegen, weil ich weiter nichts als Titular-Rittmeister bin, ich sehe gar nicht ein, warum ich etwas mehr zu sein nöthig hätte, als Graf Pückler und ein ehrlicher Mann; nur die Leute, die in sich selbst gar nichts sind, glauben, daß Glück und Ehre bloß an fremden äußeren Titeln oder Aemtern hängt, der Weise erfüllt seine Pflicht als Mensch, und dankt Gott, wenn er nicht noch die Pflichten eines Amts auf sich zu

laden nöthig hat; er bescheidet sich gern des eiteln Wunsches, dem Menschengeschlecht nutzen zu wollen, weil er die Schwäche seines Wesens kennt, das die Folgen keiner Handlung, auch der besten, in seiner Gewalt hat; eine höhere Macht regiert die Weltschicksale, und wir sollen uns nur selbst zu regieren suchen; gelingt uns das, so haben wir mehr gethan als Tausende, die sich für wichtig halten, und nur lächerlich sind. Braucht jemand zu seiner Zufriedenheit ein Amt, so bewerbe er sich darum, lebt aber einer zufrieden ohne dasselbe, so lasse man ihn in Ruhe, jeder muß am besten wissen, was ihm frommt; müßig geht deswegen kein Mann von Geist, wer aber glaubt, daß man ein Amt haben müsse, um beschäftigt zu sein, der muß geglaubt haben, ohne vorher gedacht zu haben.

Kann ich im Stande sein, der Frau von Bobenhausen nützlich zu werden, so thue ich es gewiß, ich erinnere mich ihrer noch mit vielem Vergnügen, und bedaure sehr ihre unglückliche Lage; den Bedürftigen zu helfen, halte ich übrigens immer für mein Amt.

Ich habe mit der vollkommensten Hochachtung die Ehre zu sein

meiner gnädigsten Mutter

unterthänigster Sohn

H. Graf von Pückler, Titular-Rittmeister.

Bei den meisten Menschen zeigen sich die Grundlinien des Charakters und ihre Eigenart schon sehr früh. Auch in diesem Jünglingsbriefe bekundet sich schon ganz die geistige Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit, durch die sich Pückler später auszeichnete.

Ueber so viele Wiorigkeiten halfen ihm jedoch Jugendfrische und Jugendmuth glücklich hinweg. Voll brennender Reiselust, voll ungeduldigem Drang, die Welt kennen zu

lernen, Neues zu sehen, nahm er zuerst seinen Flug nach Wien, wo er mit Glanz auftrat, und in der vornehmen Gesellschaft als eine ausgezeichnete Erscheinung Aufsehen erregte. Doch fehlte es ihm immer und immer an Geld, da der Vater ihm bedeutende Abzüge machte, um die ungeduldigsten unter den mahnenden Gläubigern zu bezahlen.

Da wurde ihm ein gar seltsamer Antrag gemacht! Sollte man es glauben: ihm, dem Grafen Hermann, wurde eine Hofmeisterstelle angeboten! Ihm, der sein Leben so leichtsinnig, mit so rücksichtslosem Uebermuth begonnen, und bisher durchaus nicht die Eigenschaften gezeigt hatte, die man von einem weisen Mentor zu erwarten pflegt. Und nicht etwa von einem Fremden, der ihn wenig oder gar nicht kannte, kam ihm dieser Vorschlag, nein — von seiner eigenen ,sorglosen Mutter, die ihm allen Ernstes anbot, der Hofmeister seines Stiefbruders, ihres Sohnes Max aus ihrer Ehe mit Graf von Seydewitz zu werden, nicht nur dem Titel nach, sondern in Wahrheit, wofür sie ihn kostenfrei bei sich aufnehmen wollte!

Er antwortete ihr darauf aus Wien den 6. Januar 1807 wie folgt:

„Ma chère et digne Mère!

J'ai reçu votre aimable lettre du 23; comment vous peindre tous les sensations diverses que j'ai éprouvé en la lisant, plaisir, repentir, admiration, amour, ont tour à tour agités mon coeur palpitant, j'ai versé les larmes les plus douces, elles étaient consacrées à la meilleure, à la plus aimable des femmes. Dieu! quel avenir séduisant daignez vous me faire entrevoir — je serai toujours avec celle que je chéris beaucoup plus que moi-même, je profiterai de ses leçons, de son exemple, je jouirais continnellement de son commerce agréable et je

deviendrai moi-même tous les jours meilleur en l'imitant — quel serait l'être assez misérable pour ne pas tréssaillir de joie à une pareille perspective. Oh! ma mère, si vous n'avez fait que vous jouer de moi, que Dieu vous le pardonne, vous aurez ajoutée aux malheurs d'un fils qui, croyez-le moi, est bien plus malheureux que coupable, et qui malgré tous ses défauts est encore digne de votre affection.

Vous m'observez que vous ne dépendez pas de vous-même, quelle est la dépendance qui pourrait vous empêcher de demander votre fils auprès de vous? Au reste, cela pourrait facilement s'arranger comme par hazard, et il vaudrait même mieux sous tous les rapports que ça se fisse ainsi; vous n'avez, ma chère mère, qu'à m'indiquer le jour où vous arriverez à Strasbourg (ou quel autre endroit que vous choisirez), je vous y joindrai, et nous aurons tout le temps nécessaire pour former un plan solide pour l'avenir — peut-être que je pourrais encore vous être bon à quelque chose, une voix secrète me dit que vous ne vous repentirez pas de m'avoir choisie pour votre chevalier. Quand à mon petit frère, je suis assez vain de croire que je ne lui serai pas un si mauvais gouverneur que vous le pensez; j'ai fait de tristes expériences, j'ai été jeté de bonne heure dans le monde, et je pourrai lui donner de bons conseils, ayant, quoique jeune, lu de vieux livres.

Si ma proposition vous plait, mandez-le moi au plutôt, mais surtout n'en faites rien transpirer avant le temps, j'ai des ennemis trés-habiles, qui ont constamment les yeux attachés sur moi, et qui savent tourner toutes mes actions en mal, mon père avec plus d'esprit que tous ces coquins-là, n'en est pas

moins leur dupe, étant lui-même de trop bonne fois pour soupçonner les autres, et avec une singulière méfiance de ses propres lumières, trop ami du repos pour approfondir des cabales, dont la découverte ne manquerait pas de le mettre dans une situation pénible; vous concevez que je dois user des plus grandes précautions pour faire tête à l'orage qui me ménace, et qui est prêt à fondre sur moi; je n'ai même que fort peu d'espérane de lui échapper, cependant je ne veux pas par une étourderie moi-même accélérer ma perte; au reste, tout ira comme il voudra, il me restera toujours la force de quitter la terre, si elle ne m'offre plus rien de désirable — vous! qui en faites un des principaux ornements, daignez me secourir de vos conseils, et laiasez-moi toujours trouver dans votre amour maternel une consolation contre les revers de la fortune.

J'attends avec crainte et impatience votre réponse, elle doit me rendre le plus heureux ou le plus malheureux des hommes. Salut et amitié à Max; le petit présent que je lui ai destiné, la poste de lettre n'ayant pas voulu le recevoir, arrivera avec la diligence. Je suis avec l'attachement et le respect le plus sincère, ma chère mère,

votre très-obéissant serviteur et fils

Hermann Pückler."

Graziös, artig, ja zärtlich! Aber doch mehr nur in der äußeren Form, als aus der Fülle des Herzens! Auch besaß Pückler viel zu viel Takt, um nicht das Bedenkliche und Unpassende dieses Vorschlages zu fühlen, und die falsche Stellung, in die er dadurch seinem Vater gegenüber auf der einen, und nicht minder auf der anderen Seite seiner Mutter selbst, seinem Stiefvater und auch seinem Stief-

bruder gegenüber getreten wäre. Vielleicht zweifelte er auch an dem ernsten Willen seiner launenhaften, unzuverlässigen Mutter.

Nachdem bei Hermann der erste Zorn verraucht war, daß sein Vater ihn mit liebloser Strenge als ungerathenen Sohn behandelte, gewannen doch bald wieder Gutmüthigkeit und kindlicher Sinn bei ihm die Oberhand, und er schrieb herzlich an seinen Vater, und schickte ihm noch dazu eine Tabacksdose; dieser aber wollte den Ton der Vorwürfe und Klagen so bald nicht aufgeben, und schrieb ihm wie folgt; aus Muskau, den 14. Februar 1807:

„Lieber Hermann!

Ich danke Dir zwar recht sehr für die schöne Dose. Allein ich hätte lieber gewünscht, daß Du das Geld behalten hättest. Du wirst es brauchen, und ich bin an schlechte Sachen gewöhnt, meine Achtgroschendose thut mir die nämlichen Dienste, indessen verkenne ich Deine gute Absicht keineswegs, und danke Dir nochmals dafür. — Der Mann, der Dir gesagt hat, die Ober-Lausitz zahle keine Kontribution, ist schlecht unterrichtet gewesen, wir müssen 80,000 Rthlr. geben, auf den Görlitzer Kreis kommen 180,000 Rthlr. und von diesem Kreis macht die Herrschaft Muskau ein Drittel aus. Du kannst also denken, wie ich daran bin; mein bischen sauer erworbenes Vermögen ist dahin, und ich bin ärmer als ich war, da ich die Herrschaft übernahm. Dazu kommen nun noch die Folgen Deiner Ausschweifungen (ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn es ist leider nicht mehr zu ändern), aber sagen muß ich es doch, denn diese Ausschweifungen fallen jetzt mit Centnerlast auf mich Unschuldigen. Ich erhalte die gröbsten Briefe von Deinen Schuldnern, die mir sagen und vorwerfen, ich gäbe Dir eine große Pension, und nähme daher Theil an Deinen Betrügereien u. s. w.

Hempel, der überall Komplimente gemacht und versichert hat, alles zu arrangiren, wird heruntergerissen wie ein Betteljunge, und darf sich eben so wenig wie ich mehr sehen lassen. Die Noth ist groß, die Leute sind daher ganz desperat, ich fürchte noch eine Inhibition zu bekommen, Dir nichts mehr zu schicken. Nun fangen auch die Kirsten'schen Obligationen an, in Umlauf zu kommen. Vor acht Tagen schrieb ein Advokat an mich, und bat mich, ihm 1000 Rthlr., die Du zur Verbesserung Deines Rittergutes Kiekebusch aufgenommen hättest, zu bezahlen, sonst müsse er bei der Regierung zu Küstrin einkommen, damit das Gut in Sequestration genommen würde: unglücklicherweise kommt dieser Brief meinem Vater in die Hände, Du kannst denken, wie böse er darüber ist. Und ich, der gegenwärtig ist, muß das Bad ausbaden. Täglich fürchte ich mich, daß ein ähnlicher Antrag wegen der Verbesserung, die Du in Haasow gemacht hast, ankommen wird; da wird ein Mordspektakel entstehen. Denn der größte Theil dieses Guts gehört dem Herrn von Schöning, welcher halb närrisch ist, und keine Raison annimmt, also Gott weiß was vornehmen wird. Hempel, der alles auf die leichte Achsel nimmt, wird nun selbst Angst dabei. Denn die Dokumente über die Güter sind alle in bester Form Rechtens ausgestellt, und auf gültige Dokumente kann ein Jeder Geld geben. Denn was hilft's, wenn man auch sagte, der p. L. Graf Pückler ist toll gewesen, als er sie ausgestellt, und der Kirsten ist ein Spitzbube, so antworten sie: der Rath zu Dresden, der die Dokumente rekognoszirte, hat davon nichts gemerkt, und ist Kirsten ein Spitzbube, so haltet euch an ihn, wir müssen aber unser Geld haben u. s. w. und gesetzt auch, wir könnten durch Advokatenkniffe die Sache abmachen, so ist doch der Name Pückler gebrandmarkt. Hempel ist wie ein Arzt, der dem Patienten seine wahre Krank-

heit verhehlt, und nur immer verspricht, seine Wunderpillen würden ihn gewiß gesund machen, so lange bis alle Hülfe verloren, und der Patient todt ist. Alle diese schönen Sachen sind nun schon weltkundig geworden, und da man glaubt, daß Du nach meinem Tode die Herrschaft Muskau schlechterdings haben mußt, so ist der Kredit, ohne welchen Muskau nicht bestehen kann — dahin! Aufgekündigt werden Kapitalien genug, aber borgen thut niemand nicht mehr auf die Herrschaft, und wie kann man es auch jemanden zumuthen. Denn sie denken: ein Mensch, der fremde Güter dem ersten besten Schurken verschreibt, wie wird der es erst mit seinen machen u. s. w. Daß Du Dich nun besserst, das glaubt niemand, und ehe sie sich davon überzeugen, ist alles verloren. Ich bin in der schrecklichsten Lage. Um mich zu retten, dürfte ich Dich nur für einen Verschwender erklären lassen, wozu überflüssiger Stoff vorhanden ist. Auch hat man mir dazu gerathen. Allein, wenn nur noch ein Funken Hoffnung, auf eine andere Art hinauszukommen, vorhanden ist, — werde ich es nicht thun, denn Du bist mein Kind, und ich liebe Dich herzlich, wie meine anderen Kinder, bin auch überzeugt, daß Du es bereust, mich in dieses Elend versetzt zu haben. Es wäre auch nicht so weit gekommen, wenn mich nicht der schreckliche Krieg um alle Ressourcen gebracht hätte. Etwas muß aber gethan werden, um den Kredit wieder herzustellen. Ich habe meinen alten Freund, den Steuersekretair Schubert, der mir jetzt schon aus mancher Verlegenheit geholfen hat, zu Rathe gezogen, er hat mir versprochen, darauf zu denken, und dann mit Dir zu korrespondiren. Gott weiß, ich habe nur für meine Kinder gelebt und gearbeitet: wenn aber der Kredit der Herrschaft nicht wieder hergestellt und dadurch Deine Schulden getilgt und behandelt werden, kann ich nicht mehr wirken. Wo ich hinreise, muß ich unter

fremdem Namen reisen, sonst riskire ich überall von Deinen wüthenden Gläubigern angefallen zu werden. Einem Mann, der so wenig als ich dergleichen verdient hat, ist so etwas doppelt empfindlich. Lebewohl!

Dein treuer Vater Pückler.

Schicke mir nur Deine Adresse, daß Dich die Briefe sicher finden, weil ich mit verschiedenen Personen sprechen und Dir den Erfolg melden will."

Heftig und aufbrausend, wie Hermann war, mag er nun auch seinerseits scharf geantwortet haben, und das Verhältniß wurde dadurch keineswegs besser. Freundliche Stütze und Anhalt fand er dagegen bei dem Sekretair seines Vaters, Wolff, einem schlichten, einfachen Manne, durch viele Jahre pflichttreuen Dienstes bewährt, und dem jungen Grafen herzlich und aufrichtig zugethan. Wolff scheint in der That der einzige in diesem ganzen Kreise gewesen zu sein, der da, wo die Anderen nur Thorheit, Leichtsinn, Gewissenlosigkeit und was noch sonst alles sehen wollten, ein edles liebenswürdiges Gemüth, einen nach Höherem strebenden Sinn und ein ausgezeichnetes Naturell erkannte. So ließ denn auch Wolff keine Gelegenheit unbenutzt, bei dem alten Grafen Fürsprache für den Sohn zu thun, und nach besten Kräften für ihn zu wirken. Pückler seinerseits bewies ihm dafür die zärtlichste Dankbarkeit, die seinem Charakter eigen war, denn man darf wohl behaupten, daß er in seinem langen Leben in seinen unzähligen Menschenbeziehungen nie eine ihm erwiesene Güte und anhängliche Gesinnung unerwiedert gelassen.

Wenn er von niemand sonst aus Muskau Nachricht erhielt, so schrieb ihm doch stets getreulich der alte Wolff, und gab ihm Nachricht von allem, was er zu wissen verlangte. Hermann, von dem eine Reihe Briefe an seinen väterlichen Freund aufbewahrt sind, zeigt sich darin voll

natürlicher Offenheit und jugendlicher Wärme. Er schrieb ihm den 11. Juli 1807 aus Wien:

„Mein lieber, guter Wolff!

So viele bestürmende Gefühle haben mich bei Lesung Ihres Briefes ergriffen, daß ich kaum weiß, womit ich meine Antwort anfangen soll. Wie konnte ich so lange es vernachlässigen, die Freundschaft des braven Mannes zu suchen, der vielleicht der Einzige in meiner Vaterstadt ist, der mit aufrichtiger Anhänglichkeit meiner gedenkt? Ja, lieber Wolff, alter Freund meines zu früh verstorbenen Großvaters, seien Sie auch der meinige, von nun an lege ich mein Wohl in Ihre Hände; vertreten Sie mich bei meinem Vater, an dessen Liebe ich noch nicht ganz zweifle, da er Sie gewählt hat, mir den Verlust derselben anzukündigen. Gott weiß es, mir ist es unerklärbar, was meinen Vater zu solchen Maßregeln hat bewegen können, meine Aufführung in Wien ist von der Art gewesen, daß ich mir eher hätte Vermehrung als den Verlust seiner Zuneigung davon erwarten können; ohne die geringste neue Schuld zu kontrahiren, habe ich vielmehr von den erhaltenen 3000 Rthlrn. alte Wechsel von ohngefähr 500 und etlichen 20 Louisd'or eingekauft, um meinem Vater dadurch eine Freude zu machen. Der einzige Grund seines Zorns liegt in einem übereilten Briefe, den ich ihm neulich in einer der unangenehmsten Stimmungen meines Lebens schrieb, und dessen ich mich leider gar nicht mehr erinnere. Freilich müssen zu harte Ausdrücke mir in demselben entflohen sein, da er meinen Vater so aufgebracht hat, aber er sollte mich doch besser kennen, er sollte wissen, wie wenig böse eine Sache gemeint ist, die ich im Augenblick der Leidenschaft sage, und wie wenig sie oft mit meiner wirklichen Denkungsart übereinstimmt. Ich bin, Gott ist mein Zeuge, wohl unglücklich und bitter gestimmt, aber wahrlich

nicht böse! Keinem Menschen will ich übel, und treffe doch nur überall auf Leute, die mich verkennen und meinen unüberlegten aufbrausenden Leichtsinn für Charakterverderbtheit halten. Sie können denken, lieber Wolff, wie schrecklich mir das jetzt obwaltende Verhältniß mit meinem Vater sein muß, die gänzliche Entziehung aller Unterstützung wäre mir weniger schmerzhaft gewesen — nie hätte ich geglaubt, daß ein Vater seinem Sohn so leicht entsagen könne, und in welcher Periode? Gerade da, wo er sich zu bessern, seine gemachten Fehler wieder gut zu machen anfängt, aus dem einzigen Grunde eines übereilten Briefes, der wohl Strafe, aber doch keine ewige Trennung verdient.

Können Sie, guter Wolff, des Vaters Herz mir wieder zuwenden, so seien Sie überzeugt, daß Sie mir nie einen größeren Dienst erweisen könnten, daß ich bis an den Tod mich nennen würde Ihren dankbarsten und treuesten Freund

Hermann Pückler.

Ein andermal, lieber Wolff, von Geschäften — in meiner jetzigen Stimmung ist es mir unmöglich. Antworten Sie mir bald, und leben Sie wohl mit Ihrer ganzen liebenswürdigen Familie, der ich mich empfehle, so wie dem Hofrath Röde und seinem Sohne.

Seit jenem unglücklichen Brief, der mir meines Vaters Haß zugezogen hat, habe ich sechs andere geschrieben, in welchen zwei neuerlich eingelöste Wechsel beigefügt waren, auf die ich alle keine Antwort erhalten habe. Erkundigen Sie sich doch, lieber Wolff, ob mein Vater *sie wirklich alle erhalten hat*? Beiliegenden Brief an ihn bitte ich ja selbst zu übergeben. Was die Ressource-Weinrechnung betrifft, so bitten Sie meinen Vater, sie mir beim nächsten Quartal abzuziehen, für die Bezahlung des Kochs, der noch etwas warten kann, will ich bis dahin zu sorgen suchen, denn wenn mir auf einmal alle beiden Schulden

abgezogen werden, so bleibt mir selbst ja gar nichts zu leben."

Wolff war Pückler's Vertrauter bei seinen ewigen Geldverlegenheiten und anderen Verwicklungen, an denen es in seiner Jugend nicht fehlte, auf die der Goethe'sche Vers:

„Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los!"

als passendstes Motto seine volle Anwendung fand.

Die letzteren ließen ihm auch in Wien keine Ruhe, und er schrieb, er müsse bald von dort abreisen, da er wegen Klagen seiner Gläubiger nicht sicher sei. Er bereue aufrichtig, versicherte er, diese Schulden in seiner jugendlichen Unerfahrenheit gemacht zu haben; doch sei er nun radikal von diesem Fehler geheilt, denn wie ein französisches Sprichwort sage: je später der Wein ausbraust, je besser. Er macht die besten Versprechungen, und meint, wenn sein Vater ihm in's Herz sehen könnte, er würde nicht mehr so argwöhnisch gegen ihn sein.

Vierter Abschnitt.

Bevorstehender Zweikampf. Abreise von Wien. München. Ungeduldiges Abwarten. Veranlassung der Forderung. Graf Colloredo. Ein neuer Lebensplan. Der Vater dringt auf Rückkehr, und klagt entsetzlich. Neue Vorschläge des Sohnes.

Eines Tages — es war im Herbst 1807 — versetzte Hermann den alten Wolff in nicht geringen Schrecken durch einen Brief, in welchem er damit begann, daß er seinen Schwestern drei Pfund Chokolade schicke, und dann kaltblütig hinzusetzte, er reise in einer Stunde von Wien ab, nach der bairischen Gränze, um sich auf Pistolen zu schießen. Sein Vater dürfe aber davon nichts wissen, denn laufe das Duell gut ab, so sei es unnöthig gewesen, ihn in Angst zu setzen, und werde er todt geschossen, so erfahre man es ohnehin. Nur Geld solle Wolff ihm so rasch wie möglich schicken — dieser besorgte immer die Geldsendungen des alten Grafen an seinen Sohn — damit er nicht vielleicht etwa in Baiern verwundet ohne Mittel liegen bleiben müsse. Uebrigens versichere er ihn zu seiner Beruhigung, daß man diesmal mit Gewalt Händel mit ihm gesucht habe, und daß ein so ernster Zweikampf nicht zu vermeiden sei, ohne die Ehre zu verletzen.

Hermann verließ Wien den 15. September 1807, gerade an demselben Datum, an welchem er drei Jahre zuvor von Dresden abreiste. In München angelangt, wartete er

voll Ungeduld auf eine Entscheidung, die sich jedoch verzögerte.

„Bester Wolff," schrieb er aus München den 14. Okt. 1807, „Ihr Brief freut mich sehr, denn ich glaubte schon, Sie wären krank oder mein Vater wäre wieder böse auf mich, und hätte Ihnen gar verboten, an mich zu schreiben; wenn mein Vater wüßte, wie so sehr viel Gewicht für mich seine Stimmung hat, und wie schmerzlich es mir ist, in einem so wenig häuslichen, kindlichen Verhältniß mit ihm zu stehen, er würde mich wohl liebe- und vertrauensvoller behandeln.

Mein Duell ist noch immer nicht sicher bestimmt, wird es aber, hoffe ich, in diesen Tagen werden. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß ich diesmal ganz unschuldig dazu gekommen bin, und meine Ehre schlechterdings es unumgänglich macht. Der Antheil, den Sie an mir nehmen, rührt mich sehr, und ich bitte Sie, meinen aufrichtigen Dank dafür gütig aufzunehmen.

Noch um Eins muß ich Sie bitten, lieber Freund, lassen Sie in Ihren Briefen die Titulaturen weg, nennen Sie mich, wenn einmal ein Titel sein muß, lieber Graf, und nichts mehr; ich werde es als einen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen, wenn Sie mein Gesuch erfüllen, denn ich hasse die Ceremonien, wo sie unnöthig sind, und mache in jedem Verhältnisse gern der Etiquette ein X für ein U.

Meinem guten Freund und Lehrer, dem würdigen Hofrath Röde, empfehlen Sie mich auf's angelegentlichste, und behalten Sie in gütigem Andenken

Ihren ehrlichen Freund Pückler."

Nach vier Wochen vergeblichen Harrens steigerte sich Hermanns Unmuth. „Ich kann Ihnen versichern," schrieb er an Wolff aus München den 15. November 1807, „daß ich meines Lebens so überdrüssig zu werden anfange, daß ich den segnen will, der mir auf eine gute Art davon hilft;

ich habe nichts mehr wie Verdruß und Aerger, und auch Mangel — denn die fatale Affaire, die sich immer noch in die Länge zieht, hat mir schon so viel Hin- und Herreisen und Kosten verursacht, die mich (da ich von Hrn. v. Goetz die baar vorgeschossenen 500 Thaler nicht bekomme) jetzt schon so ziemlich auf's Trockne gebracht haben."

Den Anlaß zum Duell lassen wir Hermann mit seinen eigenen Worten berichten, wie er ihn Wolff später mittheilt, mit dem Auftrag, ihn auch seinem Vater bekannt zu machen.

„Bei einem Duell vor mehreren Monaten in Wien," schreibt er aus München den 30. Dez. 1807, „sekundirte meinen Gegner der Graf von Colloredo, Sohn des Reichskanzlers Fürst Colloredo, ein roher, sehr rüder, aber sehr reicher junger Mensch. Durch sein und meines Sekundanten Zureden wurde unser Streit friedlich beigelegt, und da mein Gegner Geschäfte halber sogleich Wien verlassen mußte, so bat er mich, ihm wo möglich zu folgen. Es war damals gerade um die Zeit meines Quartals, und da ich kein Hinderniß sah, überdies selbst gern Wien verlassen wollte, versprach ich es ihm; unglücklicherweise kam mein Geld zwei Monat später an, als ich es erwartet hatte, und ich konnte mein Versprechen nicht halten. Einige Zeit darauf begegne ich dem Grafen Colloredo an einem öffentlichen Ort; er fängt ohne die geringste Veranlassung Streit mit mir an, vergißt sich so weit, mich öffentlich zu schimpfen, und endigt damit, zu sagen, ich sei ein Schurke, der sein Wort gebrochen habe, binnen 24 Stunden Wien zu verlassen, wie ich ihm mein Ehrenwort gegeben hätte. Ich gestehe, daß eine so infame Lüge und ähnliche Beschimpfungen vor vielen Zeugen mich so erschütterte, daß ich fast die Besinnung verlor; allein, ohne nur einen Stock bei mir zu haben, gegen ihn mit zwei Freunden eine Prügelei anzufangen, war unmöglich; ich antwortete also blos mit ähnlichen Benennungen, und

ging fort. Den anderen Tag ließ ich ihn durch den Prinzen von Hessen-Homburg um Satisfaktion ersuchen. Er antwortete diesem, er könne sie mir nicht geben, bevor ich nicht mich mit dem alten Gegner geschlagen habe, der ihm überdies geschrieben, daß, obgleich er sich mit mir versöhnt habe, er doch unseren Streit noch nicht als ausgemacht ansähe; überdies wiederholte er, was er schon gestern vorgebracht hatte und machte eine niederträchtige Erzählung von meinem über alle Begriffe feigen Betragen auf dem Platz, und wie ich beinahe fußfällig meinen Gegner um Vergebung gebeten hätte, nur um vom Duell loszukommen. Alles dieses suchte er noch denselben Tag durch seine Freunde in ganz Wien auszubreiten.

Es blieb mir nun nichts übrig, als ihn zu prügeln; ich suchte ihn einige Tage vergebens, bis ich hörte, er reiste ab; ganz allein warf ich mich auf ein Miethpferd (denn kein Wiener hätte gewagt, mich gegen einen Grafen Colloredo, der vornehmsten Familie in Wien, zu begleiten), ritt ihm nach, und holte ihn in der Wiener Vorstadt Mariahilf noch ein, wo er mit zwei Freunden in seinem Wagen sehr schnell davonfuhr. Ich ritt heran, rief ihm zu, ob er vielleicht abreise, ohne mir Genugthuung geben zu wollen, und da er dies mit höhnischer Miene bejahte, hieb ich ihn mit der Reitpeitsche aus Kräften über den Buckel. Er ließ halten, schimpfte und fluchte nebst seinen Freunden (wovon einer der sächsische Graf von Loeben war, der in österreichischen Diensten und eine Kreatur des Grafen Colloredo ist, der ihm oft Geld und zu essen giebt), da er mir aber nichts anhaben konnte, fuhr er fort. Ich mußte nun abreisen, theils der Folgen wegen, theils um den Prinzen L., meinen alten Gegner, aufzusuchen, um mit ihm meine alte Sache auszumachen, die er, wie der Graf Colloredo behauptet hatte, als nicht beendigt ansähe; ich hörte, er sei in Stuttgart.

Nachdem ich meinen Kammerdiener verabschiedet hatte, reiste ich (auf meine Ehre!) mit der ordinairen Post ganz allein mit 80 Dukaten, die mir der Sekretair vorschoß, denn ich hatte nichts, bis Braunau, von wo ich äußerst ermüdet Extrapost nahm, und meinen Weg nach Stuttgart fortsetzte. Einige Stationen vor dieser Stadt begegnete mir ein bairischer Offizier, der nach seiner Garnison Augsburg zurückreiste, von dem ich höre, daß der Prinz L. dort und von Stuttgart zurück ist. Ich kehrte also wieder mit ihm um, und erhielt in Augsburg vom Prinzen, der von allen Lügen des Grafen Colloredo nichts wußte, eine schriftliche Erklärung, die dem Grafen das Dementi gab, jedoch wurde sie so gestellt, daß der Prinz den Grafen Colloredo nicht namentlich angriff, weil er ihm 4000 Florin schuldig, und in Furcht ist, daß aus Rache der Graf Colloredo an seinen Vater schreiben möchte, mit dem er ohnehin schon in keinem guten Vernehmen steht. Nun ging ich nach München, mit nun noch weniger Dukaten; zum Glück kannte die Wirthin im Adler meine Mutter, und gab mir Kredit. Da ich nicht wußte, daß meine Reisen ihrem Ende so nahe wären, so nahm ich wieder den Bedienten an, ließ mich bei Hof vorstellen, und in alle Gesellschaft einführen, und hoffte nach der Erklärung des Prinzen L., die ich nach Wien geschickt hatte, würde der Graf Colloredo mir bald Ort und Zeit unseres Duells bestimmen. Aber seit beinahe vier Monaten, die ich hier zubringe, habe ich nichts von ihm erfahren können, bis ich vorgestern den infamen Brief voll Schimpfwörter und Betheurungen, es möchte gehen wie es wolle, er schlüge sich nicht mit mir, erhielt. Ich lasse daher jetzt die ganze Geschichte zu Rechtfertigung meiner Ehre, und Widerlegung aller der Verläumdungen, die über mich durch den Grafen Colloredo und Konsorten in Wien ausgebreitet worden sind, in die Frankfurter Zeitung setzen, wovon ich

Ihnen einige Exemplare zuschicken werde, aus welcher Sie die ganze Sache weitläufig lesen können. Sie werden einsehen, daß ich jetzt unumgänglich abwarten muß, was der Graf Colloredo auf meine Erklärung in den Zeitungen antworten wird, worauf ich wieder (jedoch dann zum letztenmal) antworten muß, wenn er darauf beharrt, sich nicht zu schlagen. Aus obiger Erzählung wird es sowohl Ihnen als meinem Vater, dem ich den ganzen Brief mitzutheilen bitte, einleuchten, daß ich an dieser Geschichte völlig unschuldig bin, und daß ich der elendeste, feigste Schuft sein müßte, wenn ich ruhig dabei geblieben wäre, und daß meine Ehre und Namen unumgänglich fordert, daß ich sie so öffentlich als möglich mache, und bis an's Ende verfolge, es mag daraus werden was wolle; meine Erklärung in den Zeitungen wird allerdings das äußerste Aufsehen machen, sie ist aber sowohl nach meinem als nach dem Urtheil Aller nothwendig."

Unterdessen reifte in Pückler's Phantasie ein abentheuerlicher Plan. Er war es müde, seinen Lebensunterhalt von dem stets klagenden Vater zu erhalten, der diesem schon viel zu viel dünkte, und mit dem der vornehme, elegante Kavalier doch nicht einmal auszukommen wußte. Unter 4000 Thalern jährlich, behauptete Hermann, könne er seinem Stande angemessen in der Fremde nicht leben; nun aber wollte er versuchen, unter fremdem Namen sich in der Welt einige Jahre durchzubringen, wozu ihm ein sehr geringer Zuschuß seines Vaters genügen sollte; 1200 Thaler jährlich, meint er, würden hinlänglich sein, und dieses Dasein wolle er fortsetzen, bis seine Schulden getilgt wären. Ohnehin sei es ganz unnöthig, daß er zum Arrangement seiner Schulden nach Muskau zurückkehre, da sein Vater allein die geldgierigen Wucherer weit besser abfinden könne, als wenn er selbst gegenwärtig sei. Auch könne man nicht wissen,

meint er, welches Glück sich ihm unverhofft in der Welt darböte; „der Gedanke, vielleicht einmal unvermuthet meine eigene Lage verbessern zu können," schreibt er an Wolff, „macht mich heiterer, als ich wahrlich seit langer Zeit gewesen bin, denn ich gestehe es Ihnen aufrichtig, bis jetzt bin ich wahrlich, ungeachtet des äußeren Scheins, meines Lebens noch wenig froh geworden, und habe oft den Tagelöhner um seinen frohen Muth beneidet — so gewiß ist es, daß äußere Güter nur dann zum Glück des Menschen beitragen können, wenn man zu ihrem weisen Gebrauch vorbereitet worden ist."

Der alte Graf nahm die romantischen Vorschläge des Sohnes sehr wenig liebenswürdig auf; er glaubte nicht an den glänzenden Erfolg dieses kühnen Glücksritterthums und an die schönen Gaben Fortuna's, die auch ihm daraus erblühen sollten. Diesen unsicheren Träumen gegenüber sah er als nackte Wirklichkeit die Gläubiger von nah und fern, die sich persönlich und schriftlich in Muskau meldeten, um ihre Rechte geltend zu machen. Er verlangte daher, sein Sohn solle ohne Verzug nach Muskau kommen, mit den Kreditoren einen Vergleich treffen, und mit 1000 Thalern jährlichem Taschengeld dort ruhig und eingezogen leben, bis alle Schulden getilgt worden. Zugleich klagt der Vater gegen Wolff, damit dieser es dem Sohn berichte, er selbst sei in der drückendsten Verlegenheit, alle Zweige der Einnahmen seien verstopft, die Hämmer wegen Mangel an Absatz in einem Rückstande von 8000 Thalern, die Holzhändler, die nach langverflossenen Terminen schuldig, könnten nicht zahlen, der Alaundebit sei unterbrochen, der Fischpächter, der seine Pacht zu entrichten habe, beweise die Unmöglichkeit der Zahlung in dem noch völligen Bestand seiner Fischerei, und die Unterthanen blieben mit ihren Abgaben zurück. Er habe Anleihen negociirt zu ansehnlichen Summen, und anstatt

des erwarteten Geldes erfolgten Unmöglichkeitsbeweise. Kurz, alles stocke in diesen drangvollen Tagen, und doch müßten die Zinsen und der letzte Theil der Kriegskontribution pünktlich entrichtet, und die nöthigen Bedürfnisse der Herrschaft bestritten werden.

Hermann war der Gedanke an eine Rückkehr unter den gegebenen Verhältnissen geradezu entsetzlich, die er als die traurigste Gefangenschaft fürchtete, und die auch Wolff nicht umhin konnte, als eine solche zu betrachten. Wenn seinem Vater in seinen jetzigen traurigen Umständen, schrieb er, 1200 Thaler jährlich ihm zu geben, zu viel dünkten, so wolle er sich auch mit 1200 Gulden, und wenn es durchaus nicht anders sein könne, auch mit noch weniger begnügen, und ihm mit keiner Bitte mehr jemals beschwerlich fallen, „nur mit dem Zuhausekommen soll er mich verschonen; könnte meine Gegenwart meinem Vater etwas nützen, oder ihn nur amüsiren, ich würde alle anderen Rücksichten fahren lassen, aber ich bin vom Gegentheil überzeugt. Er ist traurig und mißvergnügt, ich müßte mir den schrecklichsten Zwang anthun, wenn ich vergnügt scheinen wollte, die geringste kleine Unüberlegtheit oder ein scherzhaftes Wort, was den Stempel auch der unschuldigsten Satyre trüge, und das mir leicht einmal entwischen könnte, würde ihn aufbringen, und da seiner Geschäfte wegen er meine Gesellschaft außer bei Tische nur überlästig finden würde, so müßte ich die übrige Zeit wie bei meinem letzten Aufenthalt in Muskau, wo mir sogar aller Bitten ungeachtet der Gebrauch der Bibliothek versagt war, vor Langerweile unsinnig werden; jeder Brief eines Schuldners brächte mir neue Qual, täglich müßte ich meine Existenz auf dem mir verhaßten Amthause verwünschen, und würde nur die wenigen freien Augenblicke haben, wo ich von meinem wahrhaft geliebten Vater einmal in guter Laune freundschaftlich und mit Vertrauen behandelt

würde. 1200 Gulden jährlich können doch meinen Vater nicht inkommodiren, und der Vogel hungert ja lieber, als daß er sich im Käficht satt frißt. Leben Sie wohl.

Ihr betrübter Freund H. P.“

Er wollte seinen Willen durchsetzen, und er setzte ihn durch. Sein Vater versprach endlich die 1200 Thaler jährlich, wobei Wolff's Vermittlung wesentlich einwirkte.

Fünfter Abschnitt.

Abreise. Sekretair Hermann. Ausflug in die weite Welt. Ulm. In der Pfauengasse beim Kartenmacher. Der junge Reichsgraf putzt sich selbst die Stiefel. Ernst und Zurückgezogenheit. Geldmangel. Einladung der Mutter; ihre Pläne. Bittere Antwort. Die Colloredo'sche Sache.

Der neue Lebensabschnitt, den Hermann nun begann, hatte trotz seiner Beschwerden und Entbehrungen doch etwas ungemein Reizendes für ihn. Die Lust an romantischen Ereignissen, der Drang nach Abentheuern und Schicksalen, die überhaupt der Jugend eigen zu sein pflegen, waren in ihm besonders stark, und er durfte um so mehr ihre Befriedigung hoffen, wenn er eine bescheidene Verkleidung annahm, sich einfach Sekretair Hermann oder Herr Pückler nannte, in Mansarden wohnte, und mit dem selbstgetragenen Bündel beschwerliche Strecken zu Fuß zurücklegte, und dadurch auch Lebenssphären und Verhältnisse kennen lernte, in die er sonst, seiner gesellschaftlichen Stellung nach, nicht eingedrungen wäre. So ließen ihn frisches Leben auf der einen, Unabhängigkeitsgefühl und Trotz gegen seine Familie auf der anderen Seite, seinen kühnen Vorsatz mit leidenschaftlicher Heftigkeit zur Ausführung bringen.

Da Graf Colloredo sich einmal durchaus nicht schlagen wollte, trotz der Behandlung, die er von Hermann erfahren hatte, so entschloß dieser sich denn endlich, den 16. Januar

1808, dem zwecklosen Warten ein Ende zu machen, und München zu verlassen. Er hatte nur 50 Dukaten in der Tasche, die ihm nach Berichtigung seiner Ausgaben und dortigen Schulden übrig geblieben waren. Und dabei hatte er alle Werthgegenstände, die er besaß, seine goldene Uhr mit Petschaften, seinen Galanteriedegen, seine Pistolen, sein schönes goldenes Achselband, eine Kassette mit wohlriechenden Essenzen, Pulvern und Pomaden, und eine Pariser Tasse nebst Reiseetui zu Gelde gemacht. Und nach all den Opfern doch nur 50 Dukaten!

Auf der ersten Hauptstation verabschiedete der junge Reichsgraf die Extrapost, in der er abgefahren, sowie seinen Bedienten, um, wie er mit edlem Selbstgefühl seinem Vater schrieb, „meine Reise in dem mir wirklich angeborenen Stande, dem eines einfachen Menschen, ohne erborgten fremden Prunk, frei und all das meinige mit mir tragend", fortzusetzen! „Deine Güte," setzt er hinzu, „schützt mich reichlich gegen allen wahren Mangel, und wenn meine unangenehme Geschichte mit dem Grafen Colloredo beendigt wäre, so würde ich mich nie glücklicher und zufriedener geschätzt haben. In meinem nächsten Briefe werde ich Dir meine neue Adresse, und den einstweiligen Ort meines Aufenthalts, bis obige Unannehmlichkeit vorbei ist, melden. Vielleicht setzt das launenhafte Glück mich einmal in den Stand, lieber Vater, die Fehler meiner Jugend wieder gegen Dich gutzumachen, auf jeden Fall kannst Du sicher darauf rechnen, daß Deine Ruhe nie mehr gestört werden soll, und kein Verdruß Dir verursacht durch Deinen Dich innig liebenden Sohn H. Pückler." In der Nachschrift sagt er: „Noch ein Wort kann ich mich nicht enthalten zu sagen. Du schreibst, lieber Vater, daß Du mich für einen schlechten Menschen halten müßtest, wenn Du mich nicht noch mit Leichtsinn entschuldigen wolltest, weil ich mich wundere,

daß Du so böse auf mich bist. Ich gestehe, daß dieser harte Ausdruck mir in meiner jetzigen Lage Thränen ausgepreßt hat; ich glaubte, da ich einmal Deine Verzeihung erhalten und keinen neuen Anlaß gegeben hatte, auf mich böse zu sein, daß die Folgen des alten Fehlers mir nicht Dein Herz von neuem abwendig machen könnten, wenn sie Dir auch leider Verdruß machten. In dieser Voraussetzung schrieb ich so an Hempel'n, wie ich geschrieben habe, und meinte es nicht übel."

Auch dem alten Wolff dankte Hermann gerührt für seine ihm bewiesene Anhänglichkeit. „Auch Ihnen bin ich viel Dank schuldig," schreibt er ihm den 15. Januar 1808 aus München vor der Abreise, „für die Freundschaft, mit der Sie sich für mich interessiren, und mir ein so treuer Fürsprecher bei meinem Vater sind; die Güte, mit der Sie mich an die Erhaltung meiner Gesundheit erinnern, ist mir theurer als ihr Gegenstand; über fünfzig Jahr sind wir doch alle todt, was kann ein Unterschied von so wenigen Jahren für einen Werth für den denkenden Menschen haben; das Leben ist ein Augenblick, der Tod ist auch nur einer, sagt Schiller; ich fühle ganz die Wahrheit dieses Wortes."

Ein Brief von Pückler aus jener selben Zeit an den Prediger Brescius in Muskau ist hier noch nachzutragen, da er nach anderer Richtung hin Hermanns damalige Stimmung bezeichnend schildert. Er lautet:

„München, Mitte Januar 1808.

Lieber Brescius!

Ein Brief von mir wird Ihnen unerwartet kommen, sein Inhalt wird es vielleicht noch mehr, aber Sie verstehen mich allein. Sie waren zum Theil der Lehrer meiner Jugend, und ich fühle das Bedürfniß der Mittheilung gegen einen Mann, den ich schätze. Eine Veränderung ist mit mir vorgegangen, die, obgleich ich sie wohl begreife, doch so plötzlich

mich wie Zauber überrascht hat. Der charakterlose, dem schwankenden, von jedem Hauch bewegten Rohre gleiche Jüngling ist in einem Augenblicke zum Manne geworden. Eine heitre, nie gefühlte Ruhe erfüllt meine Brust, und mit Bedauern übersehe ich die vergangene nichtige Zeit. Wohl immer seit ich denken lernte, fühlte ich unbestimmt, daß mir etwas fehlte, was keine sinnliche Freude mir ersetzen konnte; oft in stiller Einsamkeit vertieften sich meine Gedanken über das Räthselhafte unserer Existenz, über den Zweck der Welt und über die ewige Nacht, in der wir endlos tappen. Schrecklich schienen mir Lessing's Worte:

Der Mensch, wo ist er her,
Zu schlecht für einen Gott, zu gut für's Ohngefähr?

Auf einem solchen einsamen Spaziergange war es, wo, voll düsteren Sinnens in dem Anblicke der untergehenden Sonne verloren, es plötzlich wie ein Schleier von meinen Augen gezogen wurde, und wie von der Wahrheit selbst mir aufgedeckt, fühlte ich auf einmal im Innersten der Seele in seiner ganzen Kraft, was meinem Ohr bisher nur Schall gewesen war; zwei Pflichten giebt es nur für den denkenden Geist:

Verehrung dem unendlichen, dem unfaßlichen Wesen, das aus der flammenden Sonne wie aus dem Sandkorne zu uns spricht;

Wohlwollen gegen alle unsere Mitgeschöpfe, das große Wort Humanität.

Worte, wie einfach, und doch wie tiefen Sinnes! wie oft hört' ich euch, ohne euch zu verstehen. Wohl ist es wahr, was Schiller sagt:

Die Tugend, sie ist kein leerer Schall.

Ich fühle es, man kann sie lieben um ihrer selbst willen, unbekümmert, ob das sich bewußte Leben auch noch über das Grab hinausreichen wird. Es liegt ein natürliches Bedürfniß in uns, ein bestimmtes Bewußtwerden unserer Pflicht,

selbst zu erringen, und eher können wir unmöglich ganz ruhig werden. Drum denke jeder nach, und sinne und erwäge; wahrlich, wird einst die Welt nur aus solchen Menschen bestehen, denen die göttliche Fackel der Philosophie leuchtet, das Menschengeschlecht wird glücklicher dadurch werden, als alle Religionen von Confuzius bis auf Mahomet es haben machen können.

Leben Sie wohl, und antworten Sie mir nicht als Prediger einer Sekte, sondern als Mensch und als Freund.

H. Pückler."

Hermann bat den treuen Wolff, daß er seinen Vater veranlasse, ihm in Dresden einen Kabinetspaß ausfertigen zu lassen für einen Herrn Hermann nach Baiern und Frankreich, vom bairischen und französischen Gesandten unterschrieben. So sollte das Incognito vollständig sein, und der junge Graf Pückler einstweilen vom Lebensschauplatz verschwinden. Er bat Wolff, den Paß ihm unter seiner Münchener Adresse zugehen zu lassen, da er mit der Wirthin im Goldenen Adler ausgemacht, daß sie ihm die Briefe überall nachschicke.

Denn wohin? das wußte er ja selbst noch nicht. Er ging eben in die weite Welt, und das war gerade das Reizende, das Bezaubernde für ihn. —

Das Leben in der „weiten Welt" begann damit, daß er sich Ulm zu seinem ersten Aufenthaltsort wählte, wo er den Ausgang der Streitsache mit Colloredo abwarten wollte, die er zu seiner Rechtfertigung in den Zeitungen zu veröffentlichen gedachte. Sein Geld war bei seiner Ankunft, den 17. Januar, nun schon auf 30 Dukaten geschmolzen, und er sollte doch damit bis Ostern auskommen! —

Er nahm sich also eine „Poetenstube" im dritten Stock in der Pfauengasse bei einem Kartenmacher, dessen lärmende

Beschäftigung ihn oft beim Lesen und Schreiben störte. Dazu wurmstichige, verfallene Möbel, nicht die geringste Bequemlichkeit, jämmerliche Kost für 12 Florin monatlich, und zur Aufwartung eine ungeschickte Magd für 2 Florin monatlich, deren bäurisch-schwäbische Mundart er sich vergeblich anstrengte zu verstehen. Er selbst reinigte sich die Kleider, und putzte sich die Stiefel. Brennholz konnte er sich so wenig kaufen, daß er oft, um sich zu erwärmen, in dem ungewöhnlich strengen Winter in's Freie hinauslief, und wilde Spaziergänge in Schnee und Eis unternahm. Wenn die Witterung hiezu zu schlecht war, bestieg er den Thurm des Domes, oder wandelte unter dessen majestätischen Bogengängen auf und nieder.

In solcher Weise lebte er, zurückgezogen und voll Entsagungen trotz seiner Jugend, den Leichtsinn plötzlich mit dem Ernst vertauschend, das Leben eines Weisen, ohne andere Gesellschaft als die seiner Bücher, sich fleißigem Studium hingebend, und dem forschenden Nachdenken über sich selbst überlassend. Die Einsamkeit war ihm für eine Zeitlang eine neue unterhaltende Wollust, und seine stets thätige Phantasie malte ihm aus, daß wenn er katholisch wäre, was er bedauerte nicht zu sein, es ihm erwünscht sein könnte, ein Mönch zu werden. — „Sie werden vielleicht lachen," schreibt er den 1. März 1808 an Wolff, „aber es ist mein völliger Ernst — der Philosoph gedieh schon oft unter der Kutte, und eine Narrenkappe müssen wir doch einmal tragen, es sei nun eine katholische, protestantische, kalvinistische oder türkische. Sapienti sat."

Neben solcher Befriedigung hatte er noch die andere in kindlicher Lust am Komödienspiel, alle seine Briefe in die Heimath als Sekretair Hermann zu unterzeichnen, und eifrigst anzuempfehlen, daß auch die an ihn gerichteten Briefe ja

ebenso an ihn adressirt würden. Seine poetische Seele formte so gern die Wirklichkeit zu einer Dichtung, zu einem Roman um.

Als aber Ostern herannaht, und der ersehnte Wechsel von seinem Vater noch nicht da ist, da schreibt er voll Sorge an Wolff, wenn er das verheißene Geld nicht rechtzeitig erhalte, so müsse er verhungern oder für Tagelohn arbeiten, da er hier unter fremden Menschen niemand habe, der ihn aus der Verlegenheit zu reißen vermöge.

Unerwartet erhielt er einen Brief seiner Mutter, die ihn zu sich nach Paris und Neumarkt einlud, wo des Grafen Seydewitz Regiment damals stand. Letzterer Ort war nur drei Tagereisen von Ulm entfernt; Pückler aber widerstrebte es, auf Kosten des Grafen von Seydewitz leben zu sollen, auch fand er es allzu demüthigend, in seinem damaligen Aufzug dort zu erscheinen. Er wollte sein Vaterland lieber niemals wiedersehen, als in nicht standesgemäßen Verhältnissen, obgleich seinem klaren Urtheil keineswegs entging, was es mit dem inneren Werth solcher Rangverhältnisse auf sich hat. Er lehnte daher unter mancherlei geschickten Vorwänden die Einladung der Mutter ab.

Die Gräfin scheint dies übel genommen zu haben, und wollte den Sohn nun bereden, wenn er nicht zu ihr komme, doch in die Heimath zurückzukehren, und etwa die diplomatische Laufbahn einzuschlagen.

Er antwortete ihr darauf aus Ulm den 11. März wie folgt:

C'est dans ce moment que je reçois votre lettre de Strasbourg, qui me remplit d'étonnement. A peine suis-je d'accord avec mon pére que ma mauvaise fortune, par votre moyen, recommence à me désespérer. Il semble que vous ne cessez de me prendre pour l'enfant de six ans qui jadis vous servit de poupée.

Quelle est donc, je vous prie, cette fureur de vouloir me tirer par les cheveux dans un pays où chaque objet que j'envisage ne peut me présenter que des souvenirs odieux? Voulez-vous m'en dédommager en me faisant sécretaire de légation, poste à-peu-prés égal à celui d'un valet de chambre, au moins en Saxe, car les sécretaires de légation de Vienne et de Munic, que j'ai connu n'étaient guères autre chose que les premiers sécretaires de leurs ministres! J'ai pris même huit jours le dernier pour un laquai. J'avoue que je ne me sens aucune disposition pour un emploi pareil, d'autant plus que pour avoir dans la suite, si jamais l'idée m'en prend, la place d'un envoyé, il n'est pas du tout nécessaire d'avoir été auparavant sécrétaire de légation. Pourvu qu'on ait beaucoup de fortune et un peu de savoir-faire, c'est tout ce qu'il faut. Moi, dont le sort est de vivre des bienfaits d'autrui — je serai bien inconsidéré de vouloir embrasser une pareille carrière. Quand à ce que vous dites de mon éducation, vous devez savoir mieux que personne, que, grâce à dieu, je n'en ai reçu quasi aucune, et il me semble qu'il est un peu trop tard d'y penser à-présent. Vous parlez ensuite des grands plans, que vous aviez formés autrefois pour mon bonheur, et qui ont échoués par ma faute. C'est avec confusion que je confesse ici l'infidélité de ma mémoire. Le seul plan, dont je puis me souvenir, est celui que vous formiez d'accord avec mon père de reprendre ce que vous m'aviez autrefois donné, et je pense que ce plan-là vous a passablement bien réussi. De quoi vous plaignez-vous donc, ma chère Maman?

Votre histoire de Wolff et de ses 500 écus est pour moi un énigme, dont je ne suis pas assez heureux

d'avoir la clef. Tout ce que je sais, c'est qu'au lieu de mille écus que j'attendais, on m'en envoyait 500, il y a quatre mois, qui suffisait à peine pour payer les frais de mon séjour à Munic, de manière que quand je quittais cette ville, je n'avais plus que 50 ducats en poche, desquels j'ai vécu fort misérablement depuis — tout le reste de votre anecdote m'est incompréhensible. Je vous rends bien des grâces de la bonne opinion que vous avez de ma tête, mais elle n'est cependant pas assez bonne pour apprécier dignement toute l'excellence de vos conseils, en raison de quoi je vous supplie de m'excuser si je ne puis entrer dans aucune de vos vues.

J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect, Madame

Votre très-humble et très-obéissant serviteur et fils

H. Comte de Pückler.

Monsieur Schmidt, votre confident, doit avoir eu des visions, quand il m'a vu à Munic, car il y a près de trois mois que je ne sors presque pas de ma chambre, qui est à côté d'un grénier dans la plus mauvaise baraque qui se trouve à Ulm.

Ce 13 mars 1808.

En relisant aujourd'hui ce que j'ai écrit avant-hier, je m'aperçois que le chagrin m'a fait écrire avec un peu trop d'emportement, mais pourquoi aussi me parler de retourner en Saxe, et me faire des reproches qui n'ont aucun fondement? Je me tais à présent, mais si vous l'exigez, il me sera facile de vous convaincre de la justesse de ma cause. En attendant je n'ajouterais que quelques mots sur votre projet diplomatique. Il n'y a aucune place de cette sorte qui pourrait me convenir, excepté celle d'un attaché à la légation à

Paris. Si mon père était en état de me continuer ma pension de 4000 écus, je ne balancerais pas un moment à embrasser cette carrière, pour vous obliger, quoique ce serait à regret, aimant mieux à voyager. Mais actuellement, où mon père, qui a enfin consenti à payer mes dettes, est hors d'état de me donner plus de 200 louis par an — il serait folie d'y penser. Laissez-moi donc, ma chère mère, parcourir le monde quelques années sous un nom emprunté — rien au monde peut m'être d'une plus grande utilité, et plus conforme en même temps à ma situation. En attendant, mes dettes sont payés, et quand je reviens en trois ans, je ne trouve plus aucun obstacle à retourner à Dresde pour y solliciter la clef de chambellan, et le poste d'un sécretaire de légation à Paris etc. Ça ne me menera pas fort loin, à la vérité, car ma fortune apparemment ne me permettra jamais à me pousser davantage, mais au moins j'aurai en le plaisir de remplir vos volontés.

Je vous demande pardon des ratures, mais considérez que c'est au lit que je vous écris, et que je ne puis faire le brouillon, le papier étant trop cher. Je crains même de me voir bientôt réduit à ne pouvoir plus faire les points sur les i, malgré les 500 écus que vous avez la bonté de me faire envoyer par Wolff."

Die tiefe Bitterkeit, die aus diesen Zeilen spricht, zeigt, wie viel er in seinen intimsten Familienbeziehungen zu leiden hatte. Le papier étant trop cher, sollte eine harte Demüthigung für die lustige verschwenderische Gräfin von Seydewitz sein, die ihren Sohn in solcher Bedrängniß ließ.

Auch die Colloredo'sche Sache fuhr fort, Hermann Verdruß zu machen, da sogar seiner Veröffentlichung des Her-

gangs sich Schwierigkeiten in den Weg stellten. Die Censur wollte Dinge dieser Art nicht passiren lassen, und einen Buchdrucker dahin zu bringen, heimlich den Druck zu übernehmen, wäre eine ansehnliche Belohnung erforderlich gewesen, zu der er nicht die Mittel besaß. Bezeichnend für die damaligen Zustände ist es, daß der Redacteur der Augsb. Allg. Zeitung außer den Druckkosten ein Douceur von 30 Dukaten für sein Risico verlangte. Endlich gelang denn doch, den heimlichen Druck zu bewerkstelligen. Wir theilen hier das Schriftstück mit. Es lautet:

„Ayant trouvé des difficultés à faire insérér l'exposé suivant dans les papiers publics, je me sers de la voie présente pour ne pas en retarder plus long tems la publication.

Etant sur le point de quitter l'Allemagne, je me vois obligé de donner à mes amis et à tous ceux qui ont la bonté de s'interesser à moi, une exposition exacte des faits suivans touchant un événement qui, étant très répandu, pourrait être dénaturé par des personnes ou mal instruites ou mal intentionnées. Il y a à-peu-prés neuf mois qu'ayant eû a Vienne une altercation avec M. le Pr. de L....*) nous convinmes de la vuider en nous battant au pistolet; cependant nos deux seconds, M. le Comte Ferdinand de Colloredo Mansfeld de la part de M. de Prince de L...., et M. le Comte de S...**) de la mienne, tâchérent, surtout le premier, de terminer le différend à l'amiable, et réussirent enfin à nous réconcilier. M. le Prince de L.... étant obligé de se rendre sur le champ à M... ***), désirait que je l'y suivisse pour éviter tous bruits équivoques

*) Löwenstein.
**) Saer.
***) Munic.

au désavantage de l'un ou de l'autre, que le départ précipité d'un seul aurait pu causer; comme c'était d'ailleurs ma route pour aller en France, je n'hésitais pas à le lui promettre; cependant je fus retenu à Vienne, de semaine en semaine par des empêchemens imprévus. C'est de là que M. le Comte F. de Colloredo, sans la plus legère provocation de ma part, se permit envers moi des propos aussi bas qu'insultans, me rencontrant tout seul dans un endroit public, lui étant avec deux de ses amis; quoique nullement accoutumé à un langage aussi vil, je tâchais cependant de répondre à M. de Colloredo en termes analogues aux siens, et le lendemain je lui fis annoncer, que j'en exigais la satisfaction qu'un homme d'honneur doit en pareil cas — combien m'étais je trompé en regardant comme tel le Comte de Colloredo — il me répondit qu'il ne saurait m'accorder ma demande, avant que j'eusse vuidé mon précédent différend avec M. le Prince de L....; sentant cependant, à quel point ce subterfuge était absurde, ayant lui-même en qualité de second du Prince, contribué le plus à notre accommodement, il ajouta que M. le Pr. de L.... lui avait écrit plusieurs fois, qu'il se répentait infiniment de s'être réconcilié avec moi, en cédant à mes prieres!!, mais que malgré cela il ne regardait pas l'affaire comme terminée. Poussé à bout par une calomnie si odieuse, je n'hésitais plus à qualifier publiquement le Comte de Colloredo du titre seul convenable en pareille occasion, et ne pouvant vaincre sa répugnance pour les armes, je résolus de le traiter selon ses mérites; sur ces entrefaites on vint me dire qu'il partait pour ses terres, je montais aussitôt à cheval pour le suivre, et je le joignis dans le Faubourg de Maria-Hilf, étant dans

sa voiture escorté de deux amis; je l'apostrophais en lui demandant, s'il s'imaginait de partir sans avoir satisfait à ma juste prétention, et persistant dans sa négative, je lui fis lire ma réplique par les épaules. Furieux, il fit arrêter sa voiture, et après s'être beaucoup répandû en injures et malédictions, il prit le parti de continuer sa route, protestant toutefois que jamais je ne lui ferai accepter mon défi. J'attendis encore quelques jours à Vienne pour voir ce que son courage lui dicterait, mais en vain — je partis donc pour A... dans l'intention de m'éclaircir avec M. le Prince de L...., qui fort surpris de tout ce qu'il entendit, ne manqua pas de me donner sur le champ la déclaration suivante, dont je tiens l'original et dont voici la traduction:

(1) A la réquisition de M. le Comte Armand de

---

(1) Auf Ansuchen des Herrn Grafen Hermann von Pückler bezeuge ich hiermit schriftlich, daß derselbe (wegen der in Wien gehaltenen nachtheiligen Reden und Aeußerungen, daß unsere alte Streitsache nicht ausgemacht sei) mich hier aufgesucht hat, um dieselbe schon beigelegte Affaire noch einmal durch ein Duell auf Pistolen mit mir auszumachen: ich habe Ihm erklärt, daß ich mich zur Zeit dazu ganz außer Stand befinde, nachdem ich hier auf Festung sitze, und durch mein Ehrenwort an den Stadtkommandanten gebunden bin, mich, so lang meine Strafzeit dauert, in keine Art von Duell einzulassen: sobald diese Hindernisse gehoben sind, werde ich Ihm, wenn Er ferner darauf bestehen sollte, auf alle Art und Weise zu Diensten stehen. Demohngeachtet kann ich nicht umhin, zu erklären, daß ich unsere alte Streitsache in Wien als vollkommen beigelegt betrachte, indem sie damals von beiderseitigen Secundanten selbst, als allen Gesetzen der Ehre gemäß geschlichtet, und anerkannt worden ist, weswegen daher jedwede nachtheilige Gerüchte darüber von den Secundanten widerlegt werden müssen.

A...*) den 23. September 1807. C...n. P. v. L.... W....**)

---

*) Augsbourg.

**) Constantin Prince de Löwenstein-Wertheim.

Pückler, j'atteste par la présente, écrite de ma main, qu'il est venu me chercher pour se battre au pistolet avec moi, à cause des propos tenus à Vienne, qui tendaient à faire croire que notre différend n'eut pas été entièrement terminé. Je lui déclare qu'en ce moment j'en suis hors d'état, étant détenu à la forteresse, et lié par ma parole d'honneur au Commandant, de ne pas accepter aucun duel durant ma détention; ces obstacles levés, je serai toujours aux ordres de M. le Comte de Pückler, s'il y persiste. Néanmoins je ne puis m'empêcher de déclarer que quant à moi, je regarde ce différend comme entièrement terminé, ayant été dans le tems, accommodé par nos seconds selon toutes les loix de l'honneur, et réconnu pour tel, de manière que c'est du devoir des seconds eux-mêmes, de réfuter tout rapport nuisible concernant cette affaire.

A.... le 23 Septembre 1807.

Signé C...n, P. de L.... W....

Le Comte de Colloredo recevant un démenti aussi formel, et voyant son subterfuge entièrement anéanti, on aurait crû qu'il s'empresserait d'effaçer, par des procédés plus nobles la honte de sa conduite passée; cependant je n'ai pu avoir pendant trois mois aucune réponse à mes lettres multipliées, que j'ai eu la délicatesse d'écrire à Vienne à ce sujet.

Ce n'est qu'hier enfin, que j'ai reçu à Munic une lettre de M. de Colloredo digne de son auteur, et dont le contenu plus qu'impertinent m'a forcé à ne plus avoir le moindre ménagement avec une telle espèce d'homme. Son écrit étrange n'est autre chose qu'un tissu d'injures et de mensonges impudens; entre autres il ne rougit pas d'avancer que, mon affaire avec le

Pr. de L.... étant accommodée, j'avais donné ma parole d'honneur à lui Comte de Colloredo, et au Comte de S. (le même dont il est fait mention plus haut et qui a quitté Vienne, il y a long tems, pour se rendre dans sa patrie) de sortir de Vienne dans les vingt quatre heures!!!, assertion trop absurde pour daigner seulement y répondre; il finit par protester de nouveau que rien ne l'engagera à se battre en duel avec moi, qu'il ne faisait que mépriser mes poliçonneries (Bubenstreiche), c'est ainsi qu'il appelle trés plaisamment le coup de fouet qu'il ma forcé de lui appliquer, d'autant plus, dit-il, qu'il n'a reçu l'outrage que par derrière. Quoique un ennemi pareil ne soit guères à atteindre que de ce côté, je crois cependant que ne l'ayant frappé qu'aprés lui avoir parlé et qu'après avoir eû sa réponse, on ne peut pas me taxer de l'avoir attaqué à l'improviste ni en traitre, comme il s'exprime. Au reste M. le Comte de Colloredo, s'imaginant, à ce qui parait, qu'un coup de fouet n'est conséquent, qu'autant qu'il est appliqué à travers la figure, fait parfaitement le pendant du Gascon, qui se trouvant dans le même cas que lui, dit à son ami qui l'exhortait à la vengeance: Mon cher, on voit bien qué tu né connais pas lé vrai couragé, moi jé me suis fait la loi de né jamais m'occuper d'une chosé qui sé passe derrière moi.

M. le 26 Dec. 1807. Armand Comte de Pückler.

A mon grand regret, l'impression de cet exposé a été rétardé près de trois mois, par la négligence d'un Imprimeur de M.... que j'en avais chargé."

Pückler vertheilte nach allen Seiten die Exemplare, und bat Wolff, die Schrift auch in den norddeutschen Zeitungen abdrucken zu lassen.

Seiner Mutter schrieb er darüber aus Ulm den 19. März 1808 wie folgt:

„Vous me témoignez votre étonnement de l'opiniatreté avec laquelle les gazetiers s'opposent à insérer mon exposé dans leurs feuilles; je m'empresse de faire cesser votre étonnement en vous informant qu'il leur a été défendu par un ordre formel du gouvernement, à ne rien insérer de relatif à cette histoire dans les gazettes qui paraissent en Bavière. Le Redacteur du Journal de Francfort m'a répondu qu'il n'osait pas, et celui de Mannheim, qu'il ne pouvait pas se charger de la publication d'une affaire si éclatante. Mr. de Mongelas, outre cela, a défendu aux imprimeurs de Munic très précisément l'impression de mon Exposé, que j'y avais envoyé à cet effet, et ce n'est que par un hazard bien singulier que je suis parvenu à le faire imprimer claudestinement dans un autre endroit qui n'en est pas fort éloigné. Si vous persistez, aprés cela, dans votre étonnement étonnant, je suis bien fâché de ne pas être en état de le calmer.

Quand aux reproches que vous me faites, de ne pas avoir communiqué cette affaire à Mr. le Comte de Pückler, qui, à ce que j'entends, réside à Neuenberg, je vous prie de me pardonner cette faute. Tout ce que je pourrais rapporter à mon excuse, c'est que jusqu'ici j'ai parfaitement ignoré l'existence de ce bon homme, mais je conçois que j'aurai dû la deviner.

Je vous supplie de ne pas augmenter les frais du port en joignant à votre lettre un régistre imprimé des qualités du bain de Neumarkt. Je n'en doute aucunement, mais comme ce n'est pas seulement pour me laver que je veux prendre les eaux, vous trou-

verez bon que je préfère ceux de Pfeffers, qui jouissent d'une haute réputation pour toute l'Europe, et qui seuls peut-être seront en état de me rendre ma santé, qui de jour en jour devient plus mauvaise.

J'ai l'honneur d'être avec respect,

Madame et très-chère Mère

Votre très-humble et très-obéissant serviteur et fils

Hermann P."

Sechster Abschnitt.

Briefwechsel Hermanns mit seiner Mutter.

Aus dem Briefwechsel Hermanns mit seiner Mutter mögen hier noch einige Blätter folgen, um die Anschauung seines Wesens zu vervollständigen. Er selbst that einmal in späterem Alter die Aeußerung, daß der Charakter und die Fähigkeiten eines Menschen beinahe immer schon im zehnten Jahre entschieden auftreten, und für den aufmerksamen Beobachter sichtbar sind. Bei ihm selbst war dies gewiß der Fall. Schon das Kind und der Jüngling zeigen den späteren Pückler. Die nachfolgenden Briefe sind gewiß als die eines Dreiundzwanzigjährigen merkwürdig, und zeigen zugleich in der Grazie und Satyre der Ausdrucksweise jenen französischen Esprit, der ihm als Erbtheil der französischen Abstammung seiner Großmutter zugefallen sein mag.

Pückler an seine Mutter.

Le 26 mars 1808.

Votre esprit à son tour l'emporte sur ma mauvaise tête — un je ne sais quoi de gracieux et de puissant dans vos lettres m'a tellement enchanté, que je ne saurai qu'à me rendre à discrétion. Que ne puis-je venir moi-même solliciter mon pardon! Mais hélas!

Pluton et Esculape se sont tous les deux conjuré contre moi. Une maladie opiniâtre me retient dans mon triste réduit, et quand par hazard mes regards languissants se tournent vers ma bourse, trois ducats bavarois sont les seuls objets qu'ils découvrent; cependant mon oreille attentive entend qu'on gratte à la porte. — C'est l'hôte implacable, qui le compte à la main, demande à voix basse ses vingt-cinq florins Ah! direz-vous, tant qu'on fait des vers, on n'est pas encore si mal — au contraire, combien de poétes ne devons-nous pas à la faim! Et d'ailleurs, c'est le chant du cygne.

Écrivez-moi que vous m'aimez, et tous mes maux me paraitront légers.

Votre fils repentant Hermann P.

Apostille. J'ai commis une erreur en vous parlant ce matin de mon hôte implacable, il faut lire „l'hôte ennuyeux", dans implacable il y a une syllabe de trop, et mon hôte, au reste, est réellement beaucoup moins implacable qu'ennuyeux. Je ne serais pas bien étonné si vous me trouviez l'un et l'autre, c'est la mauvaise compagnie qui me gâte, car je n'ai d'autre que la mienne, et j'ai tous les jours le chagrin de m'ennuyer moi-même, aujourd'hui c'est vous qui êtes la victime, et, ma foi, il est temps de vous faire grâce.

Mes respects al Signor Maximo.

Pückler's Mutter, Gräfin Clementine von Seydewitz, an ihren Sohn.

Neumarkt, le 28 mars 1808.

Il vaut mieux se repentir tard que jamais, mon fils, et je vous pardonne. Étant hors d'état de guérir

votre double maladie, celle du corps et de la *bourse*, je vois bien qu'il faudra renoncer au plaisir de vous voir ici, la mienne étant aussi bien malade, au moins trés-faible, aprés tous les voyages qu'elle a été obligée de soutenir; ce n'est qu'à la St. Jean prochaine, que j'ai espoir de la guérir, en lui rendant quelques forces — car mon quartier de Pâques est assigné pour payement à Paris. Si ce n'était que les 25 fl. de votre hôte, je pourrais bien le satisfaire, mais cela ne suffirait pas, ainsi changeons de discours, denn das ist unsere schwache Seite. — En vers je ne saurais vous répondre, mais où la rime manque, la raison y est quelquefois, ainsi cela sera en prose que je vous écris. Où trouverez-vous les moyens pour entreprendre le voyage de Pfeffersbad, ne pouvant faire le trajet à Neumarkt, qui n'est qu'à deux journeés d'Ulm? J'ai attendu d'un jour à l'autre, avant de partir pour la Saxe, croyant toujours vous voir arriver, mais cet espoir me trompait, le coeur d'un fils ressemble peu à celui d'une mère. — Je vous envoye *franc de port* la description des qualités de notre bain, faites-en part à votre Esculape, peut-être qu'il changera d'avis, et vous enverra ici, au lieu à Pfeffersbad, alors nous serions ensemble à mon retour de Saxe; il est sûr que vous ne trouveriez pas beaucoup de société, mais — quand on est vraiment souffrant — on ne l'aime guéres, et les soins d'une bonne mère en dédommagent bien, je le serai, si vous vouliez, mon cher fils, c'est tout ce que j'ambitionne, d'être aimé de mes enfants.

Votre fidèle mère.

Je n'ai pas encore de nouvelles de Seydewitz, et avant je ne le suivrais pas.

Pückler's Mutter, Gräfin Clementine von Seydewitz, an ihren Sohn.

Neumarkt, le 29 mars 1808.

L'ennui qui vous dévore vous prive aussi de la raison, je crois, car vous m'écrivez souvent des folies. Je reçois tout-à-l'heure votre apostille du 6 mars, ainsi elle n'a été que presque un mois en chemin d'Ulm ici. — Pauvre Hermann, que vous êtes à plaindre, ayant tout ce qu'il faut pour être heureux, vous ne l'êtes pas. C'est que vous ne choisissez pas les vrais moyens pour le devenir. Croyez-en votre vieille mère, l'occupation seule chasse l'ennui, et rend le calme et le repos si nécessaire dans notre vie — souvent orageuse, si l'âme n'est tranquille. Ce n'est qu'avec une conscience pure qu'on brâve les coups du sort, non mérités. — Depuis que mon coeur ne me reproche rien, que je sais m'occuper, je suis bien plus heureuse, et je voudrais que ce temps de la raison soit déjà venu pour mon cher Hermann, alors — plus d'ennui, plus de plaintes, un jour de la vie se passe comme l'autre, le calme est dans notre âme, et le repos dans notre coeur. — Des jouissances qui durent sont le choix de la raison, et non les passions qui déchirent le coeur, sans donner le bonheur; — ne croyez-pas, mon cher fils, que ce sont des phrases, non, c'est la vérité que je tiens de l'expérience, faite quelque fois à mes dépens. — Mais, ce temps est passé, après l'orage suit le beau temps, il a purifié l'air, et ne gronde plus que de loin.

Max vous embrasse tendrement, il se rappelle toujours encore du nom de Purzelchen, que vous lui donniez à Meissen, il y a plus de quatre ans, c'était la dernière fois que vous ait vu votre mère.

Pückler an seine Mutter.

Ulm, ce 30 mars 1808.

C'est avec bien du plaisir que j'ai reçu votre lettre du 28; je ne puis vous en dire autant du livre y joint, mon empressement de vous répondre ne m'ayant pas donné encore le temps de le lire, mais je ne doute pas qu'il ne soit aussi instructif qu'amusant, d'ailleurs il y a un proverbe arabe qui dit: geschenkter Essig ist besser als gekaufter Wein, par conséquent etc. Vous me conseillez d'en faire part à mon médecin, je prétends non seulement lui en faire part, mais même le lui offrir pour payement. Vous me pardonnerez cet usage profane d'un présent que je tiens de vous, vû que l'article des finances est, comme vous dites fort bien, mon côté debolissimo. Tout ce que vous avez la bonté de me dire au sujet de mon voyage à Neumarkt, est si flatteur pour moi, que je ne saurais vous décrire combien j'en suis touché; vous me feriez certainement un tort bien sensible, si vous puissiez croire sérieusement que le coeur d'un fils ne ressemble pas à celui d'une mère; cependant je dois avouer que cette expression m'a fait un peu sourire, je me rappelais involontairement les vers de Boufflers:

„Si les coeurs des jeunes garçons étaient faits
comme ceux des filles,
Que deviendraient les familles.“

J'attends mon quartier de Paques en 15 jours, et si ma santé le permet, je me rendrai aussi-tôt à Pfeffers; mais si par hazard à l'arrivée de mon argent vous brillez encore sur l'horizon de Neumarkt, c'est sur cet endroit charmant que je porterais mes pas sans différer. En attendant je suis un peu en peine

comment je me tirerais d'affaire n'ayant plus sur ma parole d'honneur qu'un seul ducat en poche, et six ducats de dettes. Tout ce que je sais, c'est que jamais de ma vie je n'oublierai le carnaval que j'ai passé à Ulm, car si cette ville détestable n'est pas l'enfer lui-même, c'est au moins le purgatoire. Je vous prie d'embrasser Max de ma part. H.

Pückler an seine Mutter.

Ulm, le 1 avril 1808.

Melodie: Pour Marie Madelaine
Je pleure ces frédaines.

Ciel! quelle veine poétique tout d'un coup s'est emparé de vous! Quelles tirades échappent à votre plume! J'ai le malheur de mettre un 6 pour un 26, aussitôt l'orage gronde, l'air se purifie, le beau temps survient; coups du sort, conscience, reproches, ennui, jouissances, passions, raison combattent, et la dernière incapable de résister à tant d'ennemis à la fois, cherche son salut dans la fuite. Pauvre Hermann, que vous êtes à plaindre, ayant tout ce qu'il faut pour être heureux, vous ne l'êtes pas! Pauvre Hermann est parfaitement bien dit, car il serait difficile d'en trouver un plus pauvre que moi, mais le reste est une invention ingénieuse ad modum Goldoni. Vous m'obligerez sensiblement en m'indiquant ces moyens que je dois avoir pour être heureux. Je suis malade, je n'ai pas d'argent, je n'ai pas plus d'esprit qu'il n'en faut pour m'apercevoir que je ne suis qu'un sot, je suis très-négligé de la nature en fait de figure et tout mon extérieur, je manque de raison, à ce que vous dites, et malgré cela, j'ai tout ce qu'il faut pour être heureux!! Je ne suis pas malheureux parceque la divine philosophie, le seul trésor que je possède, m'en

garantit, mais de bonheur je n'en connais guères d'autre que celui de pouvoir me nommer

votre fils

H.

Salut et amitié à Max Burzelchen. Me rappelant que c'est aujourd'hui le premier d'avril, je devine à présent que vous avez voulu me donner un poisson d'avril.

Siebenter Abschnitt.

Kränklichkeit. Schweizerreise. Stuttgart. Dannecker. Müller. Erste Diligencefahrt. Sparsystem. Fußwanderungen. Sparstation zu Tübingen. Sparstation zu Konstanz. Herr Pückler. Fußreise nach Mailand. Erkrankung in Luzern. Bern. Krankheitsschilderung. Träume einer Brautfahrt. Gedanken an Schriftstellerei. Genf. Doktor Jurine. Lebenswünsche.

Hermanns wiederholte Klagen über seine Gesundheit waren nur allzusehr begründet; er fühlte sich sehr schwach und kränklich, hatte alle Abend Fieber, und sehnte sich darnach, in ländlicher Stille und unter mildem Himmel sich durch eine ernste Frühjahrskur wieder herzustellen. Auch dürstete er, nachdem er in Ulm den stillen Karneval des Weisen genossen, nach neuen Anregungen; Natur und Kunst, hofft er, sollen sich nun fortan in vereintem Bunde in sein Leben theilen, und es durch den edelsten Genuß beglücken. Zum Anfang sinnt er sich den Plan zu einer Reise in die Schweiz aus, deren nahe Berge schon lange seine Phantasie magisch angezogen hatten. So verließ er Ulm im Anfang des April.

Kaum unterweges, fand er seine frohe Laune, seinen guten Muth sogleich wieder.

In Stuttgart machte er die Bekanntschaft des berühmten Bildhauers Dannecker, in dessen Werkstatt er den Kopf Schiller's und die schöne Ariadne bewunderte, die damals

noch nicht in Marmor ausgeführt, sondern nur erst in Gips gegossen war. Auch den verdienten Kupferstecher Müller lernte er kennen und sah dessen berühmten Stich der Madonna della Sedia. Mit liebevollem Antheil und feinsinnigem Urtheil gab sich Hermann all diesen Eindrücken hin.

Er lebte dabei einfach wie ein Volkskind. In Hechingen bestieg der elegante Grand Seigneur zum erstenmale in seinem Leben eine Diligence, und reiste in bunter Gesellschaft auf engem Platze zusammengedrängt. Er war heiter und jugendfrisch, und das glich alle Unbequemlichkeiten aus; aber gewiß haben wenige Touristen die Schönheiten der Schweiz mit mehr Beschwerden und weniger Mitteln bewundert, als der junge Reichsgraf, dem noch vor kurzem Golconda's Schätze nicht genügt hatten. Er erdachte sich ein geniales Sparsystem mit einem finanziellen Talent, das viele Finanzminister sich zum Muster nehmen könnten. Natürlich reiste er zu Fuß, kaufte sich Alpenschuhe, und einen kleinen Mantelsack, in welchem er seine Sachen selbst trug, und wählte sich von Zeit zu Zeit „Sparstationen", wie er sie nannte, Orte, wo er liegen blieb, zehn oder vierzehn Tage, um mit seinem Gelde von einem Quartal zum anderen auszukommen. So verweilte er vierzehn Tage in Tübingen, um die Kosten für seine Kur zusammenzusparen. So war er genöthigt, um die Ausgabe für seinen Reiseanzug wieder einzubringen, in Konstanz am Bodensee andere vierzehn Tage zu warten, die Alpen sehnsüchtig betrachtend, die geheimnißvoll leuchtend auf ihn niederblickten, und mußte, wie er an Wolff den 19. Mai 1808 schreibt, „nach den Früchten schmachten, die vor mir liegen, die ich aber nicht erreichen kann. Ich sehe wohl," setzt er hinzu, „daß meine Reisen auf diese Art sehr langsam gehen werden, und viel kostbare Zeit verschwendet werden wird, um Geld zu sparen. Hätte ich armer Teufel 400 Thaler vierteljährlich, so wäre

ich ohne Sorgen, aber das sind wohl pia desideria. Ich hoffe zu Gott auf einen Kreditbrief auf ein Jahr, der den 1. Juli in Bern ankommen wird, denn länger kann ich ungeachtet aller Oekonomie nicht auskommen, und wenn ich Brot und Wasser essen wollte." Uebrigens that die reine, frische Bergluft, die herrliche Natur, die einfache Lebensart ihm wohl, und er fühlte sich heiter und gestärkt. Er reiste nun als Herr Pückler.

Den Gedanken, das Bad in Pfeffers zu gebrauchen, giebt er als zu kostspielig wieder auf. Aber noch bevor er in Bern anlangte, wo er seinen Quartalstag im Gasthof auf Kredit abwarten wollte, hatte er das Mißgeschick, zu Luzern zu erkranken.

Er hatte eine seiner Fußreisen mit dem Bündel auf dem Rücken über den Gotthard nach den italienischen Seen bis nach Mailand ausgedehnt. Die Anstrengung war zu groß. Märsche von zehn bis vierzehn Stunden täglich im Gebirge waren für ihn zu stark, und noch schlimmer beinahe war es, daß er sein Gepäck in der brennenden italienischen Sonne oft zwei bis drei Meilen lang allein fortschleppen mußte. Im Augenblick ließen ihn Aufregung und Freude den Nachtheil weniger empfinden, aber als er zurückkehrte, litt seine Brust; Husten, Blutspeien und Schmerzen in der linken Seite stellten sich ein. Er mußte sich deshalb entschließen, das weitere Vordringen nach Italien aufzugeben, und beschloß, nach dem mittäglichen Frankreich zu gehen, um sich in Ruhe und in mildem Klima wiederherzustellen, auf's tiefste bedauernd, daß er die brennende Reiselust für diesmal nicht weiter stillen konnte.

In ruhiger Fassung schrieb Hermann seinem alten Freund Wolff über das Leiden, das ihn betroffen, und erwähnte auch dabei stets liebevoll seines Vaters. „Sehr krank bin ich," schrieb er an Wolff den 8. Juli 1808 aus Bern,

„hier in Bern eingetroffen, und habe Ihre beiden traurigen Briefe, und auch das Geld hier vorgefunden. Ich bitte Sie, meinem geliebten Vater meinen innigsten Dank dafür zu bezeigen, und ihm zu versichern, daß ich, weit entfernt, um eine Zulage zu bitten, da die Umstände so trostlos sind, lieber alle Kräfte anstrengen will, um auch mit weniger auszukommen. Er soll sich nur die bösen Zeiten nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen, Vermögen und äußere Güter sind ja doch am Ende nur elende Zufälligkeiten, der innere Werth allein bleibt ewig gleich kostbar, und niemand kann ihn rauben; an diesem ist ja mein guter Vater so reich, warum soll er sich so sehr vom Unglück niederschlagen lassen."

Gegen seine Mutter ließ er dagegen mit einer Art von Wollust seiner Erbitterung freien Lauf, und schildert ihr seine Krankheit mit den schwärzesten Farben.

„Voilà enfin," schreibt er ihr, „ma chère Maman, mon sort décidé. Complétement étique, crachant du sang, prêt à rendre le dernier soupir, les médecins ont eu la bonté de m'assurer que je n'avais plus que quelques années tout au plus à vivre. — Ce n'est pas un prognostic fort amusant, sans doute, mais on ne dira jamais que Henri Louis Armand Comte de Pückler a pu être effrayé par l'aspect de la mort. Voilà, Madame, à quoi sert la philosophie, dont vous faites si peu de cas, j'espère que vous lui ferez réparation d'honneur en vous apercevant du peu d'altération que mon humeur a souffert d'une maladie douloureuse, et de la conviction d'une mort prochaine. Ce qui me divertit, c'est qu'ayant vécu en prodigue, je meurs par économie; ne pouvant faire face aux dépenses d'un voyage à cheval ou en voiture, je fus obligé d'aller à pied, le sac sur le dos, depuis Lucerne

jusqu'à Milan, et de revenir de même, en franchissant les hautes Alpes du Simplon et du Grimsel. Peu accoutumé à une pareille fatigue, et par la faiblesse de ma santé hors d'état de la supporter, à peine fus-je de retour à Lucerne que j'en ressentis les suites. Une inflammation de poitrine commença bientôt à se manifester, je vomis du sang comme le monstre dans Phèdre, dont vous savez bien qu'il est dit le flot qui l'apporta recule épouvanté. A la fin l'inflammation à force de remêdes se calma, mais il fut impossible d'arrêter entièrement les crachements de sang, et ils durent toujours. Dès que j'aurais recouvert un peu de forces, je partirai pour le midi de la France d'après l'avis des médecins, qui espèrent que peut-être le séjour de Montpellier me fera du bien. C'est là où je vous prie d'adresser votre réponse, à Mr. Pückler, poste restante.

J'aurais été assez tenté de vous faire un récis de mes courses au St. Gotthart, aux Isles Boromées, à Milan et au Grimsel, surtout comme ce seront apparemment mes dernières, mais heureusement pour vous j'ai réfléchi que je ne saurai rien dire ni de nouveau ni d'amusant à une dame qui a tant vu, et dont les connaissances s'étendent encore bien au delà de ce qu'elle a vu; par conséquent je vous fais grâce de mes extases sur le haut des montagnes, de mes douces réveries dans les bois solitaires, et de toutes ces sortes de choses-là, qui paraissent nécessairement devoir figurer dans un voyage en Suisse.

Si j'osais encore former des voeux de bonheur dans ce monde, je me flatterais peut-être que vous viendrez cet hiver faire l'inspection de votre terre l'Alex, pour voir en passant votre fils mourant, avant

qu'il soit dépêché pour l'autre monde — mais je crains que ça ne vous paraîtra pas en mériter la peine. Je suis, Madame la Comtesse et très chère Maman,

Votre très obéissant
H. P."

In solcher Stimmung überraschte ihn nicht wenig der Rath Wolff's, sich eine reiche Frau zu suchen. Pückler's originelle Anschauung über diesen Vorschlag geht deutlich aus seiner Antwort hervor:

„Mit Verwunderung, lieber Wolff," schreibt er, „lese ich Ihre Ermahnung, eine reiche Frau mir bald zu suchen, um damit meine Umstände zu verbessern. Wie können Sie es für möglich halten, daß ich in der jetzigen eingezogenen und abgesonderten Lebensart, die mir meine Verhältnisse nur mehr als zu nöthig machen, Gelegenheit finden soll, eine reiche Heirath zu thun; nein, da hat man mir zu viel zugetraut, wenn man das erwartet hat, eben so gut könnte man von einem Menschen, der in einen Sack eingenäht ist, verlangen, daß er über das Weltmeer schwimmen soll. Soll ich eine reiche Parthie machen, so muß nothwendig mein Vater für mich freien, ich werde mit seiner Wahl immer zufrieden sein, wenn das Mädchen nur nicht allzu häßlich, und vor allen Dingen gut ist. In Wien versicherte mich ein genauer Bekannter des Grafen Breßler, daß dieser geäußert hätte, er würde sich sehr glücklich schätzen, mich zum Schwiegersohn zu haben. Der alte Breßler ist ein Parvenu und ein eitler Thor, der gewiß gern ein sacrifice machen würde, um eine seiner Töchter in eine alte und vornehme Familie zu bringen. Die Eine soll hübsch und artig sein; wenn er ihr 100,000 Rthlr. mitgiebt, so könnte uns das vielleicht helfen. Meinem Vater wäre es leicht, den Grafen Breßler hierüber zu sondiren. Vielleicht giebt

es in der Lausitz auch noch andere Parthieen, man könnte sich ja näher darnach erkundigen lassen. Wenn die Prinzeß in Sagan noch nicht versprochen ist, so sehe ich nicht ein, warum mein Vater nicht anfragen möchte, ob er Hoffnung haben könne, daß eine Parthie mit seinem Sohne, wenn ihr seine Person gefiele, ihren Absichten entsprechen könnte. Vielleicht würde auch meine Mutter in diesen Angelegenheiten etwas für mich zu thun im Stande sein. Handeln muß man freilich, wenn etwas werden soll, und sich nicht erst lange vor einer abschlägigen Antwort fürchten, bis ein Anderer weniger Scheuer die Beute davonführt. Uebrigens ist ein Korb ja auch gar nichts Schmähliches und Entehrendes, mir wenigstens würde er immer sehr gleichgültig sein.

Enfin, on fera ce qu'on voudra, ich für meine Person bleibe viel lieber in meiner philosophischen Einsamkeit bis an meinen Tod, der wahrscheinlich nicht mehr sehr entfernt ist, und entsage eben so willig allen zeitlichen Glücksgütern, als dem Leben selbst.

Ihr alter treuer Freund H. P."

Phantasieen einer romantischen und idealen Jugendliebe waren in der Seele des jungen Grafen inmitten der Welt des Leichtsinns und der Verderbniß, die er bisher gesehen, noch nie erwacht; Genuß, Zerstreuung, Unterhaltung, geistreiches Spiel, Theatereffekte und Theateremotionen, mehr hatte er bisher von seinen vielen Beziehungen mit Frauen nie verlangt, aber trotzdem war er seiner innersten Natur nach viel zu edel, als daß er in eine jener rohen und egoistischen Geldspekulationen hätte einwilligen können, wie sie grade in den aristokratischen Kreisen so oft vorkommen, wo man zwar mehr Geld besitzt als in den unteren Sphären, aber dessen auch in weit größeren Massen zu bedürfen glaubt.

Pückler dagegen ging auf den Vorschlag ein, weil ihm eine Brautfahrt gelegen kam als eine Reconvalescenten-zerstreuung, und noch mehr, weil sie ihn reizte wie ein Turnier, wie eine Jagd, wie jedes andere kühne Wagstück. Er kam sich vor wie ein Ritter der Tafelrunde, der nach dem heiligen Graal auszieht, oder der gefahrvolle Abentheuer besteht für ein fernes Königstöchterlein, das er nur in Träumen gesehen, und so lockte eine ihm noch ganz unbekannte Prinzessin, die er nie erblickt, seine bewegte Einbildungskraft noch weit mehr als eine bekannte. Darum war er auch zufrieden, daß sein Vater für ihn wählen sollte, er, der sonst so unabhängig, launenhaft und eigenwillig nur seinen eigenen Neigungen und Eingebungen folgte.

Doch wie er selten sich ganz in einem Gedanken konzentrirte, so beschäftigte er sich gleichzeitig mit anderen Planen; er schrieb an den Buchhändler Arnold in Dresden, in der Absicht, aus seinen Tagebüchern eine Reisebeschreibung zu machen, und herauszugeben. Damals zuerst regte sich in ihm die Lust zur Schriftstellerei.

In Genf konsultirte er, noch immer leidend, den berühmten Doktor Jurine, der eines großen Rufes genoß. Dieser machte ein ernstes Gesicht, und sagte ihm nach sorgfältiger Untersuchung, ganz würde er nie zu heilen sein, doch wenn er sich sehr schone, so wäre sein Leben für jetzt für den Augenblick außer Gefahr. Daß Hermann ein Alter von beinahe 86 Jahren erreichen würde, scheint der berühmte Arzt nicht geahnt und für möglich gehalten zu haben. Daß auch die Gelehrten sich irren können, ist immer ein Trost für die Ungelehrten! —

Hermann war wenig erschüttert von diesem Ausspruch. Damals wünschte er sich nichts anderes, als fern von der

großen Welt, von Rang, Aemtern und äußerem Glanze, in stiller Häuslichkeit und friedlicher Einsamkeit zu leben, beschäftigt mit dem forschenden Anschauen der Natur, die er mit Innigkeit liebte.

Vielleicht dachte er sich dabei auch die unbekannte Prinzessin als zärtliche Lebensgefährtin dazu!

Sollte das alles nicht lange dauern, so war er auch mit einem frühen Tod zufrieden.

Achter Abschnitt.

Alexander von Wulffen. Sechsundzwanzigtägige Fußreise nach Marseille. Unterwegs Krankheitsrückfall in Lunel. Ruhestation in Marseille. Autorleben. Barras. Der ehemalige König von Spanien. Ankunft der Wechsel. Fußreise nach Nizza. C'est un marin! Schifffahrt nach Genua. Korsarenangriff. Genua. Drei Genueserinnen. Reise von Genua nach Rom. Anstrengungen und Kälte. Schnee in der Lombardei. Von Livorno nach Florenz. Raphael Morghen. Die Galerieen. Rom. Erste Eindrücke. Gegend. Gesellschaft. Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha. Die vornehme Welt. Gräfin Schuwaloff. Fürstin Dietrichstein. Ritter Camuccini. Prinz Poniatowsky. Friederike Brun. Oehlenschläger. Schöne und häßliche Damen. Karoline von Humboldt. Thorwaldsen. Canova. Rauch. Reinhard. Guttenbaum. Banquier Torlonia. General Miollis. Verbot des Karnevals. Vorstellung bei dem Pabst Pius dem Siebenten.

Eine Lebensgefährtin noch nicht, wohl aber ein Reisegesellschafter war Hermann vom Geschick einstweilen beschieden.

Zufällig begegnete er in Genf einem jungen Herrn Alexander von Wulffen aus Sachsen, der sich ihm als willkommener Gefährte anschloß, und da seine Kasse in nicht viel blühenderem Zustande war, als die Hermanns, so hofften beide die Kunst des Sparens gemeinschaftlich nur besser ausführen zu können. Auf einer Fußtour von etwa 120 Stunden erreichten die beiden jungen Edelleute denn auch endlich glücklich Marseille; sie machten Tagereisen von sechs bis acht, oder auch zehn Stunden, wobei sie mitunter wieder ihr Bündel selbst tragen mußten, was Hermann in Lunel

zwischen Nismes und Montpellier einen Rückfall seines Blutspeiens zuzog. Die ganze Reise dauerte sechsundzwanzig Tage, worein beide sich willig fügten, da sie stets mehr Zeit als Geld hatten.

In Marseille sollte nun eine lange Ruhestation gemacht werden, welche die beiderseitigen Finanzen nothwendig erheischten. Dort begann Hermann mit Eifer sein Reisejournal auszuarbeiten, und beschrieb in heitrer Laune, wie er, ganz wie es einem Autor gezieme, dem Himmel näher als der Erde wohne, nämlich 99 Stufen bis zu seinem Stübchen, und die Schwelle desselben sei die hundertste. Den Tag über las und schrieb er, lebte zurückgezogen und beinahe ganz ohne Bekanntschaften wie eine Eule in ihrem Nest, und nur Abends ging er mit dem gutmüthigen Wulffen spazieren, wo ihnen die Stadt, der Hafen, die umliegenden Anlagen tausend neue Eindrücke gaben. Beide erwarteten dabei ungeduldig Wechsel von zu Hause, nach denen sie wie nach fernen Sternbildern seufzten, und Hermann klagte oft, daß seine Kasse noch schwindsüchtiger sei als sein Körper. Zuweilen besuchten sie den Exdirektor Barras auf seinem reizend am Meer gelegenen Landgute, wo er die jungen Leute mit liebenswürdiger Gastfreiheit empfing. Er war ein schöner Mann von einnehmenden Gesichtszügen, in seinen besten Jahren, und ein angenehmer Gesellschafter. Zu seinem Lieblingsstudium hatte er sich nun, den politischen Stürmen fern, die Naturgeschichte gemacht. Ein zahmer Wolf und ein zahmer Fuchs waren seine Hausthiere, und der letztere lief schmeichelnd wie ein Hund um seinen Tisch herum.

Auch der ehemalige König von Spanien hielt sich mit seiner Gemahlin und einem großen Hofstaat — unter dem sich auch 300 Maulesel befanden — damals mehrere Wochen in Marseille auf. Man sah ihn täglich mit vier sechs

spännigen Wagen spazieren fahren, zur Unterhaltung der neugierigen Menge, die ihn stets umdrängte; zu Fuße war er schlecht, und ließ sich immer von dem jüngeren Godoi, dem Bruder des Friedensfürsten, der ihn begleitete, führen; auch stand er in dem Ruf, daß er seine meiste Zeit mit Essen und Schlafen zubringe.

Pückler hat einen Theil seiner damaligen Erlebnisse sehr anmuthig und lebendig in seinen „Jugendwanderungen" aufbewahrt, während andere noch ungedruckte Reiseschilderungen hier in der Folge mitgetheilt werden.

Endlich, als Pückler gerade den letzten Dukaten in der Tasche hatte, langte der ersehnte väterliche Wechsel an, und da der angehende Schriftsteller unterdessen auch zwei starke Bände fertig gemacht hatte, mit deren Druck er aber nach längerer Ueberlegung bis nach seiner Rückkehr in die Heimath warten wollte, da er Censurschwierigkeiten fürchtete, so dachte er nun daran, seine Reise fortzusetzen.

Wir sehen ihn mit Wulffen zu Fuß nach Nizza wandern, und beide hatten Ursache, diese Reiseart, so beschwerlich sie in der Hitze war, zu preisen, als sie hörten, daß in einer öden bergigen Gegend, durch die sie kamen, vor einigen Tagen die Diligence geplündert worden sei. Die ersten Oliven-, Granaten- und Orangenhaine begrüßten die Reisenden, und der blaue Himmel und die strahlende Sonne ließen sie die Nähe Italiens empfinden. Eine nicht geringe Verlegenheit war, daß sie von Antibes an bis Nizza, stattgehabter Ueberschwemmungen wegen, alle Brücken abgebrochen fanden, so daß sie die größten Umwege machen mußten, und oft gezwungen waren, im Kreise herumzugehen. An einer Stelle waren, um die fehlende Brücke zu ersetzen, zwei schwankende schmale Balken von 40 Fuß Länge von einem Ufer des Var bis zum andern gelegt. Wer hinüber mußte, kroch ängstlich den gefährlichen Weg

auf allen Vieren hinüber, aber Pückler, der durchaus keine Anwandlung von Schwindel kannte, ging festen Fußes kühn und sicher hinüber; als die Umstehenden die hohe schlanke Gestalt, die sich im Flusse spiegelte, aufrecht und rasch über den schwankenden Balken einherschreiten sahen, der unter seinem jugendlichen Tritte zitterte, waren sie außer sich vor Erstaunen und riefen: „C'est un marin! c'est un marin!“

Gefahren waren immer für Pückler so anziehend wie süßer Blumenduft, wie der Zauber einer hellen Mondnacht, wie das Lächeln schöner Frauen, und so war es ihm gewiß nur angenehm, daß auf dem Wege nach Genua das kleine Schiff, das ihn und Wulffen aufgenommen, von einem englischen Korsaren angegriffen wurde, der erst eine Tartane von 3 bis 400,000 Ladung vor ihren Augen nahm, und dann sie mit einer Masse Flintenkugeln begrüßte, von denen mehr wie fünfzig in die Segel ihrer Feluke fuhren, so daß nicht viel fehlte, sie zu zwingen, anstatt nach Genua, nach Malta oder England zu segeln. Die Engländer riefen ihnen spottend nach: Come here! und drei bis vier kleine Boote ruderten ihnen eiligst nach; sie aber erreichten noch gerade glücklich den Spielraum der Landbatterie Saint-Maurice, und waren somit vor dem Feinde glücklich geborgen.

In Genua vergaß Pückler nicht neben der Bewunderung des Hafens, der Kirchen, Gemälde und Paläste die angeregten Heirathsplane. „In Genua,“ schrieb er den 14. Dezember 1808 an Wolff, „wäre etwas in Heirathssachen anzufangen gewesen, wenn ich meinem Stande gemäß auftreten könnte; seit kurzem sind fünf äußerst reiche Parthieen von zum Theil sehr unbedeutenden Männern gemacht worden, weil es an Epouseurs fehlt. Noch jetzt sind drei Mädchen da, die mit großem Vermögen täglich auf Freier warten, und wovon die eine sehr hübsch sein soll.“

Die drei Genueserinnen, die auf Freier warten, waren

für Pückler ein reizendes Bild wie ein Mährchen von Grimm oder Perault, das seine stets thätige Phantasie sich wohl weiter ausmalte, wenn er die anmuthigen Mädchengestalten in ihren weißen Schleiern, mit dem Fächer in der Hand, in den engen Straßen der Stadt an sich vorübergleiten sah, und ihre dunkeln Sammetaugen lieblich fragend den Blick des schönen jungen Fremden trafen.

Die anstrengendste Reise, die Hermann jemals gemacht, war die von Genua nach Rom, die er wieder beinahe immer zu Fuß zurücklegte. In der ganzen Lombardei bis Florenz fußhoher Schnee und schneidende Kälte; nirgends Oefen, zuweilen nur schlechte, rauchende Kamine. Dann Regen und alles durchdringende Nässe, so daß er, da auch die Betten nur leichte Sommerdecken hatten, in drei Wochen nicht einmal völlig warm wurde, und sich zuweilen nach den heimischen nordischen Bauerhöfen sehnte, trotz aller Poesie und Liebe zum Reisen. Weil ihm ein Vetturino einen zu hohen Preis forderte, ging Pückler zwischen Livorno und Florenz — diesmal wieder allein, da er sich von Wulffen auf kurze Zeit getrennt hatte — in stockfinstrer Nacht und schrecklichem Wetter allein auf so ungangbaren Wegen, daß er mehrmals stehen blieb oder hinfiel. Die letzte Station vor Florenz nahm er endlich Extrapost, und fuhr im Galopp voll Freuden in Dante's Vaterstadt ein, wo er in dem schon damals berühmten Schneider'schen Hotel wieder mit seinem Freunde Wulffen zusammentraf.

In Florenz besuchte Pückler Raphael Morghen, der gerade mit seiner Transfiguration beschäftigt war. Dieser Künstler sagte ihm, daß er das Original seines berühmten Abendmahls nie gesehen, sondern nur nach einer Zeichnung gearbeitet habe. Pückler meinte, dies erkläre die Unbedeutendheit des Christusgesichtes auf diesem Kupferstich. Eine halbvollendete Platte nach der Fornarina erfüllte ihn dagegen

mit wahrem Entzücken. Die herrlichen Galerieen von Florenz wurden gleichfalls von Pückler mit aufmerksamer Liebe betrachtet, doch fehlte damals die Venus von Medici, die man, um sie zu sichern, nach Sizilien schicken wollte, und die unterwegs von den Franzosen aufgefangen wurde.

Nach so vielem Aufenthalt und so vielen Beschwerden sehen wir unseren Helden endlich mit klopfendem Herzen über den Ponte Molle in Rom einfahren, wo er bald in allem schwelgte, was Natur, Kunst und Alterthum nur darzubieten vermögen. Rom erschien ihm noch immer wie die erste Stadt der Erde. Er wandelte den Tag über mit einem Freund unter den großartigen Ruinen, und erfreute sich an dem mannigfaltigen Reiz der Landschaft mit ihren dunkeln Pinien, die er nicht wie der Franzose About prosaisch mit aufgespannten Regenschirmen, sondern mit weit gewölbten, in der Luft schwebenden Lauben verglich, an den rauschenden Springbrunnen, an den ernsten großartigen Linien der Architektur und dem magischen Glanz der Beleuchtung. Es war ihm, als höre er die Geschichte selbst zu sich reden, und die Vergangenheit trat mit den klaren, deutlichen Farben, die in festen Umrissen sonst nur die Gegenwart zu besitzen pflegt, vor seine Seele.

Auch die Reize der höheren Gesellschaft, die er so lange geflohen, und der er in Rom nicht länger ausweichen konnte, schlangen wieder ihre schillernden Netze um ihn. In den schattigen Gärten der Villa Borghese begegnete er unerwartet dem Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha, dem Bruder des damals regierenden Herzogs, mit dem er schon von Wien her befreundet war, und dessen dringende Einladungen er nicht auszuschlagen vermochte, wie er ihm auch vertraulich und unverholen seine bedrängte Lage auseinandersetzte. Der Prinz, der in Rom ein großes Haus ausmachte, und viele Personen von Rang und Auszeichnung um sich versammelte,

hatte manches höchst Sonderbare in seinem Benehmen, das oft mehr weibisch als männlich erschien. Er begeisterte sich sehr für Kunst, in der er selbst wunderlich genug dilettantisirte; er hatte die Schwäche, sich für einen großen Sänger zu halten, und veranstaltete Konzerte, in denen er mit den ersten Künstlern Duette sang, und dabei so krähte, daß Pückler sich oft nicht des Lachens enthalten konnte, und die ernste Haltung der Musiker dabei bewunderte.

Kaum in diesen Kreis eingetreten, wurde Pückler überall gesucht; seine schöne, originelle Erscheinung, seine frische Natürlichkeit und Güte, sein Geist, all diese Vereinigung glänzender, ja bezaubernder Gaben machten ihn zum Helden der bunten internationalen Gesellschaft, die damals wie jetzt ihren beständigen Sitz in Rom aufgeschlagen hatte.

Häufig erschien er in dem Salon der Gräfin Schuwaloff und ihrer Tochter, der Fürstin Dietrichstein, welche selbst Künstlerin und seit kurzem Mitglied der Malerakademie geworden war, deren Präsident, der schöne Ritter Camuccini, von allen Damen gefeiert wurde. Bei dem geistreichen Prinzen Poniatowsky, dem Neffen des Königs von Polen, sah Pückler die bekannte Schriftstellerin Friederike Brun mit zwei hübschen Töchtern. Der Verkehr mit ihr wurde dadurch erschwert, daß sie an Taubheit litt, doch war sie sehr mittheilend und gefällig, und so unterrichtet über die römischen Kunstschätze, daß man alle Reisebücher in ihrer Gesellschaft entbehren konnte; ihre Sentimentalität dagegen konnte zu manchem Lächeln Anlaß geben, und Pückler erzählte, daß sie, als er sie das erstemal sah, um auszudrücken, daß es regne, mit trübem Blicke nach dem Fenster schauend, sagte: „Ach, der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde!" —

Bei Mad. Brun begegnete Pückler dem dänischen Dichter Oehlenschläger, den er als einen hübschen jungen Mann

beschrieb, der aussehe wie ein Held seiner eigenen Trauerspiele, nämlich nicht allzukräftig.

Gern gedachte Pückler der vielen schönen Frauen der römischen Gesellschaft, der sanften Fürstin Cerevetri, der feurigen Duchessa Lenti, der in Diamanten strahlenden Banquiersfrau Mad. Markoni, neben denen die alte Herzogin von Chablais, welche nur durch ihre riesigen Perlen die Blicke auf sich zog, wie die Hexe von Endor erschien. Im Hause der Prinzessin Chigi, wo der Abbé Guidi jeden Abend eine Pharobank legte, ergab sich Pückler einmal wieder ganz der Leidenschaft des Spieles; er und sein Landsmann Graf Schulenburg waren dort die stärksten Ponten von Allen, was viel sagen will. Beinahe vor ihren Augen sahen sie an dieser Bank eine alte Fürstin B. bei einem ungeheuren Verlust vom Schlage gerührt werden, und mit verzerrter Miene niedersinken, was jedoch die eifrigen Spieler, kaum daß die Sterbende nach Hause gebracht worden, nicht hinderte das Spiel fortzusetzen.

Auch bei Karoline von Humboldt, der Gattin Wilhelms von Humboldt, der damals preußischer Gesandter in Rom war, verkehrte Pückler häufig; von Künstlern sah er die Bildhauer Thorwaldsen, Canova, Rauch, den Landschaftsmaler Reinhard, den Portraitmaler Guttenbaum und noch viele Andere. Auch bei dem reichen Banquier Torlonia sah man Pückler zuweilen erscheinen, und er besuchte die glänzenden Feste, welche der General Miollis, der Präsident der römischen Staaten, und zugleich ein gelehrter Alterthumskenner, in seiner Wohnung im Palast Doria gab, wo in der prächtigen Bildergalerie Tafeln von mehr als hundert Gedecken aufgestellt waren. Der Pabst hatte den Karneval verboten, aber auch dieser Pius lebte unter napoleonistischem Druck, und der General, weit entfernt, des geistlichen Befehles zu

achten, gab erst recht ein großes Fest, bei dem er den Pabst ohne Umstände entführen ließ.

Vorher aber war Pückler dem Pabst Pius dem Siebenten noch vorgestellt worden und hatte ihm die Hand geküßt, was ihn wie jede Besonderheit höchlich amüsirte. Er schildert diese Szene in den „Jugendwanderungen“ wie folgt: „Er (der Pabst) saß wie ein Bild hinter seinem Stuhl, während ich meine drei Genuflexionen machte, stand aber auf, als ich ihm die Hand geküßt hatte, und unterhielt sich nachher sehr herablassend mit mir, wobei er von der römischen Gesellschaft vortrefflich unterrichtet schien. Zuletzt gab er mir sogar den angenehmen Auftrag, der Gräfin Schuwaloff ein Geschenk anzuzeigen, das Seine Heiligkeit ihr bestimme. Es war die Kopie der drei großen Obelisken Roms in rosso antico. Beim Abschiede fanden nicht mehr Zeremonieen als bei jedem Privatmanne statt, und der heilige Vater begleitete mich bis an die Thür. Als die seltsamste Figur bei der ganzen Präsentation erschien mir der päbstliche Kämmerling, der halb wie ein Prälat und halb wie ein Kunstreiter angezogen war.“

Neunter Abschnitt.

Lebensweise in Glanz und Entbehrung. Ein Ball im Palast Doria. Ausbruch des Besuvs. Plötzliche Reise nach Neapel. Besteigung des Besuvs. Gräfin Julie Gallenberg. Leidenschaft für sie. Der Erzbischof von Tarant. Herr von Bibikoff. Mad. Filangieri. Mad. Sessi. Mad. Battaglini. Paesiello. Die Brüder Micheroux. Graf Thurn. Prinzessin Belmonte. Bildhauer Schweigelt, ein moderner Leander. Rückkehr nach Rom. Verzweiflungsvoller Brief an die Mutter. Neues Gesellschaftsleben. Sorgen. Erkrankung des Vaters.

Niemand vielleicht von denen, die damals mit Pückler umgingen, hatte eine Ahnung von der Lebensweise, welcher sich der gräfliche elegante Lion heimlich unterzog. Er verdeckte mit größter Sorgfalt seine Armuth, und ersann oft hundert Ausflüchte, um sich Besuche abzuwehren, damit er nicht in seiner Behausung überrascht werde, die er einem Hamsterloch verglich. Und wenn er Abends zu Fuß die glänzenden Soireen besuchte, in denen er einer der leuchtendsten Sterne war, so suchte er bei schlechtem Wetter mit der Laterne in der Hand durch die dunkeln Straßen wandelnd, sich ängstlich die großen Steine aus, um sich die Schuhe und seidenen Strümpfe nicht zu beschmutzen, wobei er zugleich Acht gab, jeden Augenblick die Laterne zu verstecken, um nicht von den vorbeifahrenden Bekannten bei dem hellen Lichtstrahl erkannt zu werden. Jeder neue Anzug, den er mußte machen lassen, war für ihn eine bedenkliche Ausgabe.

Wo das Verbergen seines Geldmangels nicht mehr möglich war, sann Pückler auf andere Listen. „Ich helfe mir damit,“ schrieb er an Wolff, „daß ich vorgebe, mit meinem Vater brouillirt zu sein, wobei ich mir dann selbst mit vornehmem Anstande die Schuld gebe, zum Beispiel sag' ich so: Es ist wahr, mein Vater ist etwas genau, aber ich kann ihm eigentlich seine Strenge nicht sehr verdenken, da er schon 50,000 Rthlr. Schulden für mich bezahlt hat, und ich ein paar Jahre darauf wieder eben so viele gemacht hatte. Jetzt aber, setz' ich hinzu, habe ich es à tâche genommen, vernünftig zu werden, und da ich die Extreme liebe, so macht es mir Vergnügen, von einem auf das andere zu fallen, und, enfin, ruf' ich mit komischem Pathos aus, il est un temps pour la folie, mais il est un pour la raison. Auf diese Art erhalte ich mir so ziemlich das Relief, das der Reichthum in der Welt giebt, und erspare die Kosten dazu.“

Da kam es denn leicht, daß ihm zuweilen wieder das Bild der unbekannten reichen Braut vorschwebte. „Noch eins,“ schrieb er den 25. Januar 1809 aus Rom an Wolff, „die reiche Parthie in Sachsen, von der ich neulich meinem Vater schrieb, und deren Namen ich nicht wußte, ist das Fräulein Leibnitz in Friedersdorf, sechs oder sieben Meilen von Muskau. Sie ist das einzige Kind, und ihr Vater hat wenigstens 300,000 Thlr. im Vermögen. Das Mädchen ist jung, ziemlich hübsch, ländlich erzogen, und soll gut sein. Ich bitte meinen Vater recht sehr, sich nach ihr zu erkundigen, denn es scheint der Mühe werth zu sein.“ Bei allen solchen Anlässen erklärt aber Pückler zugleich, wenn die Braut nicht ganz seinen Wünschen entspräche, so wolle er nicht seine Freiheit für sie aufgeben.

Unterdessen eilte er, all diese Pläne und Gedanken in sich verschließend, von Fest zu Fest, feierte glänzende gesell-

schaftliche Erfolge, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und die ihm so leicht wurden durch die ungeheure Ueberlegenheit, die er den meisten dieser eleganten Vornehmen gegenüber in sich empfinden mußte. Dazu machte er überall den Damen den Hof, magnetisirte sie mit seiner Liebenswürdigkeit, und spielte mit ihren Herzen mit einer Virtuosität wie ein Künstler, der seine Violine oder sein Klavier beherrscht. Wäre nicht die ewige Geldverlegenheit gewesen, er hätte sich herrlich amüsirt!

Eine unerwartete Episode gewährte seinem die Abwechslung liebenden Sinn noch dazu neue Befriedigung. Ein großer vom Gouverneur gegebener Ball im Palast Doria nahte sich eben seinem Ende, der Morgen nahte, und die Kerzen waren niedergebrannt; man hatte sich müde kokettirt und müde getanzt; nur die nordischen Fremden, und unter ihnen vor allen Pückler, die später erschöpft sind als die Südländer, facevano l'amore ohne Unterlaß mit den schönen, in Diamanten und Perlen prangenden Italienerinnen, deren dunkle geheimnißvolle Augen wie schwarze Sonnen leuchteten, deren süßes Lächeln bezauberte. Da trat ein Fremder, der grade von Neapel angekommen war, mit der Nachricht ein, der Vesuv sei eben in vollem Ausbruch.

Das war ein unwiderstehlicher Magnet für Pückler; alle Sparpläne waren vergessen; er mußte das seltene Phänomen sehen, für dessen Dauer es keine Bürgschaft gab, weshalb die größte Eile geboten war. Auf der Stelle entschlossen sich einige Ballgäste zur Reise, und die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Pückler sich schon in einem bequemen Wagen mit Extrapost in Gesellschaft einer Gräfin Wey und seines Freundes Wulffen auf der Straße nach Albano befand. Der Weg ging über Terracina und Gaeta.

Es war noch dunkel, nämlich fünf Uhr Morgens, als die Reisenden in Neapel anlangten. Viel zu ungeduldig,

sich auszuruhen, erwarteten Pückler und Wulffen, während die Gräfin im Gasthofe blieb, auf dem Molo di Chiaia, wo das aus dem Krater des Vesuvs hervorzuckende Feuer mitunter magisch die Gegend erhellte, den Anbruch des Tages, der ihnen das herrliche Schauspiel dieser wunderbaren Gegend enthüllte, das sie mit innigem Entzücken betrachteten.

Der Tag entschwand wie ein Traum; am Abend um elf Uhr machte man sich zur Besteigung des Vesuvs auf den Weg. Die Gesellschaft wurde noch durch den geschätzten deutschen Bildhauer Schweigelt, und durch die schöne Gräfin Julie Gallenberg, eine Wienerin, vermehrt, die Pückler hier zum erstenmal erblickte, und deren Bekanntschaft bedeutungsvoll für ihn wurde, da sie ihn für sich einzunehmen wußte, wie wenn etwas von der glühenden Lava des Vesuvs in sein Herz gefallen wäre. Beim Schein der Fackeln und des Kraters, und dem einer erwachenden Leidenschaft doppelt angeregt, genoß Pückler mit seiner Gesellschaft das großartige Bild bis zum Morgen, wo man in Lacrime Christi auf die Gesundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus trank, und dann noch, aller gehabten Anstrengungen vergessend, Pompei besichtigte.

Die Zeit seines Aufenthaltes in Neapel brachte Pückler fast immer im Hause der Gräfin Gallenberg zu, die dort mit ihren beiden Kindern lebte, und abwechselnd seine Neigung befriedigte, oder seine Eifersucht rege machte. Daß sie verheirathet war, kümmerte ihn wenig, ja machte ihn nicht einmal unglücklich. Was ging ihn das an! Wenn er nur ihre Gunst erlangte, so hatte er alles, was seine Sehnsucht begehrte. Die Ehemänner im Allgemeinen war er gewohnt, nur als eine Art komischer Dekorationen anzusehen, die zu betrachten ihn zuweilen belustigte, die er aber nie als in den zu spielenden Roman eingreifende Personen

anerkannte; oder auch erschienen sie ihm wie gleichgültige Toilettenstücke seiner Freundinnen, die diese nach Belieben, so gut als ihre Koiffüren und ihre Fächer, ablegen oder tragen konnten. „In diesen Dingen habe ich gar kein Gewissen," sagte Pückler noch im späten Alter mit einer Art von naivem Stolze.

Solche Ansichten behielt Pückler als ein Ergebniß seiner Zeit, und besonders der Grundsatzlosigkeit der vornehmen Gesellschaft. Und so fand er denn überall Hunderte, die dachten wie er, und die, von gemeinerem Stoffe als er, nicht einmal so viel Gefühl, Phantasie und Gemüth in ihre Vergnügungen mischten, als er, dessen gutes Herz und poetischer Sinn sich nie ganz verläugneten.

Nie darf man vergessen, wenn man Pückler gerecht beurtheilen will, in welcher Epoche und in welchen Umgebungen er aufgewachsen war. Hat ohnehin schon die höhere Gesellschaft sich stets durch eine unsterbliche Leichtfertigkeit ausgezeichnet, so war überhaupt im Anfange unseres Jahrhunderts die Sittlichkeit, von der die Prinzessin in Goethe's „Tasso" so schön sagt, daß sie „wie eine Mauer" das „zarte, leichtverletzliche Geschlecht" umgebe, anderen entgegengesetzten Auffassungen gewichen, und die Mauer meist in ein dünnes Spinnweb umgewandelt, das beim geringsten Anstoß zerriß. Die getreuen Lotten waren selten geworden, und sahen ihre Alberte nicht als Hinderniß an, anderen Neigungen zu folgen, und die Jerusaleme und Werther hatten deshalb nicht mehr nöthig, sich umzubringen. Heldenverehrungen und Seelenbrautschaften waren in den verschiedensten Gestalten und Variationen sehr weit verbreitet. Die Regel sah verdutzt und betrübt sich zur Ausnahme herabgedrückt, und die Ausnahmen triumphirten in übermüthiger Lustigkeit als Majorität: Alles lernte Pückler kennen in buntem Wechsel der Verhältnisse und Ereignisse,

nur kein beglücktes Familienleben, und wenn er ihm etwa auf seinem Wege irgendwo begegnete, so mag er, trotz all seines Scharfblickes, den echten Edelstein zwischen so vielen falschen nicht erkannt haben.

Unter den Personen, die Pückler sonst in Neapel kennen lernte, sind noch der Erzbischof von Tarant, der russische Gesandte Herr von Bibikoff, Mad. Filangieri, die berühmte Sängerin Mad. Sessi, Mad. Battaglini, Paesiello, die beiden Brüder Micheroux, Graf Thurn und Prinzessin Belmonte zu nennen, so wie der schon oben erwähnte Bildhauer Schweigelt, der sich besonders durch seinen Amor großen Ruf erworben, und von dem Pückler die Besonderheit erzählt, daß er einmal neben dem Boote, das seine Geliebte trug, von Neapel bis Capri, acht Seestunden weit, schwamm, ein Kraftstück der Muskeln und der Liebe, das auch Leander Ehre gemacht haben würde.

Pückler erhielt die Aufforderung, sich auch dem Hofe vorstellen zu lassen, an dem man einen so ausgezeichneten Fremden mit Vergnügen gesehen hätte, aber so gern er dies sonst gethan haben würde, so nahm er einen Vorwand, es abzulehnen, da er die dabei unausweichlichen Kosten scheute.

Mitte April sah sich Pückler genöthigt, nach Rom zurückzukehren, um dort seine Angelegenheiten mit Torlonia zu ordnen, doch hoffte er in vierzehn Tagen wieder bei der schönen Gräfin Julia in Neapel zu sein, und den Sommer etwa in der Nähe ein Seebad zu gebrauchen, um Meereskühle und Liebesfeuer zu verbinden.

Den 15. April 1809 schrieb er aus Rom wie folgt an seine Mutter:

„Theuerste Mutter. Eben komme ich von Neapel zurück, und finde auf der Post Deinen liebenswürdigen Brief, der mich tief bewegt hat. Ja wohl, meine gute liebe Mutter, dann fühlt man den unschätzbaren Werth eines Gutes erst in

seiner ganzen Größe, wenn man nahe daran gewesen ist, es zu verlieren. Ich habe dessen wahrlich nicht nöthig, um meiner guten Mutter ganzen Werth zu kennen — aber desto stärker mußte mich die schreckenvolle Nachricht angreifen. O Gott! wer wird mich denn noch lieben, wenn Du nicht mehr bist! von mir ist ja längst schon alles abgefallen. — Die Unglücklichen liebt niemand, dem Glücklichen nur schließt jedes Herz sich auf, er nur pflückt die herrlichen Blüthen des Lebens. Ich habe bittre Thränen geweint — zum erstenmal seit langer Zeit nicht über mich allein; seltsam haben mich die Schauer jener allmächtigen Liebe durchbebt, die nur der süßen Kinderjahre Antheil sind; schreckenvoll hat das Bewußtsein der finstern Gegenwart mich aufgeschreckt, und in wilder Verzweiflung habe ich das Pistol ergriffen, das stets geladen an meinem Bette liegt. Darf ich es Dir sagen? ich hab' es losgedrückt, und unbegreiflich bleibt mir noch — der Schuß versagte — ein schlechter Flintenstein entschied über mein Leben. Aus Schwäche, aus elender Schwäche, machte ich keinen zweiten Versuch — ich bequemte mich feig zum neuen Schmerz und Leiden, da, wo ein kühner Augenblick der ganzen verächtlichen Existenz ein ersehntes Ende machen konnte. Mein Körper und mein Geist siechen schon längst langsam und schleichend dem Grabe zu, wer soll mir wehren, über die letzten Stufen einen raschen Sprung zu thun.

Ich lebe, seit ich in Italien bin, wieder in der großen Gesellschaft, und mache, was Vielen unglaublich scheint, keine Schulden, weil jede Demüthigung mir gleichgültig ist, weil kein Vergnügen mich reizt, weil ich die ganze Welt und mich verachte. Mancher hält mich für glücklich, weil man mich immer lustig, krampfhaft ausgelassen sieht, während innerlich ein tobender Schmerz in meiner Seele wüthet, dem ich gleich einem Rasenden zu entfliehen suche,

der aber immer wüthender die grausen Krallen in seine zitternde Beute schlägt. Wenn ich allein bin, trösten mich zuweilen Thränen, wenn ich Leute um mich sehe, kann ich nur lachen und reden, immer sprechen, mich betäuben, ohne mehr zu wissen was ich sagte, wenn ein Augenblick vergangen ist. Alles ist mir so gleichgültig, daß ich mich gewundert habe, wie Dein Brief, die Gefahr, in der Du geschwebt hast, mich so hat rühren können — ich glaubte schon für alles abgestorben — der Mutterliebe wird man's nie.

Ich lebe in der Gesellschaft meines Gleichen, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, nur mit Kutschern und Gastwirthen umzugehen, und weil die ewige Einsamkeit manchmal dem Unglücklichen unerträglich wird. Es sind hier zwei Personen, die Dich kennen, die ich viel sehe, und die mir viel Empfehlungen an Dich aufgetragen haben. Der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha und die Marchesa Massimi, Tochter des Prinzen Xaver von Sachsen; die Letztere hielt mich, weil ich so alt geworden bin, für Deinen Mann, sie will noch jetzt nicht glauben, daß ich Dein Sohn bin. Gewöhnlich giebt man mir 40 Jahre, Du selbst wirst mich vielleicht nicht gleich erkennen — besser ist es, wir sehen einander nie wieder.

Von der Verdorbenheit der Menschen habe ich kürzlich wieder ein neues Beispiel erfahren. Ich hatte, ich glaubte einen Freund zu haben. Mein Vater schickte mir ein Geschenk, mein Freund war in Verlegenheit, ich borgte ihm die Hälfte — er reiste heimlich damit fort. So sind sie alle, wehe dem, der Einem traut, aber nur mich macht Schaden niemals klug. Es war mir wenig um das Geld, was ich zur Nothdurft brauche, hab' ich doch — die undankbare Schlechtheit war es, die mich schmerzte.

Lebe wohl, geliebte Mutter, küsse Deinen Max, und

hörst Du, daß ich ausgerungen habe, so denke: er war zum Glücke nicht geboren, wohl ihm, daß er gestorben.

Dein treuer Sohn."

Diesen seltsamen Brief darf man wohl als eine Ausgeburt der äußersten Uebertreibung ansehen; Pückler's rastloser Phantasie gefiel es, ein dunkles Nachtstück zu komponiren, mit dem er seine Mutter um so lieber erschreckte, da ihm die Vernachlässigung und Lieblosigkeit, die er im elterlichen Hause erlitten, oft bitter in's Gedächtniß kam. Daß Pückler sich seiner Mutter als so alt geworden schildert, daß man ihn für ihren Gemahl, für einen Vierzigjährigen halten kann, ist um so sonderbarer und um so weniger glaublich, da er mit fünfzig Jahren noch wie ein Dreißigjähriger erschien.

Mag nun seine Stimmung, als er seiner Mutter schrieb, gewesen sein, wie sie wolle, so stürzte er sich auf's neue in das heitre römische Leben, besuchte Feste und Gesellschaften, und vergaß auch vielleicht schon etwas seine Leidenschaft für Gräfin Julie, wie denn auch die Briefe der schönen Frau ihm seine Kälte vorwerfen, und die Befürchtung aussprechen, daß er sie, kaum aus den Augen, auch aus dem Sinn verloren habe. Jedenfalls möchte es schwer sein, die Mischung von Eifersucht, Koketterie und wirklicher Leidenschaft, die beide Theile empfanden, chemisch zu sondern.

„Wenn ich gesund wäre," schreibt Pückler den 20. Mai 1809 aus Rom an Wolff, „und Geld hätte, so würde ich hier wie im Elysium sein, hier, wo alles sich vereinigt — reizende Natur, hohe Erinnerungen und Denkmale des Alterthums, die höchsten Werke der bildenden Kunst, ein göttliches Klima und himmlische Weiber, um das Leben in lauter Lust und Wonne, in süßem Rausche wegzuträumen. Alle diese Vorzüge dienen jetzt nur dazu, meinen Kummer

zu vergrößern, indem sie mir wie dem Tantalus die goldenen Früchte wohl zeigen, wenn ich aber begierig darnach greife, stets mit grausamer Hand wieder zurückziehen."

Beunruhigend war es für Pückler, daß oft mehrere Monate verstrichen, ehe er Briefe von zu Hause empfing, und auch die ersehnten Wechsel blieben oft lange über die festgesetzten Termine aus, so daß er Wolff im Juni schrieb, wenn sein Osterquartal nun noch nicht komme, so müsse er verhungern oder borgen; und in der That ließ er sich endlich nach großen Spielverlusten, und nachdem er in Neapel der Gräfin Gallenberg aus einer Verlegenheit geholfen, vom Abbé Guidi, dem geistlichen Hazardspieler, 150 Doppien leihen.

Den Plan zur Fortsetzung seiner neapolitanischen Liebesidylle gab er nun vollständig auf, um so mehr, da er die Nachricht von der Erkrankung seines Vaters erhielt, die ihm große Sorge machte, und auch die Zeitumstände fortwährend zu mancher Beunruhigung Anlaß gaben. Er hoffte jedoch, daß der Krieg seinem Vater diesmal keinen großen Schaden gethan, und die Oesterreicher nicht nach Muskau gekommen seien.

„Ach Gott," schreibt er aus Rom den 20. Mai 1809 an Wolff, „was für unglückliche Zeiten sind über unsere Familie verhängt! Ich glaube, daß ich mir nächstens eine Pistole vor den Kopf schieße, weil mir aller Lebensgenuß versagt ist.

Sie beunruhigen mich entsetzlich mit Ihren Erzählungen von meines Vaters Kränklichkeit; ich hoffe, daß es nur Verdruß und Mißmuth ist; heitern Sie ihn doch auf, so viel als es nur möglich ist, ich kenne meinen Vater, und weiß aus eigener Erfahrung, (denn ich gleiche ihm darin vollkommen jetzt), wie sehr er an seinem Kummer saugen kann, und sich ganz von ihm daniederschlagen, ohne an

irgend etwas mehr Freude zu haben. Gott helfe uns, ich bin wahrhaftig ganz trostlos.'

Meiner Mutter habe ich geschrieben, grüßen Sie meine Schwestern, ich werde ihnen antworten, so bald meine Stimmung etwas heiterer geworden ist. Meinem guten Vater tausend, tausend Grüße. Wenn nur mit meinen Schulden erst ein Arrangement gemacht ist, so komme ich zu ihm, und will ihn pflegen und warten und aufheitern, so viel ich kann. Es geht jetzt schlimm, aber vielleicht wartet doch noch uns Allen eine freundliche Zukunft. Nur nicht seinem Gram nachhängen soll mein Vater. Er soll gut essen, gut trinken, sich mit seinem Mädchen und der Jagd amüsiren, und übrigens wie mein Großvater gegen alles gleichgültig sein, das erhält die Gesundheit am besten, und ist die gescheidteste Philosophie. Er muß sich recht zwingen, seinen Grillen und allem Verdruß die Ohren zu verschließen, damit er seine theuren Tage für uns Kinder schont, die wir gewiß gern Alle unser Leben für das Seinige geben.

Ich schreibe nicht selbst an ihn, weil wir beide zu melancholisch sind, und unsere Korrespondenz nur wieder mit einer glücklichen Begebenheit anfangen soll. — Leben Sie wohl, guter Wolff, und grüßen Sie herzlich von mir Frau und Kinder."

Zehnter Abschnitt.

Rückreise. Fußwanderung nach Ancona. Venedig. Neuer Geldmangel. Straßburg. Arrangement mit den Gläubigern. Abneigung gegen die Rückkehr. Plan als Freiwilliger nach Spanien zu gehen. Erneuter Vorschlag der Mutter. Soldat oder Mentor. Neue Erkrankung des Vaters. Plan in das bairische Regiment Taxis einzutreten. Entscheidung des Vaters: nach Muskau! Reise nach Paris. Rückkehr. Herzenseinsamkeit. Tröstung.

Es war nun Zeit für Hermann, Italien zu verlassen und sich wieder der Heimath zuzuwenden. Er verließ Rom, und nahm seinen Rückweg über Ancona, wohin er, wieder zu Fuß, in fünf und einem halben Tage ganz allein mitten durch die Appeninen wanderte, und zwar gerade durch die Gegenden, wo die Räuber am ärgsten hausten; aber erstens liebte er ja die Gefahren, und dann — „die Briganten sind mein geringster Kummer, denn wo nichts ist, läßt sich nichts nehmen," schreibt er lustig an Wolff.

Aber sein Geldmangel wurde immer bedenklicher. „Da ich von Ihnen seit vier Monaten keine Nachricht mehr habe," schreibt er den 6. August 1809 aus Venedig an Wolff, „so scheint es, daß man gar nicht mehr sich erinnert, daß ich noch existire. Hätte ich nicht zum Glück einen Freund in Rom gefunden, der für diesen Augenblick Verwandtenstelle bei mir vertreten hat, so würde es jetzt nicht zum Besten mit mir stehen, denn mit einem Wechsel von 300 Thalern

vierteljährlich hat man bei einem adressirten Banquier nicht allzuviel Kredit, und Torlonia hat mich durch sein Betragen oft demüthigend an meine subordinirte Rolle erinnert."

Den 6. Oktober langte er in Straßburg an, und da er noch immer nichts von zu Hause erfuhr und nur noch einen Dukaten übrig hatte, so schrieb er endlich den 28. d. M. an Wolff wie folgt:

„(Ich bitte, daß dieser Brief unter uns bleibt.)

Wie ist es möglich, daß man mich so vergißt? Mein Quartal ist noch nicht angekommen, und hätte ich das hier Vorgefundene, wie ich schon auf dem Punkt war, nach Rom geschickt, so wäre ich in einer tödtlichen Verlegenheit. Ein Freund hat mir in Rom ohne Interesse 600 Thaler geborgt, die ich ihm wiederbezahlen soll nach meiner Bequemlichkeit, und wenn ich ein eigenes Vermögen besitze. Ich könnte dieses Geld sehr füglich behalten, und es wäre sogar in jeder Hinsicht vortheilhaft, aber alles was Schuld heißt, ist mir so zuwider, daß ich, sobald mein Michaelisquartal ankommt, es hinschicken will, und im nächsten halben Jahr auch das Uebrige abtragen. Dieses Uebrige, 300 Thaler, habe ich in Neapel weggeschenkt, und es reut mich nicht, ja, ich würde es noch thun, wenn ich mich in demselben Fall befände. Denken Sie sich, lieber Wolff, eine liebenswürdige, vortreffliche Frau, die für das schönste Weib in Neapel gilt, eine Wienerin, eine Gräfin Gallenberg, kam durch die Tollheiten ihres Mannes und die kritischen Zeitumstände, die ihr alle Ressourcen aus ihrem Vaterlande abschnitten, in eine tödtliche Verlegenheit um eine Summe von 50 Louisd'or. Wenn ich je die Leidenschaft einer wahren Liebe gekannt habe, so empfand ich sie für diese Frau, die meine Empfindungen theilte. Ich habe einige sehr glückliche Monate mit ihr verlebt, und ihre Großmuth, ihr edles Herz, die Festigkeit und Standhaftigkeit ihres Charakters hat ihr

meine wärmste Freundschaft auf ewig erworben. Da Sie mein einziger Freund sind, dem ich ganz traue, so will ich auch kein Geheimniß vor Ihnen haben, und schicke Ihnen, um meine Freundin besser beurtheilen zu können, ihren vorletzten Brief an mich mit. Diese Frau also, selbst immer bereit zu helfen wo sie konnte, verbarg mir auch ihre traurige Lage nicht — wir waren zu innig miteinander verbunden, um einer falschen Delikatesse so unter uns Raum zu geben. Ich war trostlos, ihr nicht helfen zu können, da fand sich jemand in Rom, der mir auf meine Bitten bejahend antwortete, und mir die 50 Louisd'or vorstreckte, die ich nun gleich damals mir vornahm am Mund abzusparen, um sie ihm wiederzugeben. Derselbe borgte mir nachher, da mein Wechsel nicht ankam, noch 800 Thaler, um meine Reise antreten zu können.

Jetzt wissen Sie also auf's genaueste meine Umstände, und Sie sehen daher, wie nöthig mir Pünktlichkeit in Schickung meiner Quartale ist, und wie schwer mich jeder Abzug drückt, den ich doch fast bei jedem Quartal erleiden muß.

Ich verlasse mich, lieber Wolff, auf Ihre Diskretion, den Brief von der Gräfin heben Sie mir auf, bis ich einmal selbst nach Muskau komme. H. P."

Endlich kam das ersehnte Geld, und Wolff fügte zugleich die glückliche Nachricht bei, daß der alte Pückler mit der Arrangirung der Schulden seines Sohnes beschäftigt sei, wodurch denn seiner Rückkehr nichts mehr im Wege gestanden hätte.

Aber das stille Muskau und noch dazu die väterliche Aufsicht standen Hermann wie ein Schreckgespenst vor Augen; er beeilte sich daher auch nach Hause zu schreiben, es schiene ihm, die Abfindung seiner Gläubiger würde am leichtesten von Statten gehen, wenn er nicht gegenwärtig, und diese jeden Augenblick seinen Tod gewärtigen könnten. Er schlägt

deshalb vor, sein Vater möge ihm die Erlaubniß geben, mit den sächsischen Truppen als Freiwilliger nach Spanien zu gehen. Das war eine Unternehmung, die seinen Ehrgeiz und seine Phantasie lockte: ein fernes Land, Kriegsleben, Gefahr, Abentheuer! er konnte sich nichts Besseres ausdenken. In einem Jahre, meinte er, wolle er denn auch wiederkommen, und dann in Muskau bleiben.

Je mehr er daran dachte, je mehr brannte er darauf, den spanischen Plan zur Ausführung zu bringen, den er mit Eifer betrieb. Sein Vater sollte für ihn die nöthigen Schritte thun. Der König von Sachsen war gerade in Paris; Pückler wünschte, man möchte ihm rasch von Dresden her Empfehlungsschreiben an den sächsischen Gesandten und andere angesehene Personen, die den König begleiteten, verschaffen. Käme der König aber früher schon zurück, so möge sein Vater diesen persönlich ersuchen, seinem Sohn zu erlauben, als Freiwilliger sich seinen Truppen anzuschließen, und in Spanien die Uniform des Regimentes tragen zu dürfen, in dem er früher gedient habe. Er war schon so verliebt in diese Vorstellung, daß er sich bereits bei Wolff erkundigte, ob diese Uniform seitdem Veränderungen erlitten habe, und sich wie ein Kind auf seine Equipirung freute, die, wie er versicherte, nicht über sechshundert Thaler kosten solle, und die ihm sein Vater immerhin als Vorschuß geben könne, da er während des Krieges in Feindesland wenig brauchen würde. Auf die Sache, um die es sich handelte, kam es ihm dabei weit weniger an; er ließ sich kaum Zeit, über sie nachzudenken, der abentheuernde fahrende Ritter suchte sich eben einen neuen Schauplatz, um alles auszulassen, was von übersprudelnder Kühnheit, keckem Heldenmuth und Durst nach Gefahren in ihm kochte.

Um seinen Vater seinem Sinne geneigter zu machen, schrieb er an Wolff: „Von ängstlichen Gedanken soll sich

mein Vater nicht abhalten lassen, denn wenn mir zu sterben bestimmt ist, so kann ich eben so gut in Straßburg am Fieber, als in Spanien an einer Kanonenkugel sterben, und in den jetzigen Zeiten ist es in meiner jetzigen Lage gewiß, ich wiederhole es, sehr zweckmäßig, diese Demarche zu machen. Sie stimmt übrigens mit meinen Wünschen überein, und ich bitte meinen Vater recht inständigst, sie mir zu gewähren."

Seine Mutter bot ihm damals wieder an, bei ihr als Hofmeister ihres Sohnes umsonst zu leben. Auch diesen Vorschlag theilt er seinem Vater mit; aber natürlich war er mehr für den ersteren, da es ihn ungleich mehr reizte, Soldat als Mentor zu werden.

Während dieses Hinundher der Erwartungen und der zu treffenden Entscheidungen vertrieb er sich in Straßburg die Zeit mit mehreren gleichzeitigen Liebesverhältnissen verschiedener Art, die ihn in beständiger dramatischer Spannung erhielten, und die er sich zugleich dadurch noch pikanter zu machen suchte, daß er drei dieser Beziehungen der Gräfin Julie, mit der er seinen Briefwechsel fortsetzte, lebendig schilderte, und zwar in einer freien Sprache, die an die Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig erinnert. Niemand vielleicht ist in seinem Leben an Liebes- und Freundschaftsbriefen fruchtbarer gewesen als Pückler; es ist erstaunlich, was er alles in diesem Fache geleistet hat; es war das eine Erholung, eine Schriftstellerei, ein Spiel der Gedanken und der Phantasie für ihn, zu dem er stets bereit war.

Die Gräfin Seydewitz, die mit Pückler das gemein hatte, daß sie liebte stets unterweges und auf Reisen zu sein, befand sich eben in Paris, und da sie ihren Sohn so nahe wußte, und doch verlangte, ihren „Erstgeborenen", wie sie ihn gern nannte, einmal wiederzusehen, so kündigte sie ihm an, sie wolle ihn in Straßburg besuchen, und dann mit

sich nach Paris nehmen. Aber Pückler widerstand sogar der Lockung, die für ihn ungeheuer war, diese in ihrer Art einzige Stadt zu sehen, weil er glaubte, daß es seinem Vater nicht angenehm sein könne, wenn er der Einladung folge, und auch weil er selbst nicht recht wußte, wie er sich gegen den Herrn Stiefvater benehmen solle.

„Aprésent," schreibt er seiner Mutter aus Straßburg den 4. Nov. 1809, „que je suis sur le point de me séparer, au moins pour trés-longtemps, de ma famille, je veux bien vous avouer que dès l'époque du changement étonnant de mon sort, qui excite la pitié de tous les étrangers, mais qui toucha si peu mes proches que pas un seul individu d'entre eux n'ait seulement daigné m'en témoigner de la peine, je fis le voeu solennel de ne jamais revoir dans cette vie aucun de mes parents. Négligé, maltraité et méconnu de presque tous, je n'ai du ressentiment contre personne, je ne demande rien à personne, mais je m'en éloigne, et je crois avoir le droit de le faire. Tyrannisé dès ma plus tendre enfance, les domestiques et les Herrnhuter se sont ensuite partagés mes premières années — encore tout jeune on m'a envoyé dans une ville étrangère avec un imbécille d'instituteur qu'on ne connaissait seulement pas, qu'on n'avait jamais vu! — Comme on ne voulut payer un gouverneur plus cher qu'un valet, on était obligé d'en changer comme des chemises, et on tombait toujours de pire en pire. Enfin on m'envoyait à l'université, je commencais à entrer dans un age plus mûr, le moment était propice pour corriger ce qu'on avait gâté jusqu'ici — point du tout, on me confiait encore à un précepteur à dix écus par mois, et continua à me traiter comme une bête, à laquelle on commande sans lui expliquer pourquoi il

faut qu'elle obéisse. La même farce à peu de changements près se repête durant mon séjour à Dresde, ce n'était enfin que quand on fut forcé de m'abandonner à moi-même, que je pus moi-même aussi travailler à me réformer et réparer en quelque sorte les tristes suites d'une éducation aussi négligée, faible et ridicule, qu'arbitraire, insensée et soutenue sans énergie et caractère. Cependant mon père est un brave homme, un homme d'esprit même — vous, ma mére, vous avez beaucoup d'esprit aussi, le coeur trés-sensible, et même un penchant à la sentimentalité — je le vois bien, il n'y a que moi qui suis à blâmer, si j'avais été un imbécille j'aurais fait le meilleur fils du monde, si j'avais beaucoup plus d'esprit que je n'en ai, et avec cela un peu de fausseté, je le serai encore, ou je le paraîtrai au moins, ce qui revient au même, mais comme j'ai le malheur de ne tenir justement au milieu de ces deux extrêmes, il faut bien que je reste tel que je suis, et c'est tant pis — aussi je m'en punis, je vous quitte tous, et je renonce à tous vos bienfaits; que n'ai-je de la fortune pour vous rendre jusqu'à la dernière obole ce que je vous ai jamais couté — on me l'a souvent reproché comme de l'argent mal employé, hélas, on avait raison, il a été vraiment trés-mal employé.

Je suis avec le plus profond respect

ma chére mère

votre trés-humble serviteur et fils

Hermann P."

Bittere Worte sind das, die aber aus dem Innersten seiner Seele kamen, und gewiß auf tiefster Wahrheit beruhten, denn undankbar war Pückler nie.

Gegen Weihnachten 1809 mußte Pückler anstatt einer

Entscheidung über den spanischen Plan durch Wolff erfahren, daß sein Vater ernstlich erkrankt sei. Dadurch waren die Verhältnisse nun freilich geändert, und es schien für ihn nicht angemessen, sich in so weiter Ferne zu binden.

„Ich gestehe," schreibt er den 26. Dezember 1809 aus Straßburg an Wolff, „daß ich bei solchen Umständen mit Zagen an das spanische Projekt gehe — es bietet sich in dem Augenblick auch noch ein anderes dar, das vielleicht die Vortheile des spanischen und des muskauer verbindet. Meine Mutter benachrichtigt mich nämlich, daß die erste Escadron im bairischen Regiment Taxis für 8000 Fl. (ohngefähr 4000 Thaler) zu kaufen ist, und da ich schon den Rittmeisterscharakter habe, so würde es für mich keine Schwierigkeiten machen, sie zu erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß ich mich in den jetzigen Zeiten bald poussiren würde, am ersten in Baiern, wo ich schon die Königliche Familie persönlich kenne, und auf allerlei Protektion rechnen dürfte. Nähme ich diese dreist an, so könnte ich in Friedenszeit oft auf Urlaub nach Muskau kommen, und die dortigen Geschäfte besorgen helfen, und mir eine Uebersicht davon verschaffen, auch einen Mann auslesen, dem ich in einem unglücklichen Fall, welcher, wie ich inbrünstig zu Gott bete, noch recht lange entfernt sein mag, die Geschäfte statt meiner übertragen könnte. Auch wäre ich dann bei einer bestimmten Carriere sicher, wenn die Sachen auch noch so schlecht tournirten, doch wenigstens für die Noth gesichert zu sein.

Ich überlasse jetzt meinem Vater die Entscheidung, aber was geschehen soll, muß bald geschehen. Soll ich nach Muskau kommen, so bitte ich nur wegen dem Druck meines Buches bis zum nächsten Quartal damit warten zu dürfen. Soll ich nach Spanien gehen, so bitte ich meinen Vater, sogleich bei dem Kriegsministerium für mich um die Erlaubniß anzuhalten, den sächsischen Truppen nach Spanien

zu folgen, und dabei die Uniform des Regiments zu tragen, in dem ich ehemals gedient habe; zugleich könnte man wohl sich an den Kriegsminister selbst wegen eines Empfehlungsschreibens an den sächsischen kommandirenden General wenden. Alles dieses hat mehr Gewicht, wenn mein Vater darum anhält, als wenn ich es thue. Soll ich die bairische Escadron kaufen, so kann das gleich geschehen, und ich brauche nur nach München zu reisen. Also bitte ich jetzt um schleunige und bestimmte Antwort, um sogleich anfangen zu können, meine Arrangements zu nehmen.

Tausend Grüße und Wünsche für seine Gesundheit an meinen Vater, Empfehlungen an's Amthaus, an Hempel, Versicherungen meiner Freundschaft an Ihre liebenswürdige Familie, u. s. w. Jeder meiner Schwestern einen Kuß.

H. P.

Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich durchaus keine Einwendungen gegen die Entscheidung meines Vaters machen werde, sondern ihr blindlings gehorchen. Adieu.

Hermann Pückler.

Wird für Spanien entschieden, so bitte ich Sie, mir genauer anzugeben, was Sie von Dresden her erfahren können, welche Veränderungen die Garde-du-Corps-Uniform erlitten hat, damit ich sie eben so machen lassen kann."

Diesmal hatte sich Hermann schon im voraus als gehorsamen Sohn erklärt, und mußte der väterlichen Entscheidung folgen. Diese kam. Aber ach! sie lautete nicht Spanien, nicht einmal Baiern, sondern: Muskau! — Gut denn! Das Opfer mußte gebracht werden! Aber nun wollte er wenigstens noch Paris sehen, gewissermaßen um sich dafür zu belohnen, daß er vorher die Einladung der Mutter dahin nicht angenommen hatte. Er schrieb deshalb aus Straßburg den 22. Januar 1810 an Wolff:

„Lieber Wolff!

Mein Vater sollte eigentlich nicht darüber zürnen, wenn er mich lieb hat, daß ich noch etwas von der Göttergabe des köstlichen Leichtsinns übrig behalten habe, denn ohne sie hätte ich längst der Welt und ihrem Kummer freiwillig Valet gesagt. — Wenn mein Vater meine melancholische Gestalt in Muskau wird herumschleichen sehen, wenn er bemerken wird, wie ich an nichts mehr lebhaften Antheil nehme, wie ich der menschlichen Gesellschaft überdrüssig nur die Einsamkeit aufsuche, und seitdem ich selbst alle Eigenschaften eines angenehmen Gesellschafters verloren habe, nur noch Vergnügen im Umgang mit meinen Büchern finden kann — wenn, sag' ich, mein Vater mich so kennen lernen wird, könnte er vielleicht noch meinen alten frohen und lustigen Leichtsinn an mir zurückwünschen.

Die Entscheidung meines Vaters wegen der drei von mir gemachten Vorschläge ist so wie ich sie erwartet, und eigentlich im Grund des Herzens gewünscht habe. Alles ist dafür, nur zwei Dinge sind dagegen, erstens, die Schwierigkeiten, welche dieser Schritt in Hinsicht auf die Bezahlung meiner Schulden erregen wird, zweitens, daß ich vielleicht mehr Gefahr für meine Person in Muskau, als in Spanien, zu befürchten habe, doch dieser letzte Grund kommt in gar keine Betrachtung, da es mich nur persönlich angeht.

Jetzt habe ich aber noch eine Bitte an meinen Vater, von der ich im voraus überzeugt bin, daß er zu gnädig und liebevoll gegen mich gesinnt ist, um sie mir abzuschlagen. Ich reise jetzt seit drei Jahren, und habe Paris noch nicht gesehen — man hat in unseren Tagen nichts gesehen, und keinen richtigen Maßstab für alles andere, wenn man diese Hauptstadt der Welt nicht kennt. Ich renoncire gern (weil es nicht anders sein kann), Paris in gesellschaftlicher Hin-

sicht kennen zu lernen, aber so nahe dabei zu sein, und seine Merkwürdigkeiten, Meisterstücke und Kunstschätze jeder Art nicht einmal gesehen zu haben, wäre in der That unverantwortlich, und ein Regret für mich, der mir meinen Aufenthalt in Muskau immerwährend verbittern würde. Ich gedenke nicht länger als einen Monat in Paris zu bleiben, weil ich aus Erfahrung weiß, wie viel man in kurzer Zeit sehen kann, wenn man will; da ich aber in einem so kurzen Zeitraum alles zusammenfassen muß, so brauche ich nothwendig eine Remise und Lohnbedienten, welches mit den verschiedenen anderen Ausgaben, Trinkgeldern u. s. w. der Hinundherreise mich in dem einen Monat wohl so viel kosten wird, als eine ganze Quartalsumme beträgt. Ich ersuche daher meinen guten Vater, mir noch 600 Thaler, oder zwei Quartale übermachen zu lassen, bis ich nach Muskau komme, wo ich Ende Mai einzutreffen gedenke, um die Muskauer nicht im April mit meiner Ankunft in den April zu schicken. Da die Zeit kostbar ist, und ich die Antwort auf diesen Brief einen Monat lang hier erwarten müßte, so werde ich (in der sichern Hoffnung, daß mein Vater mir eine so vernünftige Bitte, die einzige nach einer dreijährigen, mühe- und kummervollen Wanderschaft, und vor einer gänzlichen Entsagung auf alle weiteren Reise- und andere Projekte, nicht abschlagen wird), sogleich mit der nächsten Diligence nach Paris abgehen. Den ersten März bin ich wieder in Straßburg, wo ich aber ohne einen Pfennig Geld ankommen werde, und daher hoffe, daß ich welches hier vorfinden werde, wofür ich meinem geliebten Vater im voraus dankbarlichst die Hände küsse.

Eine Stelle in Ihrem Brief hat sonderbare Empfindungen in mir erregt: „Ihr Herr Vater ist seit langer Zeit zum erstenmal wieder allein auf's Amthaus gegangen." — Kennen Sie die Fabel von dem Vögelein, das wie bezaubert

der Schlange mit dem offenen Rachen in den Hals kriechen muß? — Gott gebe, daß die Fabel nie zur Wahrheit wird — ich habe Dinge vernommen, die mich mit Staunen und Schreck erfüllt haben, aber wehe denen, die schuldig sind.

Leben Sie wohl, alter Freund, und behalten Sie mich immer lieb.

Ihr treuer H. Pückler."

„Die Göttergabe des köstlichsten Leichtsinnes" hatte Hermann diesmal gerathen, sich in die Diligence zu setzen, und Paris zuzufliegen, noch ehe ein Verbot des Vaters eintreffen konnte, und so sich den Genuß dieser Reise auf alle Fälle zu sichern, aber verschiedene Bedenken hielten ihn denn doch von der übereilten Ausführung ab, erstens weil er wahrnahm, daß er nicht Geld genug dazu habe, zweitens weil er sich doch nicht getraute, ohne seines Vaters Erlaubniß hinzugehen, und endlich — weil anmuthige Rosenketten ihn in Straßburg festhielten.

Als später die Erlaubniß seines Vaters wirklich mit einer Geldsendung begleitet eintraf, war er doppelt froh. Das Befinden seines Vaters schien einstweilen keine Gefahr darzubieten; dagegen wurde ihm der Tod seines Großvaters väterlicher Seite, des Grafen Pückler, gemeldet, der den 9. Februar 1810, 89 Jahre alt, starb. Hermann eilte nun nach Paris, und sah dort in drei Monaten alles, was man sehen kann, mit der Unermüdlichkeit seiner Natur, mit der Unersättlichkeit der Jugend.

Dann trat er den Heimweg an. Außer dem alten Wolff hatte er niemand zu Hause, der ihn liebte, der ihm wohlwollte, und nirgends eine Seele, die ihn verstand, die sich in Liebe und geistigem Verständniß mit ihm verschmolz. Hatte er seine Reise oft mit mehr Entbehrungen als ein Handwerksbursche gemacht, trotz seines hohen Standes, und des Reichthums seines Vaters, so darf man auch behaupten,

daß er trotz der glänzenden und einnehmenden Gaben, die er in so seltenem Maße besaß, seine ganze erste Jugend wie in einer Einöde des Herzens verlebte; und wenn er manchmal im späteren Leben für kalt und egoistisch gehalten wurde, so möchte weit eher die Tiefe des Gemüths in ihm hochzuschätzen sein, das trotz einer Umgebung und eines Kreises, der beinahe jede edlere Regung des Gefühls zu vernichten suchte, sich diese besseren Seiten unverwüstlich bewahrte.

So eindrucksfähig wie er war, konnte er sich mit fortreißen lassen in tausend Verirrungen, deren sich die elegante Gesellschaft ohne Scheu rühmte, aber immer stand er zugleich hoch über diesem Treiben wie Prinz Heinrich über Falstaff, und das Erforschen des Höchsten, und das Streben nach demselben, die begeisterte Liebe für die Schönheit in all ihren Kundgebungen erfüllte immer neben den Thorheiten des Tages seine Seele. Alles was er besaß, was ihn auszeichnete, verdankte er sich selbst; niemand hat ihn erzogen, niemand auf seine Bildung eingewirkt, aber die Kunst und die Natur trösteten ihn, und die Grazien hatten das Mitleid mit dem schönen, verwahrlosten, gemißhandelten Menschenkinde, welches die Mitmenschen und selbst seine Nächsten nicht mit ihm gehabt hatten, sie nahmen es bei der Hand und blieben seine Begleiterinnen, es durch alle Labyrinthe des Lebens liebevoll hindurchführend.

Elfter Abschnitt.

Muskau. Der Vater. Der alte Wolff. Die politischen Zustände. Berlin. Tod des Vaters. Antritt der Standesherrschaft. Rede beim Regierungsantritt. Vorsätze. Pläne. Thätigkeit. Liebesverhältnisse. Ein Seelenverwandter von Don Juan, Jupiter und — Mephistopheles.

Nach so vielen Fahrten und bunten Erlebnissen befand sich Hermann wieder in der nordischen Heimath, auf dem ernsten Schlosse des Vaters, und anstatt auf die südliche Vegetation des Südens blickte er wieder auf die riesigen Eichen und dunkeln Tannen, unter deren Schatten er seine ersten Knabenträume geträumt hatte.

Zu Hause fand er alles, wie er es erwartet hatte; nichts war besser und tröstlicher geworden. Dort veränderte sich nichts, konnte sich nicht verändern, unter den gegebenen Verhältnissen. Der Vater blieb ihm fremd, er hatte keine inneren Anknüpfungen mit ihm, keine Sympathie, keine Geistesverwandtschaft. Am herzlichsten begrüßte ihn der alte Wolff mit seiner würdigen, vortrefflichen Gattin; ihn hatte die Liebe zum jungen Grafen scharfsichtig gemacht, so daß er sein Wesen besser als die Anderen zu begreifen wußte, und beim Wiedersehen konnte er sich der Freudenthränen nicht erwehren.

Auch die politischen Zustände waren traurig. Das Vaterland fand Hermann unter dem Joch der napoleonistischen

Fremdherrschaft, und da er entschlossen war, der französisch-sächsischen Regierung nie zu dienen, und nirgends ihre Gunst suchte, so bezeigten ihm manche einflußreiche Personen Kälte und Abneigung.

Wenn es Hermann allzu beklommen und einsam auf dem Schlosse wurde, ging er zuweilen nach Berlin, wo aber wieder seine Geldmittel ungenügend waren für das elegante Leben, dem er sich dort nicht gut entziehen konnte.

Der junge Reichsgraf wurde dort natürlich überall in die ersten Kreise eingeführt, bei Ministern und Gesandten, wozu er Diener, Lohnbediente, Wagen und Luxus jeder Art bedurfte. Da aber sein Vater fortfuhr, ihn äußerst knapp zu halten, so kam es vor, daß er seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag mit nur einem einzigen Reichsthaler in der Tasche feiern mußte.

Hermann befand sich eben in Berlin, als ihn die Nachricht von dem am 10. Januar 1811 erfolgten Tode seines Vaters betraf. Diese Wendung seines Geschickes machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Als Erbe der Standesherrschaft Muskau und der anderen bedeutenden Güter, die sein Vater ihm hinterließ, eröffneten sich ihm neue Aufgaben, neue Pflichten, ein umfassender Wirkungskreis. Den 16. Januar succedirte er seinem Vater, den 19. Januar betrat er als Standesherr von Muskau das Schloß.

Noch nicht 26 Jahre alt, ohne Rath, ohne Unterstützung, nur auf sein eigenes Urtheil und seine eigene Einsicht angewiesen, fand er sich plötzlich und unvorbereitet in eine bisher ihm ganz unbekannte Sphäre versetzt.

Pückler war nun gleichzeitig Standesherr von Muskau, Baron von Grobitz und Erbherr zu Branitz. Muskau und Branitz schlossen allein 45 Dörfer in sich ein. Zum erstenmale traten große und ernste Aufgaben an ihn heran, und er hatte den eifrigsten, redlichsten Willen, sie zu erfüllen.

Er wünschte die ganze ihm nun untergebene Bevölkerung in glücklichem Wohlstande aufblühen zu sehen. In der Rede, die er bei seinem Regierungsantritte hielt, wo seine sämmtlichen Offizianten sich ihm verpflichteten, und die uns aufbewahrt geblieben, spricht sich lebhaft wahre Menschlichkeit und Streben nach Fortschritt und Aufklärung aus; sie lautet:

„Meine Herren Geistlichen, mein Hofgericht, meine übrigen Beamten, der Rath dieser Stadt, und alle meine treuen Diener, die ich hier um mich versammelt sehe.

Sie haben so eben eine feierliche Handlung begangen, zu der ich kaum hoffen mochte, kaum fürchten konnte, Sie so bald um mich versammelt zu sehen. Als Sohn des Verewigten, dessen irdische Hülle noch vor wenig Tagen hier den letzten wohlverdienten Zoll der Thränen empfing, ersparen Sie meinem Herzen jede zu schmerzliche Erregung! Er schlummere in Frieden! — Mir ist nun diese Herrschaft zugefallen — das Leben, das immer fortschreitet, duldet keinen Stillstand, und seine Geschäfte wollen ununterbrochen verwaltet, mit Gleichmuth gethan sein, gleichviel, was Jeder in seinem Inneren verberge. So ich; so jeder von Ihnen in seinem Hause daheim. Ich wünsche Ihnen Allen, Jedem in dem Kreise der Seinigen, alles Glück, welches die Gottheit überhaupt den Erdbewohnern ertheilt hat. Das muß jene ertheilen! Ich kann es Ihnen allein nicht geben; ich kann es Ihnen nur sichern und schützen.

Aus Vorsehung, aus Bestimmung finden wir uns als Lebensgenossen an demselben Ort vereinigt zu wirken. Sie wollen das Gute in meinem Kreise thun, und wollen Ihr Dasein an das Meinige anschließen. Sie haben dies angelobt, Sie werden es halten. Es ist mir nicht niederschlagend, daß Nützliches beinahe zum Ermüden viel hier zu thun sein wird, es ist mir im Gegentheil höchst erfreulich

— denn des Menschen Leben ist Arbeit; und so Großes oder Kleines, viel oder wenig hier zu thun sei, so kann es gut gethan werden. Und so sei es auch Ihnen erfreulich, wir wollen nicht müde werden, ich will alles gern hören, alles gern thun, was irgend möglich ist, und Sie, meine treuen Diener, sollen die schöne Bestimmung haben, mir beizustehen, Menschenwohl zu befördern. Aber hören Sie mich jetzt, hören Sie mich, und merken Sie es. Ich hoffe, daß Jeder sein ihm obliegendes Geschäft treu und eifrig versehen und verwalten werde. Und ich erkläre es laut, daß ich gegen einen Treulosen und Nachlässigen ohne Schonung verfahren, und ihn aus unserem Kreise verstoßen müßte. Ich wünsche dies nicht, ich fürchte es nicht. Aber aussprechen mußte ich es. Dagegen soll Jeder mein Freund sein, und Theil an meinem Herzen haben, der in seinem Fache das Seine treu und redlich thut, der meinen Unterthanen leutselig begegnet, der sie mir hilft zu Menschen erziehen, der mir den Zweck zu erreichen erleichtert, wozu die Vorsehung sie mir zur Leitung anvertraut hat.

Es giebt einen Höheren über uns, der jeden von uns mit unsichtbaren Banden an sich hält, ihn durchschaut, und in ihm wirkt. Nicht allein an mich — an diesen Höheren, an das Gute, an das Gesetz haben Sie sich verpflichtet, und daß Sie dem folgen wollen, und in dem Gebiet, dem ich vorstehe, es treu und unverdrossen ausüben wollen, darauf haben Sie Ihre Hand erhoben und geschworen, dazu geben Sie mir nun auch Herz und Seele.

Und das gelobe auch ich, und nehme Sie zu Zeugen!"

An das Konsistorium.

„Sie, meine Herren, bedeute ich, auf den Geist der Zeit, auf den Gang der Bildung, außerhalb unserer Gränzen wohl Acht zu haben. Wir leben, wir wirken alle zu

einem Ganzen, zu einem Ziel, es soll gut auf der Erde werden, daran arbeiten alle Sekten der Christen, ja selbst unwissend Mahomedaner, Feuerdiener und Heiden. Wohin wir gelangen sollen, das kann uns nur die Außenwelt lehren. Ziehen Sie also das Gewonnene, das Geförderte von daher in unseren Wirkungskreis, bequemen Sie es für die Unsrigen, hindern Sie wenigstens nicht die Aufklärung, und üben Sie Toleranz, dulden Sie Alle, wie Alle uns dulden, und so wird uns der gnädig sein, der uns Alle duldet, erzieht, und uns Alle liebt — der droben.

An das Hofgericht.

Ihnen, meine Herren, kann ich nur wenig insbesondere sagen. In der allgemeinen Krisis, in welcher sich unsere ganze Verfassung befindet, kann ich Ihnen nur andeuten, an Humanität anderen Gerichtshöfen nicht nachzustehen. Man muß auf das Vergehen, aber auch auf den Menschen, der sich vergeht, Rücksicht nehmen. Die Strafe sei das Medium, die Vermittelung zwischen Gesetz und Menschen. Prozesse wünsche ich so viel als möglich vermieden. Der ist der beste Arzt, welcher mit gelinden Mitteln Krankheit vorbeugt. Und Vergehen durch Belehrung, Haß und Feindschaft durch Versöhnung zuvorkommend, werden Sie mir und anderen sehr löbliche Richter und werthe Männer sein.

An den Stadtrath.

Von Ihnen, dem Rathe dieser Stadt, erwarte ich, daß die Stadt in Ordnung gehalten, und gute Polizei streng beobachtet werde. Was geboten ist, darf nicht vernachlässigt werden, nicht einschlafen. Dazu ist es geboten, gehalten zu werden. Die Bürgerschaft, höre ich, soll in mannigfacher Unruhe und Zwiespalt sein. Lassen Sie die Bürger versammeln; sagen Sie ihnen: ich lasse sie freundlich

— denn des Menschen Leben ist Arbeit; und so Großes oder Kleines, viel oder wenig hier zu thun sei, so kann es gut gethan werden. Und so sei es auch Ihnen erfreulich, wir wollen nicht müde werden, ich will alles gern hören, alles gern thun, was irgend möglich ist, und Sie, meine treuen Diener, sollen die schöne Bestimmung haben, mir beizustehen, Menschenwohl zu befördern. Aber hören Sie mich jetzt, hören Sie mich, und merken Sie es. Ich hoffe, daß Jeder sein ihm obliegendes Geschäft treu und eifrig versehen und verwalten werde. Und ich erkläre es laut, daß ich gegen einen Treulosen und Nachlässigen ohne Schonung verfahren, und ihn aus unserem Kreise verstoßen müßte. Ich wünsche dies nicht, ich fürchte es nicht. Aber aussprechen mußte ich es. Dagegen soll Jeder mein Freund sein, und Theil an meinem Herzen haben, der in seinem Fache das Seine treu und redlich thut, der meinen Unterthanen leutselig begegnet, der sie mir hilft zu Menschen erziehen, der mir den Zweck zu erreichen erleichtert, wozu die Vorsehung sie mir zur Leitung anvertraut hat.

Es giebt einen Höheren über uns, der jeden von uns mit unsichtbaren Banden an sich hält, ihn durchschaut, und in ihm wirkt. Nicht allein an mich — an diesen Höheren, an das Gute, an das Gesetz haben Sie sich verpflichtet, und daß Sie dem folgen wollen, und in dem Gebiet, dem ich vorstehe, es treu und unverdrossen ausüben wollen, darauf haben Sie Ihre Hand erhoben und geschworen, dazu geben Sie mir nun auch Herz und Seele.

Und das gelobe auch ich, und nehme Sie zu Zeugen!"

An das Konsistorium.

„Sie, meine Herren, bedeute ich, auf den Geist der Zeit, auf den Gang der Bildung, außerhalb unserer Gränzen wohl Acht zu haben. Wir leben, wir wirken alle zu

einem Ganzen, zu einem Ziel, es soll gut auf der Erde werden, daran arbeiten alle Sekten der Christen, ja selbst unwissend Mahomedaner, Feuerdiener und Heiden. Wohin wir gelangen sollen, das kann uns nur die Außenwelt lehren. Ziehen Sie also das Gewonnene, das Geförderte von daher in unseren Wirkungskreis, bequemen Sie es für die Unsrigen, hindern Sie wenigstens nicht die Aufklärung, und üben Sie Toleranz, dulden Sie Alle, wie Alle uns dulden, und so wird uns der gnädig sein, der uns Alle duldet, erzieht, und uns Alle liebt — der droben.

An das Hofgericht.

Ihnen, meine Herren, kann ich nur wenig insbesondere sagen. In der allgemeinen Krisis, in welcher sich unsere ganze Verfassung befindet, kann ich Ihnen nur andeuten, an Humanität anderen Gerichtshöfen nicht nachzustehen. Man muß auf das Vergehen, aber auch auf den Menschen, der sich vergeht, Rücksicht nehmen. Die Strafe sei das Medium, die Vermittelung zwischen Gesetz und Menschen. Prozesse wünsche ich so viel als möglich vermieden. Der ist der beste Arzt, welcher mit gelinden Mitteln Krankheit vorbeugt. Und Vergehen durch Belehrung, Haß und Feindschaft durch Versöhnung zuvorkommend, werden Sie mir und anderen sehr löbliche Richter und werthe Männer sein.

An den Stadtrath.

Von Ihnen, dem Rathe dieser Stadt, erwarte ich, daß die Stadt in Ordnung gehalten, und gute Polizei streng beobachtet werde. Was geboten ist, darf nicht vernachlässigt werden, nicht einschlafen. Dazu ist es geboten, gehalten zu werden. Die Bürgerschaft, höre ich, soll in mannigfacher Unruhe und Zwiespalt sein. Lassen Sie die Bürger versammeln; sagen Sie ihnen: ich lasse sie freundlich

begrüßen; sie sollen sich verständigen was sie wollen; es soll mir vorgelegt werden, und es soll mir lieb sein, ein mir und ihnen billiges Abkommen zu treffen, damit Jeder sein Gewerbe und Geschäft von nun an fleißig, wie es einem ruhigen Bürger geziemt, treibe. Dafür sorgen Sie.

Zu Allen gewendet in die Runde.

Von Ihnen Allen aber insgesammt fordere ich Eintracht, Willfährigkeit und Freundschaft untereinander. Denn Sie dienen Alle einem Herrn; was Jeder werth ist, soll er mir werth sein.

Scheelsucht und böser Leumund sei fern von Ihnen. Nur die Wahrheit soll gelten, denn sie ist das Gute, und das soll mir immer in Ehren sein.

Und nun segne uns die Gottheit. Sie segne uns und unsere Arbeit; sie segne die, welche unter uns arbeiten. Wenn es in ihrem Rathe ist, so bewahre sie uns vor allem, was Menschen, und dem, was ihnen gehört, verderblich ist, sie leite es ungekannt an uns vorüber wie ein schweres Gewitter. Dagegen gebe uns die Gottheit, was gedeihlich ist! Mögen wir zur glücklichen Stunde unser Leben und unser Werk begonnen haben, zu welchem ich sie hiermit einweihe, zu welchem ich Ihnen Glück wünsche, daß wir Alle recht lange und zufrieden mögen beisammen sein."

Diese Rede, die der schöne jugendliche Graf mit Wärme und mit bewegter Stimme hielt, gewann ihm die Herzen der Zuhörer, die in den neuen Herrn die freudigsten Hoffnungen setzten.

Aber noch andere Pläne keimten in Pückler's hochfliegender Seele: nicht nur das Gute, auch das Schöne wollte er schaffen, und seinem künstlerischen Sinne schwebten bezaubernde Landschaftsbilder vor, die seine Phantasie

ihm vormalte. Diese in seine Heimath zu verpflanzen, und mit den ihm von der Natur gegebenen Stoffen harmonische Wirkungen hervorzubringen, wie sie Claude Lorrain und Ruisdael gelungen, das erschien ihm eine anziehende Aufgabe, zu der er Kraft, Geschmack und Talent in sich fühlte. Um so mehr wünschte er alle anderen Zweige der verwickelten Verwaltung geordnet und neu organisirt zu sehen, um dann mit ganzer Leidenschaft sich ungestört dieser Lieblingsbeschäftigung widmen zu dürfen.

Einstweilen bedurfte es geraumer Zeit, um in die schwierigen und oft verwickelten Geschäfte gründlich einzudringen, und sich nach allen Seiten die nöthige Kenntniß und Uebersicht zu erwerben. Auch wurde Pückler hin und wieder zerstreut durch den Umgang mit schönen und liebenswürdigen Frauen. Der Kranz der mannigfaltigsten und seltsamsten Liebesromane, der sein Leben durchflicht, kann hier nicht in allen Einzelheiten wiedergegeben werden. Es genüge nur im Allgemeinen anzudeuten, daß er als wahrer Don Juan allen Frauen Liebe schwor, dem Wahlspruch getreu, daß „Jupiter des Meineids der Verliebten“ lache, und mehr Liebesverhältnisse hatte, als Don Juan und Jupiter zusammengenommen. In seinem weiten Herzen fand eine wahrhaft demokratische Gleichberechtigung Raum. Diademgeschmückte Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen, Hoffräulein, Künstlerinnen, bürgerliche Kleinstädterinnen und elegante Weltdamen, Zofen und Mädchen aus dem Volke, Schöne und Häßliche, Alte und Junge lockte er gleichmäßig in seine Zaubernetze, und zwar zu allen Zeiten seines Daseins vom Beginn seiner Laufbahn als junger glänzender Offizier, so wie als Alter vom Berge mit dem Silberhaar. Viele dieser Beziehungen waren für ihn nur eine Art Spiel, wie das Schachspiel, und wie so manche Schachspieler ihre Lieblingspartieen haben, die sie immer wiederholen, wie das Gam-

byt- oder das Bauernspiel, so spielte er auch oft dasselbe Spiel, verfolgte denselben Kriegs- und Eroberungsplan mit den Töchtern Evas, und kaltblütig wie beim Schachspiel beobachtete er, in wie weit die geistigen Liebestränke, die er ihnen mit überlegter Schlauheit zubereitet, bei ihnen mehr oder weniger ihre Wirkung thaten. Natürlich imponirten ihm diejenigen Frauen am meisten, — ach, wir dürfen nicht hoffen, daß es die Majorität war! — die sich nicht von ihm berücken ließen, und ihm die Parthie abgewannen; diese staunte er an mit einer naiven Verwunderung und Ehrfurcht, und blieb ihnen am treuesten ergeben. Daß die Zahl der Anderen, die nicht das zum Siege führende strategische Genie eines Moltke im Kampfe der Liebe und Koketterie besaßen, groß, ja ungeheuer groß war, das bezeugen die sorgfältig von ihm aufbewahrten und geordneten Briefwechsel, die eine ganze Bibliothek bilden, und man kann es oft kaum begreifen, was alles sich die zarten und anmuthigen Wesen, die ihm auf Rosa- und Spitzenpapier ihre Gefühle aussprachen, und denen er ihre Bekenntnisse entlockte, sich von ihm gefallen ließen, denn bei aller Sympathie für einen so originellen und ausgezeichneten Mann kann man oft nicht anders als sich mit Abscheu abwenden von dem Abgrund der dunkeln Entsetzlichkeiten, die er seinen Freundinnen in seinen Briefen auszusprechen wagte, die er mit dämonischer Freude in Abschrift den empfangenen Briefen beizulegen pflegte, und sorgfältig als psychologisches Material aufbewahrte. Der Don Juan, der Jupiter, konnte auch zum Mephistopheles werden! — Aber auch bei diesen Nachtseiten seines Wesens gingen Herzensgüte, poetische Gefühle und geistige Anflüge nicht ganz verloren, und der Sinn für das Edle und Gute war sogleich wieder bei ihm lebendig, wo er kräftig angeregt wurde.

Zwölfter Abschnitt.

Zwei Selbstschilderungen.

Um das Bild Pückler's auch nach anderen Richtungen hin deutlicher zu zeichnen, mögen hier zwei merkwürdige und in vieler Beziehung sehr treffende Selbstschilderungen von ihm ihren Platz finden; die eine ist aus seinem Reisejournal von 1808, wo er, nachdem er sein Abentheuer mit dem Fürsten Colloredo erzählt, wie folgt fortfährt:

„Hatte ich nicht Recht zu sagen, die Begebenheit sei einzig in ihrer Art? So unangenehm sie immer für den Graf Pückler bleibt, so glaube ich doch, daß man sein Benehmen diesmal billigen muß. Sonderbar ist es allerdings, daß nur ihm beständig dergleichen Dinge arriviren. Der Grund liegt aber in seinem seltsamen Charakter, der dem Menschenbeobachter, welchem kein Gegenstand, der ihn in der Kenntniß des menschlichen Herzens weiterbringen kann, zu gering scheint, manche merkwürdige Eigenheit darbietet; ich wenigstens muß gestehen, daß die durch öftere Nachahmung verkrüppelte, durch Erziehung und Umstände irregeleitete, und mit sich selbst in Widerspruch gebrachte Originalität dieses Menschen mich immer lebhaft interessirt hat. Oft konnte ich in einem Tage die Wirkungen der entgegengesetztesten Eigenschaften an ihm bemerken; bald hitzig, bald phlegmatisch, hörte ich von ihm Aeußerungen des verdorbensten Charakters und sah Züge eines edlen Herzens,

Wallungen der Weisheit und der reinsten Natürlichkeit, die den Augenblick darauf der geschmacklosesten Unnatur und den Handlungen des größten Thoren Platz machten. Wie Frau von Genlis vom Ritter Ogier sagt, fand ich ihn immer zur warmen Verehrung der Tugend gestimmt, aber das Laster gefiel ihm und besiegte ihn, wenn es seine Verdrehung unter einer originellen, geistvollen Form verbarg."

„Stets muthig gegen seines Gleichen, oft tollkühn in einzelnen Wagestücken, habe ich ihn zuweilen furchtsam gegen Geringere gesehen, wo er sich kaum mit Anstand tant bien que mal aus der Affaire zog; er selbst gestand diesen Umstand, indem er hinzusetzte, daß er nicht gewiß sei, die Kraft zu haben, einen wehrlosen Menschen mit kaltem Blute, blos weil es das Phantom der konventionellen Ehre erheische, todtzustechen, wenn er sich auch selbst entehrender Schimpfwörter gegen ihn bedienen sollte; um daher diesen äußersten Fall zu vermeiden, leide er lieber geduldig, daß ein solcher Mensch die schuldige Achtung gegen ihn etwas aus den Augen setze, und ziehe sich zurück, ehe er es so weit kommen lasse, sich auf der letzten Alternative zu befinden, besonders wenn er Unrecht habe, wie denn wohl gewöhnlich der Fall sein müsse, sobald ein Geringer den Höheren zu beleidigen wage. Ohngeachtet dieses scheinbaren Gefühls von Billigkeit weiß ich, daß er oft nach vollkommen entgegengesetzten Prinzipien gehandelt hat, und in der Stimmung das Leben eines Menschen nicht sehr hoch angeschlagen haben würde, aber, wie gesagt, dieser junge Mann hängt gänzlich vom Augenblick ab, das letzte Buch, das er liest, die letzte Unterredung, die letzte Begebenheit, vielleicht nur der Gewinnst oder Verlust im Spiel, macht ihn muthig oder furchtsam, hart oder mild, klug oder dumm."

„Diese außerordentliche, von jedem fremden Eindruck maitrisirte Weichlichkeit des Geistes und Körpers ist sein

charakteristischer und sein Hauptfehler; er ist daher keiner anhaltenderen Unternehmung fähig, obgleich er bald diese, bald jene mit der größten Leidenschaft ergreift, aber immer halb vollendet liegen läßt, um einer neuen Caprice nachzujagen; er wünscht beständig, sobald er aber seinen Wunsch erreicht hat, scheint ihm die Sache* nicht mehr wünschenswerth."

„Ein zweiter Fehler, oder vielmehr eine beklagenswerthe Disposition, die ihn selbst sehr unglücklich, und für Andere langweilig macht, ist der unaufhörliche Widerspruch, den auf der einen Seite eine weitgetriebene Eitelkeit, und auf der anderen noch weiter getriebenes Mißtrauen zu sich selbst in seinem unruhigen Gemüthe erregt. Dies ist die Ursach, daß er selten etwas à propos sagt oder thut; er war zum Beispiel, da ich ihn noch genauer kannte, eben so liederlich als schwärmerisch, aber beide Eigenschaften wurden stets verkehrt angebracht; so lange er auf der Schule und Universität war, machten ihm die Wissenschaften Langeweile, als er aber Offizier wurde, fing er an zu studiren, lernte aber von seinem Fach nie mehr als höchstens nöthig ist, um auf die Wache ziehen zu können; jetzt ist er auf Reisen gegangen, und hat damit angefangen, sich anderthalb Jahr in Wien niederzulassen. Es fehlt ihm nicht an Verstand, aber er zeigt ihn gewiß nur eben wo es besser wäre ihn zurückzuhalten, ist er aber nöthig, so verliert er ihn durch das Mißtrauen in seine eigenen Kräfte, welches der entscheidende Augenblick meistentheils in ihm zu erwecken pflegt. Er ist satyrisch und greift gern an, oft nicht ohne Erfolg, erhält er aber eine treffende Antwort, so vergeht ihm gewöhnlich die Sprache, und erst nach einer Viertelstunde fällt ihm ein, was er hätte erwiedern sollen, er hat, um mich mit dem Abbé Voisenon auszudrücken, ein Schwert zum Angreifen, aber kein Schild zur Vertheidigung."

„Man kann sich denken, wie schmerzhaft solche Szenen für seine Eitelkeit sein müssen, die jede Rolle unnütz und nicht der Mühe werth hält, die nicht unter die ersten gehört, während sein Mißtrauen und die wenige Lebhaftigkeit seines Verstandes, die seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments und seines übrigen Charakters kontrastirt, ihn oft unter den letzten zurückläßt. So ziehen ihn Menschen von großer Liebenswürdigkeit im Umgang durch eben jene Eigenschaften, die ihnen fehlen, eben so sehr an, als sie ihm imponiren, obgleich er ihnen vielleicht an wahrem Verstand nicht weit nachsteht; in der Unterhaltung mit ihnen scheint ihm alles, was sie äußern, so vortrefflich, und alles was er selbst beitragen konnte, so unwürdig neben dem ihrigen zu figuriren, daß er aus Furcht etwas zu Unbedeutendes zu sagen, lieber gar nichts sagt, und, weil er sich nicht traut, so viel auf die Anderen Achtung giebt, daß er darüber sich selbst vergißt, und am Ende keiner zusammenhängenden Gedanken mehr fähig ist. Daher kommt es, daß solche Leute ihn oft weniger vortheilhaft beurtheilen, als er es verdient, denn au bout du compte, mögen unsere Pedanten der Jugend noch so sehr das Schweigen anrathen, ein junger Mensch, der dasitzt ohne den Mund aufzuthun, wird immer wenigstens für sehr untergeordnet gehalten werden. Leute, die er zu übersehen glaubt, bringen aus verschiedenen Gründen oft dieselbe Wirkung auf ihn hervor, nämlich daß er ebenfalls schweigt, weil er mehr im einsamen Nachdenken, als im Gespräch mit ihnen zu gewinnen glaubt, welches ihm Langeweile verursacht. Er muß sehr bekannt sein, um ganz unbefangen zu sprechen, und es giebt viele Menschen, mit denen er nie aus den Gränzen des Fremdseins heraustreten kann, denen er folglich nie in seiner wahren Natürlichkeit erscheinen wird.“

„Alle diese Gründe vereinigen sich, ihm die Gesellschaft

überhaupt größtentheils zuwider und langweilig, und die gewöhnlichen Unterredungen derselben unerträglich zu machen, weil er sich zum Reden verbunden fühlt, ohne hoffen zu können, weder selbst etwas Interessantes zu sagen, noch irgend einen Nutzen oder Vergnügen aus dem eben so eitlen Geschwätz der Anderen zu ziehen, und überdies gewiß ist, sich nicht nur unvortheilhafter, sondern wirklich anders zu zeigen, als er ist. Alles dieses leidet jedoch oft Ausnahmen, deren Grund man in den natürlichen Gegensätzen seines Charakters suchen muß."

„Seit einiger Zeit pikirt er sich Philosoph zu sein, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wirklich damit angefangen hat, sich selbst zu bessern, wiewohl, aufrichtig gesagt, bis jetzt noch mit ziemlich schwachem Erfolg. Da er indeß die Tugend als die höchste sittliche Schönheit, die man um ihrer selbst willen lieben muß, erkannt zu haben scheint, und wenigstens sie zu erreichen strebt, da er zur Kunst und den Wissenschaften mehr Liebe trägt als je, so ist es wohl noch möglich, daß wenn er auf diesem Wege bleibt, er einst, von der Welt zurückgezogen, in der Gesellschaft einiger ausgesuchten gebildeten Freunde die ruhige Zufriedenheit findet, die ihn bis jetzt so weit geflohen hat."

An anderer Stelle, nämlich im vierten Bande der „Tutti Frutti" S. 142, macht Pückler in der Gestalt des Herzogs von Hohenburg ein anderes etwas späteres Selbstportrait seines Charakters. Es lautet:

„Von der Natur nicht stiefmütterlich begabt, gesund und im kräftigsten Mannesalter, seit acht Jahren Besitzer der großen Herrschaften, die ihm ein früh verstorbener Onkel hinterlassen (und eben jener Vetter vergebens streitig machte), unabhängig und frei, führte er (der Herzog) ein eigenthümliches, oft romanhaftes, immer unruhiges Leben, das Wenige

nachzuahmen weder Lust noch Fähigkeit gehabt haben würden. Denn wir müssen gestehen: es war ein wunderlicher Heiliger, dieser Herzog! Seine eigenen Besitzungen nur höchst selten besuchend, so daß er dort fast am wenigsten bekannt war, irrte er fortwährend, bald da, bald dort, in der Welt umher. Von allem hatte er etwas versucht, bei nichts war er geblieben, und trotz aller Welterfahrung und Beobachtungsgabe konnte man dennoch mit Recht von ihm sagen: daß er nur in der Phantasie wirklich lebe, in der Wirklichkeit aber blos phantasire, weshalb er sich auch nie recht in diese zu finden wußte. Aus dem nämlichen Grunde mochte es wohl kommen, daß er selten selbst genau angeben konnte, was er wolle, und Andere also noch weniger aus ihm klug zu werden vermochten. So viel ist gewiß, daß nie bei ihm der Fortgang seiner Handlungen mit irgend einiger Sicherheit voraus zu bestimmen war; und nicht leicht war es wohl einem Menschen gegeben, der mobiler sich in sich selbst umzuwandeln fähig gewesen wäre. Heute noch stolz, sarkastisch und übermüthig, kaum etwas in der Welt zu hoch für seinen Angriff haltend, und alles mit bitterem Spotte höhnend, sah man ihn vielleicht morgen schon mit schwärmerischer Gluth und innigstem Enthusiasmus einem Beispiel hoher Tugend huldigen, ja mit schüchterner Demuth selbst geringerem Verdienste sich willig unterordnen. Begegnete man aber demselben Menschen einige Tage später, so konnte es wohl sein, daß man in ihm nur einen phantastischen, leichtsinnig unbesorgten, weltlichen Wüstling wiederfand, der nie für einen ernsten Gedanken, für einen tiefen Eindruck empfänglich gewesen zu sein schien."

„So machten ihn diese ewigen Kontraste zu einem Räthsel für Alle, abstoßend für Viele, verführerisch aber auch und unwiderstehlich anziehend für Manche! Denn neben den düstern Stellen gab es auch helle Lichter — und wer sich

an das Edle in seiner Natur vertrauend zu wenden wußte, fand wohl einen tiefen, erfrischenden Quell in seinem Gemüth, der nie versiegte, wenn er gleich öfters zugeworfen schien."

„Seine größte Schwäche war Eitelkeit — und um so mehr, da sie, gegen bessere Erkenntniß, durch eine ganz eigenthümliche Anomalie, ihre Nahrung nur in äußeren Zufälligkeiten und wahren Lappalien suchte, hinsichtlich des inneren, ächten Werthes, das heißt in Bezug auf moralische und intellektuelle Eigenschaften aber gar nicht zu existiren schien."

„Im Ganzen, glaube ich, scheute man ihn mehr, als man ihn liebte, doch nicht seine Freunde, die fest an ihm hielten. Daß es deren nur wenige gab, kam wohl großentheils auch daher, weil es bei ihm so schwer ward, auf den eigentlichen Kern zu dringen, und niemand der flüchtigen Bekanntschaft jederzeit offner, dem engeren Freundschaftsbündniß dagegen tiefer verschlossen war."

„Reiche und vornehme Leute machen überhaupt immer schlechte Erfahrungen über menschlichen Werth, und nehmen daher leicht eine bittere Geringschätzung der Massen an, die sich nachher nur schwer zu Ausnahmen entschließt, und eine Geistesstimmung hervorbringt, welche oft den Verstand auf Kosten des Herzens ausbildet."

„Seit einigen Jahren hatte indeß unser Herzog, der viel gesehenen Welt schon ziemlich müde, jene heterogenen Eigenschaften bedeutend zusammengeschmolzen, obgleich Gutes und Uebles noch immer so rüstig in ihm stritten, daß ein vollkommener Sieg des einen oder des anderen fortwährend sehr hypothetisch blieb. Um nun diesen zu beschleunigen (denn es war ihm selbst ernstlich um Besserung zu thun) und dem Guten in ihm einen der mächtigsten Gehülfen zu geben, den dieses im Leben zu finden vermag — eine zweite

Seele, die abwechselnd sich in die unsere versenken, oder uns in die ihrige aufnehmen kann — war jetzt seines Herzens Wunsch lebhaft auf eine baldige Vermählung gerichtet. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie er, für jeden Genuß so empfänglich, und nicht übertrieben gewissenhaft über die Natur desselben, bei seiner gewinnenden Persönlichkeit und seinen vielen Mitteln, mannigfache Eroberungen in dem Lauf seines bunten Lebens gemacht haben mußte. Doch hatte er bei diesem schnellen Wechsel nie jenes andauernde, auf Legitimität in der Liebe allein sicher zu gründende Glück finden können, das sein scharfer und feiner Geist, und sein ursprünglich edles Gemüth, vielleicht ihm selbst unbewußt, immer mit vager, schmerzlicher Sehnsucht gesucht hatten."

„Es trat ihm aber bei diesen guten Vorsätzen sehr viel in den Weg, und am meisten ohne Zweifel die seltsamen Mittel, die er selbst zu ihrem Gelingen einschlug, sowie jene schon erwähnte Unstätigkeit, die bald wollte, bald nicht wollte, oft vor dem Erlangten wieder erschrak, und nie etwas Wirkliches zu finden im Stande war, was jenen ihm stets Gesellschaft leistenden Idealen der Phantasie hätte gleich kommen können."

„Hochmüthig durch Geburt und Erziehung, und liberal durch Nachdenken und Urtheil, wollte er sich zwar im Anfang nie durch niedrigen Stand abschrecken lassen, fühlte aber, näher rückend, doch immer einen unwillkürlichen Schauder bei dem Gedanken an eine totale Mesalliance, der ihn definitiv zuletzt immer zur Flucht trieb. Vornehme Damen dagegen fand er meistens zu verwöhnt oder unnatürlich, und da er abwechselnd eben so avantageus als demüthig war, so erschien ihm oft Eine, die an keinem jener ihn abschreckenden Fehler litt, nur deshalb wenig wünschenswerth, weil eben nicht ein einziger Nebenbuhler sie zu begehren schien;

eine Andere aber gar nicht zu entamiren, weil schon so viele Würdigere als er ihre Augen auf sie gerichtet hatten."

Man muß zugeben, daß Pückler in beiden Bildnissen sich nicht geschont hat, und weit entfernt sich zu schmeicheln, mit merkwürdig klarem psychologischen Blick sich richtig beobachtete, und wenn auch nicht die Schatten zu stark, doch gewiß die Lichter nicht hell genug aufsetzte.

Dreizehnter Abschnitt.

Gräfin Julie von Kospoth. Gräfin von Schönburg-Lüttichau. Eine junge Großtante. Mimi von Oertel. Ausflug nach Weimar. Adele Schopenhauer. Der Befreiungskrieg. Schritte Pückler's, um am Kampfe theilzunehmen. Erkrankung. Waffenstillstand. Die Franzosen in Muskau. Verhaftung in Bautzen. Generaladjutant des Herzogs von Weimar. Kriegszüge. Antwerpen. Kassel. Brügge. Nach dem Frieden Reisen nach Paris und London.

Zu den Neigungen Pückler's in den ersten Monaten nach seinem Regierungsantritte gehörte auch die schöne, liebenswürdige Gräfin Julie von Kospoth (geb. von Poser-Nädlitz) auf Halbau, die mit seiner Schwester Agnes befreundet war, und die er in Muskau, wo sie mit ihrem Gatten und einem sechsjährigen Knaben zum Besuch erschien, so wie bei Ausflügen in die Nachbarschaft häufig zu sehen Gelegenheit hatte. Er war ganz bereit, mit dieser zweiten Julie, wie mit der ersten, einen leidenschaftlichen Liebesroman anzuspinnen; er schickte ihr Blumen, er schrieb ihr, bekannte ihr seine zärtlichen Gefühle, und glaubte wahrzunehmen, daß sie nicht glücklich in ihrer Ehe sei, worauf er große Hoffnungen setzte, wie er denn auch Fragen in diesem Sinne that. Doch er irrte sich hierin, und die edle Frau gehörte zu den früher erwähnten Ausnahmen: sie widerstand den Verlockungen, und ein Brief von ihr aus Halbau vom 8. März 1811 weist ihn in einfachem,

natürlichem Tone sanfter und herzlicher Freundschaft zart in die Gränzen zurück, die ihrem treuen und aufrichtigen Sinne die einzig möglichen erschienen. Sie sagte ihm, daß sie glücklich mit ihrem Gatten sei, und kein anderes Glück wünsche als dieses. „Noch eine Bitte habe ich an Sie, werden Sie mir sie erfüllen?“ schließt ihr Brief. „Ich wünschte, Sie schrieben mir nicht mehr; legen Sie es mir nicht für Kälte oder Gefühllosigkeit aus, allein ich kann das offene, unbefangene Betragen gegen meinen Mann nicht behaupten, so bald ich etwas vor ihm verbergen muß, und es würde nun öfterer geschehen, daß ich mich von der Gesellschaft entfernen müßte, um Ihnen zu antworten, und dann müßte ich immer ein Geschäft vorgeben, das nicht wahr wäre; wollen Sie, daß ich meinen älteren Freund belügen soll, gegen den ich nie Unwahrheiten sprach? Nie soll er, dies Versprechen habe ich Ihnen schon in Muskau gegeben, erfahren, daß Sie mehr als Freundschaft für mich gefühlt haben, ich halte es gewiß. Bleibt Ihnen noch etwas übrig, was Sie mir sagen möchten, dann finden Sie gewiß Gelegenheiten, wenn ich Sie einmal wiedersehen werde. Ich werde mich immer Ihres Wiedersehens freuen, obgleich um Ihretwillen ich es nicht wünschen kann. — Sie sprachen in Muskau von Immortellen; hier folgt eine zum Dank für die schönen frischen Blumen von Ihnen, mein theurer Freund, sie sei das Bild unserer Freundschaft, sie wird von meiner Seite unwandelbar — perpetuell sein. Dies gelobet Julie.“

Pückler bewahrte ihr eine liebevolle Erinnerung; Julie ging an seinem Leben vorüber wie ein schöner Stern, an dessen mildem Glanz er sich nur aus der Ferne erfreuen durfte.

Mit der Gräfin von Schönburg-Lüttichau wechselte er in demselben Jahre graziöse französische Billette. Auch

einer jungen Großtante, die im Alter nicht sehr von dem seinigen verschieden gewesen sein kann, macht er in französischen Briefen den Hof, schickt ihr Ortolane, die er für sie geschossen, und erbittet sich die Erlaubniß, ihr zuweilen Früchte aus seinen Treibhäusern schicken zu dürfen, deren hoher Wärmegrad nur mit dem Grade der Zuneigung und hohen Achtung zu vergleichen sei, die er für sie empfinde.

Einen deutschen Briefwechsel führte er mit Frl. Mimi von Oertel auf Carolath, der auch auf Kunst- und Litteratur einging. Einem Brief Pückler's an diese junge Dame verdanken wir eine Schilderung eines Ausfluges, den er 1812 nach Weimar machte. Warum lebt Adele Schopenhauer nicht mehr! Sie könnte hier lesen, was bisher wohl die Wenigsten wußten, und vielleicht sie selbst nicht einmal, daß sie Pückler so begeisterte und ihm so wohl gefiel, daß er wünschte, seine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild sein. Und die Wahrheit solches Wunsches wird dadurch noch doppelt verbürgt, daß Pückler ihn nicht gegen die Betreffende, sondern gegen eine andere Frau, eben gegen Frl. Mimi von Oertel aussprach.

„Also Weimar hat auch das Verdienst, Ihre Geburtsstadt zu sein,“ schreibt Pückler an Frl. von Oertel im November 1812; „wahrlich, ein Grund mehr für mich, es zu lieben, wie ich schon aus vollem Herzen thue. Die Damen, die sich nach der „lieben, klugen und guten Mimi“ mit so lebhaftem Interesse erkundigten, (bemerken Sie, liebenswürdige Mimi, daß klug vor gut gesetzt wurde, ein Beweis, daß Ihr Zünglein in sarkastischem Rufe stehen mag) gehören zu den seltensten Erscheinungen in dieser langweiligen und verkehrten Menschenwelt. Es sind die Hofräthin Schopenhauer und ihre herrliche Tochter. Ich bin unverdienter- und ungesuchterweise in ihrem Hause mit einer Güte aufgenommen worden, von der ich wohl sagen

kann, daß sie mir eben so unvergeßlich bleiben wird, als der Genuß, den mir die kurze Bekanntschaft dieser Damen, so wie ihres braven, gemüthlichen und gehaltvollen Freundes, Herrn Müller's, gewährt hat. Von diesem letzteren bin ich so frei, ein Buch beizulegen, was Sie, wenn es Ihnen nicht schon bekannt ist, gewiß innig anziehen, erschüttern und rühren wird. Frau Hofräthin Schopenhauer ist die angenehmste Frau, die ich je sah, ihre Unterhaltung voller Interesse, und doch von der seltenen Art, die weit weniger zu glänzen, als Andere in das vortheilhafteste Licht zu setzen, und das Ganze leise und unmerklich zu beleben sucht. Auch sie ist in der litterarischen Welt durch mehrere sehr gelungene Arbeiten bekannt; ihre Tochter Adele ist eines von den weiblichen Wesen, die entweder ganz kalt lassen, oder tiefes, unwandelbares Interesse erregen müssen. Was meine eigene Individualität angeht, kann ich nicht mehr über sie sagen, als daß ich wünschte, meine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; ihr Aeußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur. Diese Unbefangenheit und wahre Unschuld des Gemüths, diese kindliche Naivetät bei so seltener, ja ich möchte fast sagen, schauerlichen Tiefe, diese natürliche Gewandtheit im Umgange bei der brennendsten Einbildungskraft, diese stille Herrschaft über sich selbst bei der bewundernswürdigsten Leichtigkeit sich jedes Talent zu eigen zu machen, und bei so vielen Anlässen zur Eitelkeit diese aufrichtige, ungezwungene Bescheidenheit — bilden ein Ganzes, dem wenig Mädchen unserer Zeit gleichen werden. Gestehen Sie, Fräulein Mimi, daß ich Sie selbst für eine der vorzüglichsten halten muß, da ich es wage, Sie mit einer so langen Lobrede auf eine Ihrer Schwestern zu unterhalten. Wenn Sie mir Ihr Versprechen halten, mich zu besuchen, werde ich Ihnen ausgeschnittene Phantasieen von dieser Adele zeigen, deren

Anblick mir noch immer den reizendsten Genuß gewährt, aber aus den Händen gebe ich sie nicht."

„Die dritte Dame, mit der ich das Vergnügen hatte, von Ihnen zu sprechen, ist Frau von Spiegel, in deren Hause ich ebenfalls viele vergnügte Stunden verlebt habe, und die Ihrer mit vieler Freundschaft gedenkt. Goethe war diesmal abwesend, welches ich, wie Sie denken können, sehr bedauert habe. Ich hatte indeß schon früher vor zwei Jahren das Vergnügen, ihn in seinem Hause kennen zu lernen. Er mochte mir die aufrichtige, herzliche und folglich unbefangene Verehrung und Liebe, die ich zu ihm trage, in den Augen lesen, und so wohl selbst freundlich gegen mich gestimmt werden, denn er gönnte mir eine recht lebhafte Unterhaltung von mehr als einer Stunde. Sie wissen, bei großen Herren, und also mit noch mehr Recht, bei großen Männern, wird man durch eine so lange Audienz schon ganz stolz."

Daß Pückler früher bereits Goethe persönlich in Weimar kennen gelernt hatte, ist in dem vorhergehenden Briefe schon gesagt. Pückler bewunderte ihn aufrichtig, und schilderte mit Wärme den Eindruck, den Goethe's Erscheinung auf ihn gemacht hat. Dieser fühlte auch große Sympathie für Pückler, bestärkte ihn in seiner Liebe zur Natur, und regte ihn an zu seinen späteren Parkschöpfungen, von denen er einige kleine Proben mit Freude gesehen hatte. „Verfolgen Sie diese Richtung," sagte ihm Goethe beim Abschied, „Sie scheinen Talent dafür zu haben: die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will."

Es war dies zugleich auch wie eine persönliche Prophezeihung für Pückler, denn die Natur bereitete ihm weit mehr Freude im Leben, als die Menschen es thaten! —

Hatte Pückler bisher inmitten all dieser Anregungen

seinen Blick weniger auf die allgemeinen Zustände gerichtet, so kam nun die Zeit heran, deren bewegte Stimmung, deren gemeinsame Begeisterung und deren nationaler Aufschwung ihn nicht unberührt lassen konnte. Der deutsche Befreiungskrieg war es, der wie ein segensvoller Sturmwind alle edlen Gefühle der Nation aufrüttelte. Auch Pückler's ritterliches Herz wurde tief ergriffen von der allgemeinen Bewegung; er brannte darauf, mit in den Kampf zu ziehen, und fühlte sich zugleich als Haupt einer der ersten Familien des Landes, und als erster Standesherr der Lausitz doppelt verpflichtet, als ein Beispiel für die Anderen dazustehen. Als der glänzende Ausgang des russischen Krieges neue Hoffnungen in Deutschland erweckte, und die Russen in Berlin einzogen, eilte Pückler dorthin, um dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein; er übergab dem General Czernitscheff ein Schreiben an den Kaiser Alexander von Rußland, in welchem er ihm den Vorschlag machte, er wolle ein Freikorps in der Lausitz errichten, und hiezu um seine Genehmigung und öffentliche Autorisation nachsuchte. Vergebens aber sah Pückler wochenlang der Antwort entgegen; endlich des Wartens müde, konnte er seine Ungeduld nicht länger bezwingen, und bat den General Grafen Wittgenstein, ihn als Freiwilligen in seiner Suite aufzunehmen. Doch auch dieser Plan sollte sich nicht erfüllen, denn wenige Tage vor Wittgenstein's Abreise wurde Pückler vom Nervenfieber befallen, an dem er mehrere Wochen darniederlag. Noch kaum hergestellt, wollte er eiligst in das Hauptquartier der Verbündeten abreisen, als er auf seinen Gütern, durch die sein Weg ihn führte, schon wieder die Franzosen fand, und wenige Tage später die Schlacht von Bautzen ganz Sachsen von neuem Napoleon unterwarf.

Er war nun auf tausend Arten in seinen Besitzungen

in Anspruch genommen, die für den Augenblick zu verlassen beinahe unmöglich erschien, da sie überall seine Fürsorge und Hülfe erforderten. Während des Waffenstillstandes schickte ihm der General Berthier 4000 Mann Würtemberger unter den Generalen Normann und Döring, mit dem Befehl, nicht aus der Gränze der Herrschaft Muskau zu gehen; diese Truppen vernichteten muthwillig alles, was sie vorfanden, auf viele Jahre hinaus. Zu all dem Unglück kam noch das furchtbare Nervenfieber, das die Landleute zu Hunderten dahinraffte, und die Dörfer traurig verödete. Pückler sah dem Ruin seines Vermögens entgegen.

Als der Krieg neu begann, ging er daher nach Bautzen, um den schwer gedrückten Muskauern einige Hülfe zu verschaffen, traf aber dort den Kaiser Napoleon, der ihn verhaften, und wegen seiner Berliner Beziehungen scharf verhören ließ. Man behandelte ihn wie einen Missethäter, und führte ihn von einer Militairbehörde zur anderen, bis er endlich dem General Radet, damals Grand Prévost der Armee begegnete, den er von früher kannte, und der ihn auf die Fürsprache der Landesältesten bis auf weitere Untersuchung freiließ.

Die folgenden Weltereignisse veränderten die Situation, und sogleich nach der Schlacht von Leipzig eilte Pückler, auf's neue dem Vaterland, seine Dienste anzubieten. Er bat den General Thielemann, ihn in einer Art als Freiwilligen anzustellen, wo er sogleich in Thätigkeit treten könne. Gleichzeitig schlug ihm der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Repnin, vor, eine Abtheilung Landwehr bei sich zu errichten; da er aber durch die Folgen des Krieges und eine ungeheure Schuldenmasse in eine Lage versetzt war, die ihm die Auftreibung der hiezu nöthigen bedeutenden Geldmittel ganz unmöglich machte, und ohnehin gewiß sein mußte, nach den entsetzlichen Verheerungen des Nerven-

fiebers auf seinen von jeher nach ihrem Umfang unverhältnißmäßig gering bevölkerten Besitzungen nur wenig Dienstfähige zu finden, und da er andrerseits fürchtete, mit langsamer Organisation im Lande viele Zeit zu verlieren, während seine Landsleute sich täglich mit dem Feinde schlugen, so zog er es vor, die Stelle eines Generaladjutanten beim Herzog von Weimar anzunehmen, wo er schneller in's Feuer zu kommen hoffte.

Man rückte nun nach den Niederlanden vor, wo sich für Pückler Gelegenheit darbot, sich durch Waffenthaten sowohl als entschlossene Thätigkeit auszuzeichnen. In dem Bülow'schen Armeekorps focht er in mehreren hitzigen Gefechten bei Antwerpen; mit den Engländern war er bei dem Sturm auf das Dorf Merxen, mit den Russen machte er unter General Geismar alle die glänzenden Affairen mit, bei denen dieses Korps engagirt war. Bei dem Gefecht von Kassel, wo ein Major Namens Borge an Pückler's Seite erschossen wurde, und von sechs Offizieren, die sich mit ihm an der Spitze der sächsischen Schwadron befanden, nur er selbst und ein Herr von Schellerstein unverwundet blieben, entwickelte er eben so viel Umsicht als Tapferkeit. Einem französischen Husarenobersten, der weit vor die Fronte vorgekommen war, ritt er ganz allein entgegen, den angetragenen Zweikampf unbedenklich annehmend, während die beiderseitigen Truppen ruhig zuschauten. Eine Zeitlang kämpfte Pückler mit ihm, zuletzt stürzte sein Gegner vom Pferde, und Pückler verfolgte ihn nicht weiter. Bei der Affaire von Kassel wurden sechs Kanonen erobert, die Pückler allein durch die feindlichen Haufen glücklich nach Tournay brachte.

Später, als er nicht mehr als 120 Pferde bei sich hatte, wurde er von 700 Mann und 4 Kanonen angegriffen, wo er sich so lange gut hielt, bis mehrere Gegen-

stände, worunter eine bedeutende Summe Geld, das für die Verbündeten erhoben war, glücklich gerettet werden konnten, dann aber, als er von allen Seiten plötzlich abgeschnitten, und vom Korps des Generals Maison umgeben, schon für gefangen angesehen wurde, gelang es ihm, durch einen wohlberechneten forcirten Nachtmarsch sowohl die 120 Pferde mit dem geringen Verlust einiger Gebliebenen und Verwundeten, als auch die neuangeworbenen und noch sehr wenig eingeübten 500 Jäger wohlbehalten zum Hauptkorps zurückzubringen.

Als Pückler mit seiner Beute in das Hauptquartier des Herzogs von Weimar zurückgekehrt war, wurde er mit einer preußischen Escadron von dem Generallieutenant von Borstell nach Brügge geschickt, um während der Verwaltung der Niederlande durch den Herzog von Beaufort das Departement de la Dyle als Militair- und Civilgouverneur so weit zu organisiren, daß es militairisch benutzt werden könne, und wo möglich eine freiwillige Bewaffnung daselbst zu beginnen. In wenig Wochen gelang es ihm, nicht nur die vielfach gestört gewesene Ordnung wiederherzustellen, sondern auch ein Freikorps von 500 Jägern anzuwerben, das er größtentheils durch freiwillige Beiträge einkleidete und bewaffnete. Ein Ehrengeschenk von tausend Napoleons, das ihm in gerechter Anerkennung seiner Verdienste die Stadt Brügge aus Dankbarkeit machte, überschickte er großmüthig dem General von Borstell zur Vertheilung unter seine Division.

Pückler empfing für seine Waffenthaten mehrere Orden, worunter der Wladimir, und wurde zum Oberstlieutenant befördert.

Nach dem Frieden von 1814 sandte ihn der Herzog von Sachsen-Weimar als Kourier nach Paris an den

Kaiser Alexander. Darauf trat er aber wieder in die Freiheit und Unabhängigkeit des Privatlebens zurück, befriedigte vorerst seinen Wunsch, England zu besuchen, das er nach allen Seiten hin gründlich studirte, und kehrte im April 1815 wieder nach Muskau zurück.

Vierzehnter Abschnitt.

Seltsamkeiten. Luftschiffahrt. Mitternächtlicher Besuch in der Familiengruft. Heirathsgedanken. Reichsgräfin Lucie von Pappenheim; ihre Tochter Adelheid; ihre Pflegetochter Helmina. General-Konsul Sigismund Dehn. Verlobung mit Lucie.

Immer größer wurde das Aufsehen, welches Pückler überall durch seine Persönlichkeit erregte, durch seine geistige Bedeutung sowohl, die ihn den Ausgezeichnetsten und Besten verknüpfte, als auch durch seine Sonderbarkeiten, um derentwillen die Menge ihn anstaunte. Er liebte Aufsehen zu erregen, und er that dies durch seine Kleidung, durch seine tollkühnen Reiterstücke, durch tausend Ungewöhnlichkeiten. In Berlin sah man ihn zuweilen in einem Wagen mit vier Hirschen bespannt, die er sich im Muskauer Park gezähmt hatte, die Linden entlang fahren. Er that alles, was ihm beliebte. Plötzlich ließ er an einer Straßenecke den Wagen still halten, und vertiefte sich stundenlang in das Lesen eines Buches, ungestört um die Menge, die sich um ihn versammelte, und mit neugierigen Blicken seine phantastische Kleidung musterte.

Einen muthwilligen Streich führte Pückler gegen einen Geistlichen aus. Er fuhr einen ehrwürdigen Prediger im Muskauer Park spazieren, als ein unerwarteter Platzregen beide gänzlich durchnäßte. Pückler war hiegegen sehr gleichgültig, aber der Prediger seufzte und klagte. Da erklärte

Pückler, er wolle Rath schaffen: er fuhr bei einem seiner Förster vor, und überredete seinen Begleiter, er solle, um seine Gesundheit zu schonen, die nassen Kleider ablegen, und während man diese am Feuer trocknete, und da kein passender männlicher Anzug vorräthig sei, das Sonntagskleid der Frau Försterin anziehen. Als diese Umwandlung stattgefunden, meinte er, sie wollten nun in der wieder warm und freundlich scheinenden Sonne ein wenig weiter im Park umherfahren, wo es ja so einsam sei, daß niemand ihnen begegnen werde. Der geistliche Herr willigte ein. Kaum waren sie aber eine Strecke von dem Försterhause entfernt, als Pückler den Pferden die Zügel schießen ließ, und aller Bitten seines Begleiters ungeachtet, mit diesem in die Stadt hinein und einigemale um die Kirche herumfuhr, wobei die Straßenjugend erstaunt der komischen Maskerade zujauchzte. Dann ging es von der anderen Seite wieder aus der Stadt hinaus, und auf Umwegen nach dem Försterhause zurück, wo dann die Sachen in der That getrocknet waren, und die Försterin ihren Staatsanzug, und der Prediger sein geistliches Kleid zurück erhielt.

In Weimar führte Pückler einen anderen Streich aus. Es fand dort ein Hofball statt, zu dem er nicht eingeladen war. In der kleinen Residenz ging es einfach her. Viele der Gäste stellten sich bei dem schönen Wetter zu Fuß ein. Da bricht ein Gewitter los. Der Regen ergießt sich in Strömen, und es ist kein Ende abzusehen. Die Damen treten in ihrer leichten, eleganten Toilette aus dem Korridor in die Säulenhalle. Man ruft nach Miethskutschen, deren mehrere bereit stehen. Die Kutscher aber antworten nicht auf den Ruf. Man ruft zum zweitenmal, angstvoll und dringend. Da lautet die Antwort von allen Seiten: „Besetzt!“ und wie ein Echo tönt es wieder: „Besetzt! Besetzt!“ — Pückler hatte alle Wagen für sich miethen lassen.

Den 9. Oktober 1816 stieg er mit dem Luftschiffer Reichard in dessen Luftballon auf, noch kaum von einer schweren Krankheit genesen. Reichard gab seinen Ballon her, Pückler bestritt die Kosten, die sich auf 600 Thaler beliefen. Er hatte so viele Menschen kennen gelernt, sagte er, nun wolle er auch einmal das Reich der Adler sich betrachten. Es war ein wolkenloser Herbsttag. Halb Berlin lief zusammen auf Plätzen und Straßen, um den Grafen Pückler auffsteigen zu sehen. Er hat später in den „Tutti Frutti" eine Beschreibung seiner Fahrt gemacht, mit der ganzen Meisterschaft, die ihm für Naturschilderungen zu Gebote stand. Er giebt uns darin eine genaue Vorstellung von dem seltsamen Gefühl der Einsamkeit, das ihn ergriff, so fern von der Erde, in der geheimnißvoll lautlosen Natur, eingetaucht in ein Wolkenmeer, das ihn wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine „Ossianische Beleuchtung," wie er es nennt.

Nach dieser phantastischen Wolkenreise sehen wir ihn einsam auf dem Stammsitz seiner Ahnen über die Geheimnisse des Todes nachsinnen, und nachdem er sich in die Lüfte erhoben, in die Tiefe des Grabes hinabsteigen. Trotz eines unwillkürlichen Grauens ließ er sich die Fallthüre aufschließen, die mitten in der Kirche zu Muskau zu seiner Ahnengruft hinabführte, und entschlossen, jede Furcht zu besiegen, schickte er herzhaft den Küster fort, und stieg um Mitternacht allein hinab, nachdem zuvor auf seinen Befehl drei Särge geöffnet worden waren. Er erkannte sogleich zuerst seinen Großvater, dann sah er das Gerippe eines Landvogtes, der Feldoberst im dreißigjährigen Kriege gewesen, und eine Frau, die im Leben die schöne Ursula genannt wurde, und nun gar abschreckend aussah in ihrem Mantel von feuerfarbener Seide mit Goldfranzen, der bei der ersten Berührung in Staub zerfiel. Was bei diesem

Anblick in Pückler's Seele vorging, das vermögen seine eigenen Worte am besten auszusprechen: „Es war eine unbeschreibliche Stimmung, in der ich mich befand. Nein, es war nicht Furcht, es war nicht Grausen noch Entsetzen, es war nicht Wehmuth — aber als sei alles dies in mir zu einem unerklärlichen Zustande zusammen gefroren, als sei ich selbst schon ein Todter — so war mir zu Muthe. — — Ich setzte mich hin, und betrachtete die lange Reihe Särge, und die aufgedeckten Todten lange in dumpfer Betäubung; dann fiel ich auf meine Kniee und betete, bis das Eis in meiner Brust in schmerzlich süße Thränen verschmolz. Was von Furcht, Grausen und allen unheimlichen Gefühlen in mir gewesen, es verschwand vor Gott, und stille, sanfte Wehmuth blieb allein zurück. Ich küßte ohne Abscheu meines guten alten Großvaters kaltes Haupt, schnitt eine spärliche Locke von seinem ehrwürdigen Scheitel, und hätte er in diesem Augenblick sich empor gehoben und meine Hand gefaßt, ich hätte mich nicht davor entsetzt.“ — Dann dachte Pückler an seinen eigenen Tod, an sein eigenes Begräbniß. Er wollte sich nicht von seinen Vasallen, sondern von den guten rüstigen Wenden, denen er das Leben leidlich erhalten, indem er ihnen Arbeit gab, hinaustragen lassen auf die Berge, dahin, wo seine liebste Aussicht war, was ihnen als zehnfacher Arbeitstag angerechnet werden solle, und sich dort einsenken lassen. Damals schon hegte er den Wunsch, den er stets beibehielt, seinen Leichnam verbrennen zu lassen. „Dürfte ich dort in Feuer aufgehen, noch besser,“ ruft er aus, „aber ich glaube, die Kirche gestattet es nicht. Sie verbrennt nur Lebende; freilich auch diese schon lange nicht mehr, aber unsere Schuld ist dies, ihre gewiß nicht. Den Schein der Fackeln will ich auch nicht, sondern Sonne, aber Musik darf nicht fehlen; nur keine traurige, lieber moderne Kirchenmusik von Rossini aus Graf Ory zum

Beispiel, oder, wie ich neulich, nach eben eingeführter neuer Agende, das Jägerchor aus dem Freischützen recht brav von der Schuljugend ausführen hörte. — Warum auch Trauer? Gott lebt ja noch, wenn wir auch todt sind, und also ist eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang — kein Tod, sondern nur eine Geburt zu celebriren."

Doch glücklicherweise haben wir uns noch lange nicht mit dem Tode unseres Helden zu beschäftigen, dem das Geschick ein langes Leben beschieden hatte, sondern vielmehr mit — seiner Heirath!

Ja, der Augenblick rückte heran, wo Pückler sich zu vermählen gedachte!

Er hatte in Berlin die Bekanntschaft der Reichsgräfin Lucie von Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg gemacht. Sie war geboren den 9. April 1776 zu Hannover, und vermählte sich 1796, zwanzigjährig, zu Anspach mit dem Reichsmarschall und regierenden Grafen Karl Theodor Friedrich zu Pappenheim, einem schönen stattlichen Kavalier, dem sie auf seine Besitzung Pappenheim folgte. Sie schenkte ihrem Gemahl zwei Töchter und einen Sohn, von denen die beiden letzteren jedoch bald starben. Die Ehe, die glücklich begann, scheint später getrübt worden zu sein, denn nach Verlauf von sechs Jahren, im November 1802, verließ sie Pappenheim, und trennte sich für immer von ihrem Gemahl.

Nun lebte die Gräfin mit ihrer einzig lebenden Tochter Adelheid, die 1797 geboren, damals neunzehn Jahre zählte, und ihrer Pflegetochter Helmina in Berlin.

Die Gräfin Lucie war in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen; eine helle Blondine, mit ausdrucksvollen großen blauen Augen, schön gewölbten Augenbrauen, fein geschnittener leicht gekrümmter Nase, einem besonders lieb-

lichen kleinen Mund, und sehr schöner Gesichtsfarbe. Mit den Jahren nahm sie an Körperfülle zu. Noch jetzt, als Pückler ihr begegnete, war sie eine stattliche Erscheinung.

Außerordentlich geübt in dem Talent, mehreren Damen gleichzeitig den Hof zu machen, brachte Pückler beeifert der Gräfin, ihrer Tochter, und ihrer Pflegetochter seine Huldigungen dar. In Gräfin Lucie fand er eine vollendete Weltdame, mit der tausend Beziehungen der Gesellschaft ihn verknüpften. Sie war neun Jahre älter als er, vierzig Jahre; ein reiches und bewegtes Leben lag hinter ihr; neben vielen Anderen hatte der General Bernadotte, der spätere König Karl Johann von Schweden, der sie zu Pappenheim auf dem Gute ihres Gemahls kennen gelernt, und später im Laufe der Kriegsereignisse in Hamburg und Altona wiedergesehen hatte, eine warme Freundschaft und leidenschaftliche Liebesneigung für sie gefaßt, die sie nicht ohne Erwiederung ließ. Gegenwärtig war sie befreundet mit Johann Baptist Sigismund Dehn, der früher als Banquier in Altona, dann als Königlich Schwedischer Generalkonsul in Berlin lebte. Dehn war von jüdisch-portugiesischer Abkunft, ein Mann von Intelligenz und Bildung, der den Frauen zu gefallen wußte, und befreundet mit dem Staatskanzler Hardenberg, mit General Tettenborn, dem Philologen Friedrich August Wolf und Anderen. Er verwaltete die Geldangelegenheiten der Gräfin, und war ihr zugleich ein geistreicher und antheilvoller Gesellschafter.

Lucie hatte ein vornehm aristokratisches Wesen, voll Feinheit und Formengewandtheit, Adelheid konnte gefallen durch ihre blühende Jugend, Helmina war eigenthümlich anziehend durch liebliche Schönheit und Anmuth.

Alle drei Damen waren angenehm beschäftigt und geschmeichelt durch den Verkehr mit dem schönen, liebenswürdigen und bereits berühmten jungen Grafen. Man

erzählte sich in Berlin, Pückler habe eines Tages einige Freunde befragt: was wohl mehr Aufsehen machen würde, wenn er die Mutter, oder wenn er die Tochter heirathe? Und als er zur Antwort erhielt: die Mutter, habe er am folgenden Tage um die Mutter angehalten.

Ob diese Erzählung auf Wahrheit begründet war, möge dahingestellt bleiben, so viel aber ist gewiß, daß er sich am 20. November 1816 mit Lucie verlobte. Eine Heirath aus Neigung konnte das freilich von Pückler's Seite nicht im entferntesten genannt werden; der unbekannten Prinzessin, deren geträumtes Bild ihn als angenehmes Phantom auf seinen Reisen begleitet hatte, glich sie nicht im geringsten, und Adelen Schopenhauer eben so wenig, auch von den beiden Julien war sie ganz verschieden. Pückler hat oft und wiederholt erklärt, es sei eine reine Konvenienzheirath gewesen, die er eingegangen, und eine zu große Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere habe das Glück des Zusammenlebens zuweilen gestört. Er vertraute einer Freundin, wenn er nicht eine merkwürdig elastische Natur besessen hätte, sich in alles heiter zu finden, was nicht zu ändern ist, so würde er in seiner Ehe bodenlos unglücklich geworden sein, „denn," sagte er, „meine Frau und ich hatten genau dieselben Fehler und Mängel, sie aber noch die Verstellung und Diplomatie vor mir voraus. Das war alles so übel als möglich, und doch liebte sie mich nach ihrer Weise sehr, und ich sie auch aus Dankbarkeit dafür, die ich als Pflicht ansah, und aus Gewohnheit, die viel Macht auf mich ausübt, was man kaum glauben sollte, aber der Mensch bleibt auch sich selbst ein Räthsel, und scheint manchmal aus zehn Anderen zusammengesetzt."

Einer anderen Freundin vertraute Pückler: „Als wir uns heiratheten, war sie zwar, aufrichtig gestanden, etwas verliebt in mich, ich aber nicht im geringsten in sie, und

sagte es ihr auch unumwunden, daß ich unsere Verbindung nur als eine Konvenienzheirath ansähe, und mir jede Freiheit vorbehielte. Im Verlauf der Jahre haben wir aber, wie ich wohl sagen darf, uns gegenseitig so sehr achten und lieben gelernt, daß unser Bund für Freundschaft und Vertrauen unauflöslich geworden ist."

Gegen eine dritte Freundin äußerte sich Pückler in den letzten Jahren seines Lebens wie folgt: „Solcher Art (Konvenienzheirath) war meine frühere Heirath, und ich habe alle Ursach gehabt, damit zufrieden zu sein. Wir sind immer, bis der Tod uns trennte, die besten Freunde geblieben, und selbst unsere Scheidung war eine gemeinschaftliche Konventionssache, die uns nicht im geringsten trennte. Mein ganzes Leben enthält überhaupt viel Originelles, und so hatte auch meine Heirath das Eigenthümliche, daß nicht ich bei meiner nachherigen Frau um sie anhielt, sondern sie bei mir um mich. Sonst hätte ich auch schwerlich je geheirathet."

Alle diese Mittheilungen, wenn sie auch in Einigem von einander abweichen, sind gewiß ganz aufrichtig, und bezeichnen nur bald mehr die eine, bald mehr die andere Stimmung der Gefühle Pückler's für seine Gattin. Ohnehin war er eine so sensitive Natur, daß in allen seinen Beziehungen ein beständiges Mehr oder Weniger, eine fortwährende Ebbe und Fluth herrschte.

Daß Lucie vom Beginn ihrer Bekanntschaft an, großes Wohlgefallen an Pückler fand, kann nicht bezweifelt werden. Aber an ein großes Herzensfeuer, das all ihr Wesen in Gluth versetzte, ist auch wohl von ihrer Seite nicht zu glauben, denn sonst würde sie unter solchen Bedingungen, wie sie Pückler angiebt, grade wenn sie ihn geliebt hätte, nicht eingewilligt haben, die Seine zu werden, denn sie konnte sich darüber keinen Augenblick täuschen, daß sie keine

ausschließliche Liebe — wie wahre Liebe sie verlangt — von ihrem künftigen Gatten zu erwarten habe.

Ein günstiges Bild von Luciens Erscheinung entwirft Rosa Maria, die sie 1814 in Altona kennen lernte, in einem Briefe an ihren Bruder Varnhagen aus Altona, den 24. Oktober 1814, in dem es heißt:

„Die Bekanntschaft mit der Gräfin Pappenheim kann mir in der Folge manche Freude gewähren, ich habe sie bis jetzt zwar nur wenig und beinahe gar nicht allein gesehen und gesprochen, so daß ich wenig mehr als ihr äußeres Wesen beobachten konnte; sie hat einen äußerst feinen Ton, spricht schön Deutsch und Französisch, und scheint mir sehr fein, klug, unterrichtet, und durch Umgang äußerst polirt und abgeglättet; sie lebt von ihrem Manne getrennt, welcher, glaube ich, in bairischen Diensten ist. Ich habe eine sehr gute Meinung von ihr, denn daß Herr Dehn sie rühmt, und daß sie seine Freundin ist, spricht für sie, so wie auch, daß sie ihre Kinder, eine eigne und eine Pflegetochter, sehr gut erzieht. Ob ich in ein näheres Verhältniß mit ihr kommen werde, weiß ich noch nicht, doch kann es auch ohne dies ein angenehmer, freundlicher Umgang für mich werden. Bei solchen Menschen, die so ganz den Weltton inne haben, kömmt beinahe immer der Verstand eher zum Vorschein, als das Gemüth, ich habe dieses auch an Dehn erfahren, von dessen Verstand ich gleich eine sehr hohe Meinung bekam, ehe ich wußte, was ich übrigens von ihm halten sollte, erst später hatte ich Gelegenheit, seinen wahrhaft liebenswürdigen Charakter und sein Gemüth zu erkennen."

Ueber Dehn urtheilt Rosa Maria in einem früheren Briefe aus Altona vom 26. März 1810, gleichfalls an Varnhagen, wie folgt:

„Von Herrn Dehn habe ich noch immer eine sehr hohe Meinung, alles, was er sagt, ist gut und sinnvoll, noch nichts Fades, Flaches habe ich von ihm gehört, das Meiste, worüber ich bis jetzt mit ihm gesprochen habe, ist über Bücher, worüber wir aber oft nicht übereinstimmen, jedoch mag er für sich Recht haben, wie ich für mich; über Goethe und Schiller urtheilt er recht gut, besonders sagt er über Schiller viel Wahres, der „Faust“ ist ihm von Goethe's Stücken das Vorzüglichste, und ich glaube, er weiß ihn beinahe auswendig. Ueberhaupt aber scheint mir Dehn ein Mann, bei dem der Verstand mehr zum Vorschein kommt wie das Gemüth, und dies Gepräge haben auch seine Urtheile über Bücher, und wie es scheint, auch über Menschen. Einige wollen ihm Arroganz Schuld geben, ich habe aber bis jetzt noch nichts an ihm bemerkt, was ich so nennen möchte, es ist vielleicht vielmehr seine gewiß unläugbare Ueberlegenheit über Viele, die Manche empfunden und so genannt haben, auch würde ich es ihm allenfalls verzeihen, wenn er sich etwas mehr einbildete, als Recht ist, da er wirklich alles durch sich selbst, alles durch eigene Kräfte erlangt und sich erworben hat, Vermögen sowohl wie Kenntnisse. Ein großer Hang zum Spott ist hervorstechend in ihm, und dieser, glaube ich, ist auch mit Schuld daran, daß ich eine gewisse Furcht vor ihm bis jetzt noch nicht überwinden konnte. Im äußeren Betragen besitzt er eine außerordentliche Gewandtheit, und recht, was man guten Ton und feine Lebensart nennen kann, worüber sich jedoch nicht zu wundern, da er mit vielen Menschen aus den höheren Ständen in Berührung kommt. Du wirst diese Schilderung sehr unvollkommen finden, denke aber, daß ich ihn noch nicht drei Wochen kenne. Herr Dehn hat vielleicht gute und schlimme Seiten, die ich vielleicht gar nicht im Stande bin, zu erkennen; ich will überhaupt nicht

gesagt haben: so ist es, sondern vielmehr: so kommt es mir bis jetzt vor."

Bevor Lucie zu einer ehelichen Verbindung mit Pückler schreiten konnte, mußte ihre Ehe mit dem Grafen Pappenheim aufgelöst werden; aber, wie schon früher bemerkt, dergleichen war in den damaligen Zeiten leicht zu erlangen. Zugleich hegte sie den Wunsch, ihre Tochter zuvor an den Fürsten Heinrich von Carolath zu vermählen, der sich früher um zwei Schwestern von Pückler vergeblich beworben hatte, so daß eine Scheidung und eine Heirath — und die letztere zu Stande zu bringen, bot beinahe mehr Schwierigkeiten dar, als die erstere — Luciens Bund mit Pückler vorausgehen sollte.

Fünfzehnter Abschnitt.

Muskau. Landschaftsanlagen. Der Park. Eigenthümliche Bräutigamsbriefe. Verschönerungsplane für Muskau. Ausgaben. Wunsch nach Orden. Wunsch wieder als Student zu reisen. Wunsch wie Graf von Gleichen zu leben. Heirath.

Als Verlobter kehrte Pückler nach Muskau zurück, wo er schon längere Zeit sich mit Leidenschaft der landschaftlichen Verschönerung seiner Besitzungen gewidmet hatte, wozu ihm der Aufenthalt in England doppelte Anregung gegeben, und die er nun um so eifriger betrieb, da er seinen Ehrgeiz darein setzte, daß seine Gemahlin einen guten Eindruck von denselben empfangen, Schloß und Gärten in bestem Zustande finden sollte.

In der That hatte Pückler's schöpferischer Geist in Muskau Wunder geleistet; der Park war unter seiner leitenden Hand ein wachsendes, rauschendes, blühendes, duftendes Gedicht geworden, und übertraf nach der Aussage aller Kenner alles, was Altengland in solcher Art darbietet, alles was Deutschland besaß. Und bei diesem eigenthümlichen und genialen Wirken hatte Pückler auch alle die Geduld und Beständigkeit, die ihm bei Anwendung so mancher seiner anderen Gaben fehlte, und scheute keine Anstrengungen und Mühen, um seine Schönheitsideale zu verwirklichen. Varnhagen spricht in einem Briefe von Muskau mit den Worten über Schloß und Gärten: „wo jeder Schritt über die

Schwelle zu Laubengängen, zu Blüthensträuchern und Wiesenteppichen führt, die reizendsten Nah- und Fernsichten den Blick anziehen, jede Stimmung ihre Gegend, jede Richtung ihre geschmückte Bahn findet, der Raum sich für jede Bewegung reichlich erstreckt, und überall auch die Wildniß Ordnung und Pflege verräth, wie gastlichen Schirm anbietet."

Zugegeben, daß Pückler ein Sonderling, ein Libertin, ein Roué sein konnte, daß die Verderbniß der Gesellschaft ihn zuweilen in ihre Tiefen hinabzog, aber wenn er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Natur verweilte, in Gärten und Wäldern seinen Arbeitern Anleitung gab, seine dichterisch künstlerischen Eingebungen auszuführen, da konnten nur gute, edle Gedanken und Gefühle sein Herz und seinen Geist beherrschen, da gehörte er, geläutert von dem Feuer des Schönen, zu den Besten, zu den Höchsten, zu den Genialsten.

„Manchmal denke ich auch," schrieb Pückler einmal an Varnhagen über seine Landschaftsarbeiten, „es sei Schade, wenn die Umstände (Verhältnisse, schlechte Zeiten u. s. w.) mir nicht erlaubten auszuführen, was im Reich der Phantasie schon ziemlich als ein Ganzes vor mir steht, denn meine Pläne *sind* groß, das wenigste davon erst anschaulich, obwohl viel vorbereitet, und die Undankbarkeit des Lokals in vieler Hinsicht würde, völlig überwunden, ihnen vielleicht nur zur besseren Folie dienen — aber solcher Gedanke ist nur eine menschliche Eitelkeit! Die Natur selbst giebt uns hierüber die beste Lehre. *Sie* schafft ewig fort, setzt aber keinen Werth auf ihre Werke. Was *eine* Kraft vielleicht noch nicht vollendet, zerstört schon die andere wieder, ja ihre höchsten Schönheiten stellt sie oft im Verborgenen aus, und unter dürren Sand verdeckt sie ihr Gold. Es genügt ihr, fort und fort immer neu zu schaffen, nur das große Kunstwerk, das All, bleibt beständig. So im geringeren Maßstabe geht es wohl auch dem Künstler. Nicht um des Ge-

winnstes, nicht um Dank, nicht um der Eitelkeit willen, ja nicht einmal um den Besitz arbeitet er. Es ist das Werk selbst, das ihn begeistert. Wie oft kann er nie den Raum gewinnen, es in äußerer Erscheinung ganz nach Wunsch zu verwirklichen, und ist es vollendet, entschwindet es vielleicht auf immer seinen Blicken — aber in seinem Gemüthe lebt es dennoch fort mit heiligem Genuß, und begeistert zu neuen Schöpfungen. So viel ist gewiß, es giebt nur zwei Dinge auf dieser Welt, die etwas werth sind: aus sich selbst etwas schaffen, oder in seltneren seligen Momenten seine Individualität verlieren im Allgemeinen, in Gott — sich auflösen in Liebe. Hier berührt der Mensch die entgegengesetzten und doch zusammenhängenden Pole ewiger Thätigkeit und unendlicher Ruhe."

Pückler hatte bei seinem Werk alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die durch jahrelange Vernachlässigung und durch die wenig günstige Gegend, sowie durch das nordische Klima, hervorgebracht wurden.

Lucie beinahe täglich von seinen Arbeiten in Muskau brieflichen Bericht abzustatten, ließ sich Pückler eifrigst angelegen sein, und diese unerschöpfliche Mittheilungslust ihres Bräutigams durfte ihr schmeicheln; aber konnte sie dieselbe dafür entschädigen, daß er ihr zwar alle liebenswürdigen Rücksichten eines Ritters, aber nichts von der Zärtlichkeit eines Liebhabers bezeigte?

Wie Pückler sich in allen Dingen als ein seltsames Original erwies, so auch in seinen Bräutigamsbriefen. Alles ist darin eher zu finden als Liebe. So schreibt ein leidenschaftlicher Gärtner, Forstmann, Baumeister, Küchenmeister, Tapezier, Wagner, Koch, aber kein Liebhaber. Diese Briefe sind eine psychologische Merkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art ist. Man sollte oft glauben, wenn man sie liest, der Zweck seiner Heirath sei nur, mit Lucie zusammen, der er

beständig Aufträge an Kaufleute und Handwerker giebt: Schloß und Gärten von Muskau in Stand zu setzen; man sollte oft glauben, es sei ein Intendant, ein Geschäftsführer des Grafen Pückler, nicht er selbst, der an die Gräfin Pappenheim schreibt. Es war das Gegentheil von: une chaumière et son coeur: ein Schloß und kein Herz! — was er ihr bot. Was er ihr daneben Persönliches mittheilt, ist eine Reihe von Untreuen, die er ihr mit bewundernswerther, bis zum Aeußersten getriebener Aufrichtigkeit in furchtbarer Ausführlichkeit beschreibt. Schwerlich konnten Lucie einige graziöse Artigkeiten, wie etwa die folgenden, hiefür entschädigen.

„Votre charmant billet, trop aimable Lucie," schreibt er ihr einmal, „est écrit de manière à me rendre cent fois plus amoureux que vous ne le serez jamais. Je ne saurais vous exprimer combien je suis touché de votre excellent coeur, de l'amabilité de votre esprit, et des grâces de votre caractère, qui est bien plus original que le mien."

An einer anderen Stelle heißt es: „Laß mich Dir wiederholen, beste Freundin, daß Du auch nicht das geringste Unrecht gegen mich abzubüßen hast, und daß ich im Gegentheil der undankbarste aller Menschen sein müßte, wenn ich so viel Liebe und Güte nicht auf immer nach meinen besten Kräften erwiedern wollte."

Konnte es ihr angenehm sein, wenn er ihr sagte:

„Une belle femme est un bijou,
Une bonne femme est un trésor!"

und damit andeutete, daß er sie doch nur zu den letzteren rechnete? Und wenn er ihr schreibt, er bilde nach Möglichkeit an den Muskauer Damen, um sie tafelmäßig für seine Gemahlin zu machen, so mochte wohl Lucie, nach den Bekenntnissen, die sie früher von ihm empfangen, leicht

fürchten, er bilde mehr an ihnen als nöthig sei. Da war ihr denn vielleicht noch lieber, wenn er sich für Park und Ameublement begeisterte, und sie von diesen, von Wagen, Pferden, Silberzeug u. s. w. unterhielt. Läugnen läßt sich übrigens nicht, daß er auch auf alle diese Dinge seinen künstlerischen Schönheitssinn übertrug, und sie dadurch veredelte. Es schwebte ihm stets ein harmonisches Ganze vor, das er um jeden Preis, auch die größten Kosten nicht scheuend, erreichen wollte. An wahrem Geschmack konnte ihn keiner übertreffen, kaum jemals ein Anderer erreichen. Mehrmals lud er den Baumeister Schinkel aus Berlin zu sich ein, um den Rath des genialen Mannes zu vernehmen, der seinerseits den Schöpfungen Pückler's Bewunderung zollte.

Ziemlich blasirt für Menschen, schwärmte er im Reich der Phantasie für die Ausführung seiner Pläne. Er wollte einen herrlichen Saal mit in Paris angefertigten Gipsabgüssen der berühmtesten antiken Statuen einrichten lassen, die inmitten von schönen Gewächsen und Blumen auf grünem Blätterhintergrund sich sanft abheben sollten. Auch dachte er daran, von Dannecker, dessen Ariadne ihn einst in der Werkstatt des Meisters so entzückt, sich eine zweite Ausführung dieses Kunstwerkes zu bestellen. Alle fremden und einheimischen Künstler sollten nach Muskau hingezogen werden, durch eine Sammlung von seltenen Werken, wie sie kein anderes Schloß darböte. Aber auch in Wunderlichkeiten gefiel er sich: neben dem Künstler wollte auch der Sonderling sein Recht haben: so nahm er eigens einen Mann in Dienst, der im Park den Einsiedler spielen, und eine Kutte tragen mußte. Eine englische Chaise und einen englischen Kutscher betrachtete er als größtes Labsal des Lebens, wie es überhaupt auffallend ist, daß Pückler an standesgemäßem Glanze und vornehmem Luxus eine kindliche Freude hatte,

wie sie sonst weit mehr die Parvenues als die wahrhaft Vornehmen zu haben pflegen. Vielleicht kam das aber dadurch, daß er sich noch der Zeit erinnerte, wo er als Sekretair Hermann sich selbst die Stiefel putzen mußte!

„Nie habe ich mich auf etwas mehr gefreut," schreibt er an Lucie, „als auf die Gläser aus Boppart. Ich fühle bei dieser Gelegenheit ordentlich wieder kindische Regungen in meinem veralteten body, und beschwöre Dich, ja diese Gläser keinen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren."

„Lasse mir ja die Fenster nicht im Stich," schreibt er den 27. Mai, „das würde mich tief betrüben."

Dabei gab er natürlich das Geld mit vollen Händen aus; in zwei Monaten allein verbrauchte er 36,000 Thaler. Hundert Thaler verwandte er täglich allein für den Tagelohn der zweihundert Arbeiter, die er in den Anlagen beschäftigte, ohne die Ausgaben für die nöthigen Materialien von Holz, Steinen u. s. w. mitzurechnen. Wenn die Ausgaben bis auf eine schwindelnde Höhe stiegen, wurde er wohl auf einen Augenblick bedenklich.

„Im Uebrigen," schreibt er an Lucie, „bestelle an Silber, Porzellan, Meubles und dergleichen ja nichts mehr, da wir schon mehr als zuviel haben und im Grunde doch alles das Zeug wenig bleibenden Genuß gewährt. Ich habe es mein ganzes Leben hindurch leider gefühlt, wie man sich das ganze Leben verbittert, wenn man immer den Zuschnitt größer macht, als das Zeug reicht. Man will alles haben, und hat dann gar nichts, da hingegen, wenn man sich einen Grad geringer stellt als man könnte, man eine unbezwingliche Schildwache vor jeden Genuß stellte, die Sicherheit genannt, ohne die keine Freude denkbar ist, wie schon das Schwert des Dionisius beweist. Dehn hat also sehr recht, und im Herzen habe ich ihm auch immer Recht gegeben, wenn er uns warnt. Ich spreche wie ein Philosoph, und

habe bisher gehandelt wie ein Narr. Dies war auch von seiner eigenthümlichen Seite betrachtet wieder recht gut, so lange ich ein lustiger Narr war. Da ich aber nun ein trauriger Narr zu werden anfange, so ist es rathsam zu versuchen, ob ich nicht durch das Streben nach Weisheit den verlorenen Frohsinn am sichersten wieder erreiche."

Solche Bedenklichkeiten dauerten aber eben nur einen Augenblick, da die unwiderstehliche Schaffenslust ihn wie eine Syrene auf ihrer Bahn weiterzog. Die Anlage von Muskau kostete, wie er einmal sagt, nahe an 50,000 Thaler, und würde bis zu ihrer Vollendung noch einmal so viel kosten. Etwas später bekennt er, daß er auf den Park allein bereits 200,000 verwandt habe.

Wie großartig seine Bauplane für Muskau waren, geht daraus hervor, daß er im Jahr. 1817 im Juni an Lucie schreibt, daß er in diesem Jahre bauen müsse, und bereits gebaut habe:

1. Einen großen Bauhof, mit zwei Bauschuppen und dem Hause für den Bauvogt.
2. Einen hohen Ofen und Eisenhammer.
3. Die Hälfte der Gebäude bei der neuangelegten Glashütte.
4. Eine neue Scharfrichterei.
5. Ein Gärtnerhaus im Park über der Neiße.
6. Ein Malz- und Brauhaus.
7. Eine neue Ziegelei.
8. Eine herrschaftliche Schmiede im Park.
9. Ein langer Zaun mit Pfeilern um den Küchengarten.
10. Ein Flügel des Schloßvorwerks im Park.
11. Die Dekorirung und Veränderung des Stalles.
12. Die Reitbahn.
13. Die Wagenschuppen.

14. Dekorirung und Veränderung des alten Schlosses, oder Amthauses.

15. Dekorirung und Veränderung des Gewächshauses.

16. Veränderung des alten Malzhauses zu einem Orangeriekonservationshaus.

17. Veränderung und Dekorirung der Mühle.

18. Eine Brücke über die Neiße.

19. Bauten verschiedener Art am Schloß.

20. Eine eiserne Brücke über den Schloßteich.

21. Die Schleuse am Kanal aus der Neiße.

22. Ein Badehaus.

23. Eine alte Warte im Park.

24. Eine alte gothische Kapelle im Park.

25. Drei oder vier bedeckte Ruhesitze.

26. Eine Cottage für uns auf englische Art.

27. Drei Gartenwächterhäuser.

28. Dekorirung und Veränderung des Jagdhauses.

29. Zwei Zaunwächterhäuser.

30. Dekorirung und Veränderung des Concordienhauses.

Die Einrichtung bestand als er heirathete aus folgendem Hauspersonal:

1 Haushofmeister
1 Offizier
2 Kammerdiener } macht vier Personen in Civilkleidung.

2 Jäger
2 Bediente } vier Personen in Livrée.

Außerdem ein Koch, welcher zugleich Tapezierarbeiten machte. Zwei Kutscher und eine Menge Stallleute. Die Gräfin hatte vier Dienerinnen, einen Kammerdiener und einen Portier.

Den 17. Mai 1817 schrieb Pückler hierüber an Lucie:

„Ich empfehle Dir die vorhin aufgestellte Regel: que les gens d'esprit ne s'occupent pas des sottises qu'ils

ont fait. Wir werden zweifelsohne noch einige machen, meine Ahndung, die untrügliche, sagt mir aber, es wird alles vom Himmel zum Besten gekehrt werden. Wir sind beide zu vornehm geboren, um arm zu sterben, und unsere Art der Verschwendung macht zu viele Menschen froh, als daß die Nemesis uns strafend ereilen sollte."

Daß Muskau einen glänzenden Eindruck bei ihrer Ankunft auf Lucie mache, war ihm eine Lebensfrage, wie wenn sie nur um Muskau's willen heiratheten, wie wenn alles übrige nebensächlich sei. Er suchte auch deshalb in seinen Briefen darauf hinzuweisen, sie solle sich keine zu großen Vorstellungen machen, damit die Wirklichkeit sie nicht enttäusche; es könne mit der Zeit schön werden, noch sei aber alles verfallen und vernachlässigt. Er dachte sich aus, sie solle zuerst nach dem Jagdhaus kommen, und Abends dann das ländliche Fest und die Illumination in Muskau stattfinden. In seinem englischen Wagen, dem Curricle, mit vier Pferden bespannt, die er selbst lenken wollte, sollte Lucie von ihm bei Fackelschein nach dem Schlosse gefahren werden, im Triumphe eingeholt, während Schloß und Park in täuschender feenhafter Beleuchtung ihr entgegenglänzten. Den anderen Tag, fürchtete er, würde ihr dann freilich beim Erwachen alles schaal gegen das zauberische Nachtbild abstechen, welches das Unvollkommene gütig bedeckte. Aber der erste Eindruck sei wenigstens gewonnen, und das bleibe denn doch die Hauptsache.

Als Vorbereitung für dieses Fest setzte er seine Generalproben fort, indem er die Nachbarschaft zu sich zu Bällen und Theatervorstellungen einlud, immer kokettirend, immer tausend Spiele der Neigung, des Wohlgefallens, des Scherzes und der Neckerei verflochten. Ein anderes Spiel, das seine Phantasie beschäftigte, war der Wunsch nach einem schwedischen Orden, den, wie er hoffte, Lucie durch ihre

Beziehung zu Bernadotte ihm verschaffen sollte. Dann wieder, von der Sehnsucht nach Einsamkeit und Einfachheit ergriffen, ließ er sich einen Paß als Leipziger Student ausstellen, um allein eine Fußreise in den Spreewald zu machen, und er war sehr betrübt, als die dringenden Geschäfte im Schlosse ihn an Ausführung dieses Planes verhinderten.

Ueber seine Familie hatte er sich bitter zu beklagen, er schreibt an seine Braut: „Die Verbindlichkeiten, die ich meiner Mutter in Ansehung meines Vermögens habe, sind keineswegs so, als sie es darzustellen sucht, da ich leider unwidersprechliche Beweise habe, wie ich (nur die arme Bianca ausgenommen) von meiner ganzen Familie auf eine wahrhaft niedrige Weise beneidet werde, und heute, wenn sie mich in ihren Händen hätte, verloren wäre, denn nicht das trockene Brodt würde man mir lassen, und an Fallstricken, die man mir gelegt hat, ließ man es nicht fehlen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur mir selbst, und dem Gegensatz von Pusillanimität in meinem Charakter meine Erhaltung zu verdanken habe. A la tête des feindlichen Phalanx steht meine älteste Schwester; meine Mutter, die sanfte Agnes (wer sollte es glauben!) und der junge Max folgen in geschlossener Reihe hinten nach. Du wirst nun ahnden, daß ich Dich von jedermann lieber als von meiner Familie entourirt sehe, besonders bei Deiner entsetzlichen Bonhommie, die alles auf's Wort glaubt.“

Unterdessen war Adelheids Heirath mit Carolath noch immer nicht zu Stande gekommen. „Wie schade ist es, daß wir nicht in der Türkei leben,“ schrieb Pückler hierüber an seine Braut, „ich nähme Euch beide, und die Verlegenheit der Wahl hörte dann wenigstens auf, und ein zweiter Gleichen, hausten wir fröhlich in Muskau.“ Dieser Gedanke, wenn auch im Scherz ausgesprochen, konnte Lucie

wenig lächeln. Aber das schlimmste war, daß er jeden Ort, wo er war, zur Türkei umwandelte, daß er überall wie ein Türke lebte, ohne sich um europäische Sitzungen zu kümmern. In der That, als die Carolath'sche Heirath endlich festgesetzt war, hörte Pückler's Phantasie, „als ein zweiter Graf von Gleichen zu leben, durchaus nicht auf, und er goß ihn nur in eine andere ihm noch weit wohlgefälligere Form, indem er Helminen an die Stelle von Adelheid setzte. „Daß Helmine nicht mit auf's Jagdhaus kommt, ist schade," schrieb er an Lucie; „sie würde Dir die Einsamkeit, die Du nicht wohl ertragen kannst, doch in etwas variirt haben. Soll denn nun meine sanfte Mimi nun gar nicht herkommen? Ich glaube, die arme Kleine fürchtet mich wie eine Vogelscheuche." Helmine wurde fortan Pückler's Traum; sie zog ihn magisch an wie ein milder Stern, ihr Bild erweckte sehnsüchtige Wünsche in seinem Herzen, und ihre mädchenhafte Jugend gefiel ihm im Grunde weit besser als Adelheids mit bacchantischer Lebhaftigkeit gemischte Liebenswürdigkeit.

Wie er über seine Heirath mit Lucie dachte, darüber sprach er sich gegen sie selbst folgendermaßen aus: „Deine Idee, uns hier auf dem Jagdhause trauen zu lassen, gefällt mir sehr. Es ist hier in der Nähe auf einem meiner Dörfer ein höchst lächerliches Subjekt von Pfarrer, den ich alle Woche zweimal herkommen lasse, um ihn zum Narren zu haben. Pour la rareté du fait müssen wir uns von diesem trauen lassen, denn um Gotteswillen nichts Lugubres bei dieser Zeremonie, sonst laufe ich davon, denn auch hierin bin ich wie ein Mädchen, und habe von jeher vor dem Heirathen eine gewaltige Angst gehabt. So aber werden wir Mühe genug haben, uns das Lachen zu verbeißen. Ueberhaupt werde ich Dir hier mit lauter Karikaturen aufwarten, um Dir die Einsamkeit erträglich zu machen."

Diese Art Humor nahm aber in Pückler's Stimmung ab, je näher sein Hochzeitstag rückte. Immer verstimmter und melancholischer wurde er, und es gab Augenblicke, wo ihm alles zuwider wurde, sogar Muskau mit dem von ihm geschaffenen Glanz und seinen Anlagen. Den 28. Juni 1817 kann er sich nicht erwehren, seiner Braut zu schreiben: „Uebrigens bekommen wir eine ganz ungeheure Haushaltung zusammen. Ich dächte, in einem Jahre bekehrten wir uns sowohl christlich als auch ökonomisch, jagten alles zum Teufel, wo es hingehört, und reisten zur Frau von Krüdener. Mich ekelt der Luxus, die Sünde und das ganze Leben an." Dann einsehend, wie sehr er Lucie mit solchen Aeußerungen betrüben müsse, fügt er die Nachschrift hinzu: „Mein Gemüth ist krank, ich öffne aber den Brief wieder, weil es mich schmerzt, Dir, die so gut und liebevoll ist, Kummer zu machen. Verzeihe mir, ich weiß nicht, welche sonderbare Stimmung mir die Freude an allem benimmt, und mich mit Ueberdruß und Mißmuth erfüllt."

Den folgenden Tag, den 29. Juni, läßt ihn seine außerordentliche Aufrichtigkeit deutlicher über seine Stimmung Rechenschaft geben. „Für's erste," schreibt er, „ist die Ursach derselben gewiß körperlich, aber viel trägt auch, aufrichtig gestanden, eine gewisse Schwäche dazu bei, die mich unbeschreiblich besorgt macht, durch das immer mit einer Art von heiliger Scheu angesehene Heirathen den größten Theil einer über alles geschätzten Freiheit (nicht zu verlieren, denn so leicht lasse ich sie mir nicht nehmen), aber doch in ihrer Ausführung mannigfach und unbequem gestört zu werden. Die weiblichen Waffen sind in dieser Hinsicht äußerst gefährlich, und so gut und liebevoll Du bist, so zweifle ich doch auch bei Dir nicht an Voltaire's: ce qui plait aux femmes."

Diese Antipathie gegen das Heirathen voranstellend,

knüpft er nun noch eine ganze Reihe von Lehren an, wie Lucie sich nie seinen Einfällen widersetzen, besonders ihn nie an zwei seiner Lieblingspläne verhindern dürfe, eine Reise in andere Welttheile zu unternehmen, oder den ersten Krieg einer europäischen Nation gegen die Türken als Freiwilliger mitzumachen. Dabei hat er kleinere Nebenreisen im Sinn, eine nach England, die er Lucie als unerläßlich und sogar ökonomisch darstellt, und eine nach Aachen, um für seine Gesundheit die Bäder zu brauchen. „Verspreche mir also," schreibt er, „nie Dich meinen Einfällen so zu widersetzen, daß ich es merke. Ich bin sehr unbeständig, und gebe leicht Dinge, die ich am lebhaftesten gewünscht habe, wieder auf, sobald ihre Erfüllung nahe, oder keine Schwierigkeit mehr zu besiegen ist. Auch vollkommenem, unüberwindlichem Widerstande weiche ich sogleich, aber solcher Widerstand, dessen Besiegung ich für möglich halte, bringt auf mich immer das entgegengesetzte Resultat hervor. So habe ich zum Beispiel zwei Lieblingspläne. Der eine ist eine Reise in andere Welttheile, der andere, den ersten Krieg einer europäischen Nation gegen die Türken als Volontair mitzumachen. Beide Pläne werden vielleicht nie von mir realisirt werden, wolltest Du sie aber einmal bekämpfen, so würde ich glauben, nicht mehr ohne ihre Erfüllung leben zu können. Mißbillige frei alles, was Dir nicht gefällt, nimm Dir kein Blatt vor den Mund, wie man sagt, aber gieb nichtsdestoweniger de bonne grâce und freudig nach, wenn ich es wünsche. — Ich kann Dir dagegen keineswegs dasselbe gegen Dich versprechen, das ist einmal die leidige Tyrannei der Männer! Hier fällt mir etwas Komisches ein, nämlich, ich glaube, wir werden uns von unserem gefährlichsten Fehler, nämlich dem der Verschwendung, durch das Schrecken, welches wir uns gegenseitig dadurch einflößen werden, beide kuriren, wie in der

Komödie die zu hitzige Frau dadurch geheilt wird, daß sich ihr Mann noch zehnmal hitziger anstellt, oder der Vater den Sohn dadurch von der Leidenschaft des Spieles zurückbringt, daß er an unterrichtete Freunde vor den Augen des Sohnes selbst sein ganzes Vermögen zu verspielen scheint. — Im Uebrigen mußt Du mir aber unbedingt folgen, das heißt en gros, Deiner weiblichen Feinheit bleibt es immer überlassen, mich unsichtbar zu leiten, so daß mein Wille mir unbewußt nur immer von dem Deinigen hervorgebracht wird."

Lucie scheint durch all dies nicht erschüttert worden zu sein. Sie sah wohl, daß er die Furcht vor dem Zwang der Ehe kaum überwinden konnte. In der That, als alles in Muskau zu dem Empfang seiner Gemahlin fertig, und er durch die Thätigkeit nicht mehr freudig erfüllt war, hätte er beinahe nicht übel Lust gehabt, ein umgekehrter Werther, sich das Leben zu nehmen, nicht weil seine Lotte einem Anderen gehörte, sondern grade, weil er selbst sie heirathen sollte.

Jedoch, so wie Lucie vom Grafen von Pappenheim geschieden war, kam sie nach Muskau, wo sie den 12. Juli 1817 eintraf, und drei Monate später, am 9. Oktober, feierte sie ihre eheliche Verbindung mit Pückler.

Sechzehnter Abschnitt.

Hochzeitsfeste. Reise nach Paris. Helmina. Eduard und Ottilie. Der Aachener Kongreß. Der Staatskanzler Hardenberg. Ehrgeiz. Liebesleidenschaft. Kaiser und Könige. Diplomaten. Mad. Recamier. Mad. Alopäus. Mad. Sophie Gay und ihre Töchter. Mad. Gail. Mlle. Lenormand. Wahrsagung. Ausflug nach Brüssel als Herr von Westheim. Spiel. Rückkehr nach Muskau.

Die Hochzeitsfeste waren glänzend gewesen. Lucie, deren Geschmack und Schönheitssinn mit denen von Pückler wetteifern konnten, hatte ganz das künstlerische Auge, um seine Arbeiten in Muskau zu würdigen. Nachdem das neue Ehepaar sich hiemit lange beschäftigt, reiste es auf einige Monate nach Paris, um dort neue und glänzende Eindrücke in sich aufzunehmen.

Aber welches Verhältniß wäre ohne Schatten und Störungen? Auch den Neuvermählten waren deren beschieden, und Jeder hatte andere Prüfungen zu bestehen, durch welche jene Pariser Reise vielfach beunruhigt wurde. Ob Lucie die erwachende Neigung Pückler's für ihre Pflegetochter früher nicht beachtet, sie nicht für so ernsthaft angesehen, wer weiß es! Dachte sie, durch die Entfernung sie aus der unbeständigen Seele ihres Gatten zu verbannen, so irrte sie gänzlich. Als Pückler sich um die Nähe des anmuthigen Wesens gebracht sah, gab er sich erst vollends

einer sehnsüchtig leidenschaftlichen Stimmung hin, die er seiner Gattin ganz und gar nicht verbarg. Luciens klarer, prüfender Blick mußte erkennen, daß es sich hier um einen hartnäckigen, aufgeregten Eduard handelte, der stürmisch nach seiner Ottilie verlangte, und der es für ganz richtig und natürlich fand, ein zweiter Graf von Gleichen, mit zwei Frauen zu leben. Mochten die Anderen sich christlich gesellschaftlich einrichten, er wollte wie ein Sultan durch die Welt gehen! — Ja, dieser Eduard war nicht wie der Goethe'sche plötzlich und wie unbewußt von seiner Liebesschwärmerei überrascht worden, sondern er hatte seine Ottilie gewissermaßen schon im voraus, noch ehe er seine Ehe einging, in Bereitschaft! Das war zu viel, mochte Lucie auch mit noch so weltlich leichtem Sinn und resignirter Reflexion in ihre Ehe getreten sein!

Ernste Störungen konnten nicht ausbleiben. Sie suchte Helminen zu verheirathen, aber so wenig Pückler auch bei seiner Denkungsart solche Bande als ein Hinderniß für seine Wünsche zu betrachten pflegte, so wollte er dies für Helminen doch nicht zugeben, oder ihr höchstens einen alten und recht widerwärtigen Gatten, der ihr Widerwillen einflöße, verstatten.

Mehrere Verbindungen, die Lucie für Helminen zu betreiben suchte, kamen nicht zu Stande, und so blieb einstweilen alles unverändert, und nach Rückkehr von der Reise mußte sich Lucie zuweilen dazu verstehen, Helminen nach Muskau kommen zu lassen.

Im folgenden Jahre sehen wir Pückler nach dem Aachener Kongreß sich begeben; er suchte die Gunst seines Schwiegervaters, des Staatskanzlers, zu erlangen, stieß aber auf manche Schwierigkeiten hiebei, und sein leicht verletzter Ehrgeiz läßt ihn beständig klagen, daß Hardenberg kalt sei, ihn abweisen lasse, ihm fremd bleibe, auf eine Weise, daß es auffalle und ihm schade. „Dein Vater behandelt

mich so übel," schreibt er an Lucie, „daß ich nur noch etwas mehr abwarte, pour lui montrer les dents." Aber dazu konnte er sich denn doch nicht entschließen, sondern fuhr hartnäckig fort, in seinen Versuchen, dem Staatskanzler sich zu nähern. Er träumte von einem Gesandtschaftsposten, den ihm dieser verschaffen könnte, von Auszeichnungen aller Art; er that Schritte um den Wladimirorden, das Kreuz der Ehrenlegion, und einen Schwedischen Orden zu erlangen.

Koreff, der damals beim Staatskanzler viel galt, suchte für den Plan zu wirken, daß Pückler den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel erhielte. Vier Gelehrte sollten der Gesandtschaft mitgegeben werden. Wie ein Kind schwelgte Pückler in dieser Vorstellung: die arabischen Pferde und die morgenländischen Sitten standen lockend vor seiner Phantasie. Dazu die prachtvollen türkischen Shawls, die er für Lucie aussuchen wollte! „Und wie interessant ist es, von daher zurückzukommen!" rief er. Er verglich sich mit Bonaparte, der nach Egypten ging.

Auch an einen spanischen Gesandtschaftsposten dachte er, und das entflammte seine Phantasie nicht minder. Aus allem machte er sich ein poetisches Bild, im Vorgenuß schwelgend, der oft den Genuß selbst nachher überflüssig machte. Es war die Rede davon, daß er Bartholdy und den Schriftsteller Hofmann nach Spanien mitnehmen solle. Von dort hoffte er einen Abstecher nach Marocco und zu den Barbaresken machen zu können.

Pückler ließ sich den Herrschern vorstellen, und legte einen solchen Werth auf den Succeß in diesen hohen Kreisen, daß er an Lucie schrieb: „Le Roi, à ce qu'on dit, donnera un bal dimanche, j'espère qu'il m'invitera, sinon, je me ferai passer pour malade, pour ne pas en avoir le démenti." Aber mit diesem weltlichen Streben ging doch stets auch Weltverachtung bei ihm Hand in Hand,

und er fügt hinzu: „Comme tout cela est plat et ridicule, et quels sots que les gens du grand monde! Quelles petittesses et quels bassesses! Fuyons les cours et les grands, et goûtons dans un plus heureux climat les douceurs du repos et de l'indépendance!“

Und wieder steigt Helminens Bild vor ihm auf, und er erklärt Lucien, daß ihm das Mädchen zu seinem Glücke nothwendig sei, daß sie es ihm nie ganz entziehen dürfe, da er sie beide auf verschiedene Art, aber einzig in der Welt liebe. „Ich kann nicht mehr allein stehen," schreibt er an Lucie, „Ihr beide seid mir nöthig wie Wasser und Luft. Versuch es nur nie, mich von ihr zu trennen, und um Gotteswillen, verheirathe sie nicht — glaube mir, es wäre um mich geschehen! Von Dir hängt alles ab, Glück und Ruhe, oder hundertfaches Weh! Doch was red' ich! Kenne ich nicht Dein Herz und Deine Liebe? — In wessen Händen kann mein Glück und mein Schicksal besser liegen, als in den Deinigen!“ —

Mit beiden Frauen den Winter in Italien oder dem südlichen Frankreich zuzubringen, ist um so mehr sein sehnlichster Wunsch, da ihm Muskau durch einen verlorenen Prozeß, und durch die Verwaltung Dehn's, der viele Einschränkungen verlangte, um die zerrütteten Finanzen wiederherzustellen, für den Augenblick etwas verleidet war. „Ich fühle es ganz bestimmt," schrieb er an Lucie, „und nun, da es einmal ausgesprochen ist, ist es mir wie ein Stein vom Herzen. Dies ist der einzige Plan für die Zukunft, der mir Frohsinn und Ruhe wiedergeben kann. Ich verlange wahrlich nicht zu viel, denn Du sollst nur mich mit einer Anderen theilen, und ich soll auf Deinen Wunsch die Andere ganz entbehren. Das kann ich nicht, und es wäre unendlich hart von Dir, es zu verlangen, drum noch ein-

mal, Herzensschnucke,*) sei gut, gewähre, und klage nicht. Wir können in Marseille, Bordeaux oder einer italienischen Stadt mit 12,000 Thalern jährlich vortrefflich leben, und ohne die ewige Sehnsucht nach dem Mädchen, die mich keine Freude genießen läßt, werde ich auch froh sein können, und Du wirst mich selbst viel liebenswürdiger und besser finden. Glaube mir, mit jedem Tage, den Du früher kommst, erhältst Du mir einen Monat meines Lebens, denn ich leide wahrlich Qual. Es ist vielleicht ein Spiel meiner Phantasie, aber darum eben gewinnst Du ja viel mehr dabei, daß die Wirklichkeit mich entzaubert, und das Original mir hundertmal gleichgültiger wird, als das Bild, das jetzt, alles in meinem Inneren verdrängend, gewaltsam herrscht. Sonst war ich anders, jetzt bin ich aber so, und, beim Himmel, es ist unmöglich, mich zu ändern, ohne mein Herz zu brechen. Sieh einmal, gute Schnucke, Dir allein vertraue ich, von Dir, weiß ich, kann nur Segen für mich ausgehen, meine süße Schnucke; von jeder Liebe, die Du mir beweist, bleibt ein tiefes Merkmal in meiner Seele, und der beste Theil meines Herzens und meines Ichs gehört unabänderlich Dir an. Eile in meine Arme, bringe sie mit, und nie werde ich Dein edles Opfer vergessen. O Gott! wäre der Augenblick nur schon da, und die wüste Zeit vorüber, die noch dazwischen liegt."

Aber er mochte Lucien das südliche Klima mit allen seinen Reizen im rosigsten Lichte, seine glühende Dankbarkeit gegen sie mit den brennendsten Farben schildern, sie schien doch nicht auf eine solche Zukunft zu Dreien eingehen zu wollen.

„Du bist ungerecht," schrieb er wieder an Lucie, „mir

*) Schnucke war ein Scherzname, den Pückler seiner Gattin beinahe immer zu geben pflegte.

über Erwähnung Helminens Vorwürfe zu machen. Soll ich Dir nicht aufrichtig schreiben, so kann ich gar nicht schreiben, denn hierin liegt die Essenz unserer Korrespondenz und unseres ganzen Verhältnisses, und eine Empfindlichkeit, die Du selbst als mal à propos ansiehst, mußt Du auch besiegen, sonst untergräbst Du am Ende dadurch unser kindlich aufrichtiges und harmloses Zusammenleben, so nahe wie entfernt. — Noch eine Bemerkung: Es ist wahr, hättest Du auch neben allen Deinen übrigen Vorzügen die Jugend und die Schönheit in dem Grade, wie Du sie einst besaßest, so würde ich Dich vielleicht in jeder Hinsicht mit Leidenschaft lieben, vielleicht auch nicht, vielleicht nur einseitig. Wer kennt des Menschen Herz! Setze aber nun den Fall, wie er ist, und wie er sein kann. Du bist mir fast alles in der Welt, nur in Einem liebe ich eine Andere, Du wünschst mir alles Glück, uneigennützig, willst Du also nicht lieber mir das, was mir noch fehlt, durch eine Andere geben, als mich dessen ganz berauben? Sei also konsequent, das heißt, ganz gut, und ich werde für das, was mir die Andere giebt, und Du nicht geben kannst, weil nichts auf der Welt vollkommen ist, doch nur Dir dankbar sein. Liebe, Güte und Klugheit weisen Dir alle denselben Weg."

Es wird nöthig sein, hier ausführlicher von Helmina zu reden. Ueber dieser Pflegetochter Luciens schwebt ein geheimnißvolles Dunkel; ihr Geburtsjahr ist nicht bestimmt festzustellen. Varnhagen giebt es nach ihm gemachten Mittheilungen Luciens und ihrer Tochter Adelheid als 1799 an. Manche sagten, sie sei aus dem Volke entsprossen, ihre Mutter sei die Tochter eines Kutschers des Grafen Pappenheim gewesen, und Lucie habe das hübsche kleine Mädchen als Gespielin ihrer Tochter Adelheid auf das Schloß genommen, und sie bald so lieb gewonnen, daß

sie gänzlich für ihre Erziehung sorgte, und sie bei sich behielt, wie sie denn auch Helminen später als ihre Pflegetochter in der großen Welt einführte. Andere dagegen wollten wissen, daß Helmina sehr hohen Ursprungs sei, und daß nicht ein Kutscher, sondern ein Mann, den später eine Königskrone schmückte, ihr Vater gewesen sei. Sind dies nur Gerüchte, so ist es dagegen gewiß, daß ein König ihr huldigte, denn König Friedrich Wilhelm der Dritte wollte sie — bevor er sich mit der Fürstin Liegnitz vermählte — zu seiner morganatischen Gemahlin machen, und ihr zugleich den Titel einer Fürstin von Breslau verleihen. Doch zerschlug sich dieser Plan, Einige sagen, weil Helmina nicht einwilligte, Andere geben andere Ursachen als Hinderniß an. Der König bewahrte dem schönen Mädchen aber stets ein besonderes Wohlwollen, und machte sie zu einem Fräulein von Lanzendorf, wodurch sie hoffähig war, und dadurch in der Aristokratie, deren Hochmuth und Rangstolz sich meist weit mehr auf den Schein als auf die Sache bezieht, überall bereitwillig aufgenommen wurde.

Pückler machte in einem vertrauten Briefe, als er bereits ein alter Mann war, eine Schilderung von Helminen, ohne sie zu nennen. Auf ihn und seine Aufrichtigkeit kann man sich immer verlassen, nur die Daten sind wohl nicht ganz genau, da so viel Zeit dazwischen lag.

„Sie war," schrieb er, „ein sechzehnjähriges Mädchen, und ich 32 Jahre alt, als diese Bekanntschaft begann. Sie dauerte fünfzehn Jahre, und in der Mitte dieser Zeit mußte sich das Mädchen verheirathen, unsere Kameradschaft blieb aber dieselbe. Mehr kann ich über diese Verbindung nicht schreiben, denn es ruht mehr als ein wichtiges Geheimniß darüber. Nur so viel kann ich noch hinzusetzen, dies sylphidenartige Geschöpf war eine Hebe Raphaels, und später das Ebenbild der berühmten knieenden kleinen Venus".

Unterdessen wurde Pückler immer mehr in die bunten Kreise des Aachener Kongreßlebens hineingezogen. Er sah die Könige und Kaiser, Hardenberg bezeigte sich endlich freundlicher, er verkehrte mit Metternich, Bernstorff, Wellington, Capo d'Istria, Castlereagh, mit den Generalen Maison und Benningsen, und hörte den vielbewunderten Gesang von Mad. Catalani.

Von Damen war die berühmte Mad. Recamier anwesend, die ihn aber nicht sonderlich anzog, und der er jeden Geist absprach, dagegen sah er dort die ehemals sehr von ihm angebetete Frau von Alopäus aus Berlin wieder, mit der er nicht umhin konnte, sich in neue anmuthige Koketterie vorübergehend einzulassen, die nur durch die rasche Abreise der liebenswürdigen Dame unterbrochen wurde. Pikant und anziehend wurde ihm die Bekanntschaft der begabten Schriftstellerin Mad. Sophie Gay, deren Roman „Anatole" sehr geschätzt wurde. Die lebendige, elegante, graziöse Französin beschäftigte ihn auf das angenehmste. Ihre glänzenden Toiletten zeigten den besten Geschmack, und jedes ihrer Worte war voll Witz und sprühender, aber nie boshafter Satyre. „C'est une femme de beaucoup d'esprit, de beaucoup de savoir faire, et qui, sans être de la première jeunesse, est encore très capable de plaire," schrieb er an Lucie. Dabei gestand er ihr zu, daß sie die schönsten Augen von der Welt habe. Die Gesellschaft ihrer schönen Töchter, Delphine und Isaure, von denen die Erstere gleichfalls später in der Litteratur berühmt wurde, und ihrer Freundin, der Mad. Gail, Verfasserin der „deux jaloux", machte den Umgang nur noch anziehender und mannigfaltiger. Hier war der Schauplatz gefunden, einen kleinen Roman aufzuführen, den sich Pückler nicht entgehen ließ; er spielte den Schmachtenden bei Mad. Gay, und suchte sie aufzuregen und zu beunruhigen, indem

er ihr vertraute, daß eine andere unglückliche Neigung sein Herz erfülle.

Durch so viele Anregungen heiter gestimmt, schrieb er an Lucie: „In diesem Augenblicke steht alles wohl:

1) Schnucke liebt mich, und gönnt mir jedes Vergnügen.

2) Dein Vater und seine Umgebung sind sehr verbindlich.

3) Je suis bien vu dans la société, et quelques femmes me cajolent.

4) Mein englischer Groom ist wieder besser.

5) Alle meine Pferde sind gesund, und die brillante Equipage ist wieder im Gange.

6) Ich selbst befinde mich wohl, und habe wieder Hunger.

7) Sehr oft mache ich gute und sogar recherchirte Diners.

8) Mein Logis ist charmant.

9) Es fehlt mir weder an Geld noch Ansehen.

Mit diesen guten Auspizien schließe ich diesen Brief. Wer weiß, wie es morgen aussieht, denn der reizbare Himmel meines Inneren ist wie Sonne, Sturm und Wetter im April."

In dieser kurzen Zusammenstellung giebt Pückler gewissermaßen ein Spiegelbild seines Charakters. Ein anderes lieferte die berühmte Mlle. Lenormand, die von Paris hergekommen war, und Pückler wie folgt wahrsagte: „Personne n'est plus vif que vous; cependant vous savez être bien calme et paraitre fort doux, si vous voulez. Vous n'êtes pas exempt d'ambition, mais vous débitez trop la gêne, pour pouvoir vous y livrer avec constance. On vous croit généralement tres-heureux et très-décidé. Cependant vous ne l'êtes pas autant

qu'on l'imagine, et vous avez souvent une sorte de timidité, qui vous paralyse. Vous n'aimez pas beaucoup la supplique, et pourtant vous en faites, parceque vous changez bien souvent de projets, et que vous êtes si inégal, que souvent qui vous voit le matin et qui vous revoit le soir, ne croit pas avoir vu la même personne. Vous êtes très-léger, mais vous êtes quelquefois capable de beaucoup de ténacité. Vous avez été amoureux plusieurs fois, mais vous n'aimez pas les femmes à vous y abandonner entièrement. Elles ne vous maîtrisent pas. Vous allez dans le monde par air et par ton, mais vous ne l'aimez guère, un petit cercle d'amis d'après votre choix est ce que vous préférez. Vous ne manquez pas de courage, et vous porterez encore deux fois les armes. Vous servirez avec honneur, mais vous n'y ferez pas une fortune brillante. Vous connaitrez la diplomatie, et si une certaine affaire tourne à votre avantage, ce qui est très-vraisemblable, vous jouerez un rôle marquant dans le monde. A l'âge de trente-neuf ans, votre sort va souffrir une crise. Une femme y aura beaucoup d'influence. Vous avez un ami très distingué, sur lequel vous pouvez compter, et une femme vous aime bien tendrement pour vous-même. Elle vous sauvera à l'âge de 37 ans environ la vie ou l'honneur dans une occasion remarquable. Vous courerez quelque dangers, entre autres sur mer, et vous serez arrêté pendant quelque temps. Vous avez beaucoup d'ennemis, et il y en a de très-marquants, mais comme vous ne manquez ni de finesse, ni de fermeté, et que vous êtes fort-défiant, il parait qu'ils ne vous feront pas beaucoup de mal, d'ailleurs vous aurez l'oreille d'un homme puissant. Vous irez

en Asie (retenez-bien cela, dit-elle,) et vous trouverez une chose, qui fera l'admiration de beaucoup de monde. Votre fortune peut s'améliorer sans devenir extraordinaire, vous mourrez âgé dans une habitation entourée d'eau. Vous êtes bon physionomiste, tenez-vous toujours à la première impression qu'une personne vous fera, et vous ne vous tromperez jamais. Je vous recommande deux choses, dont vous aurez besoin, beaucoup de précaution et beaucoup de discrétion. Ne jouez pas, car les grands coups de hazard ne vous sont pas favorables."

Pückler war nicht abergläubisch genug, um an die magische Begabung der Wahrsagerin zu glauben, aber es war ihm doch angenehm, dergleichen als ein halb ernstes Spiel zu betreiben. Und da er an Einer Pythia nicht genug hatte, ließ er sich auch von Mad. Gail wahrsagen, die eine kluge Frau, aber gewiß keine Zauberin war.

Inmitten des Aachener Glanzes machte Pückler einen Ausflug nach Brüssel, unter dem Namen eines Herrn von Westheim, mit der Diligence, ohne Bedienten und mit nur einem Mantelsack, um zu versuchen, ob er auch noch wie ehemals ohne die vielen künstlichen Bedürfnisse leben könne, und genoß zum Besten erst die ungewohnte Einfachheit des Lebens, dann den wiedergewonnenen Luxus.

Auch der Aachener Spieltisch blieb Pückler nicht gleichgültig; Glück und Unglück erprobte er wechselsweise. An einem einzigen Abend verlor er 1900 Franken. Dann gewann er wieder, was er dadurch erklärte, daß er naiv erklärte, der Himmel habe ihn dafür belohnen wollen, daß er Lucie das Gelübde gethan, nie mehr als 30 Louisd'or an einem Abend zu verspielen.

Als der Kongreß zu Ende ging, kehrte Pückler reich an neuen Bekanntschaften und Anknüpfungen nach Muskau

zurück. Mit dem Kongreß war er zufrieden, erstens, weil er dadurch mit Hardenberg und seiner Familie auf's beste bekannt geworden, ferner, weil er viele interessante Bekanntschaften gemacht, und endlich, weil er drei Affairen in gutem Gange habe, den Gesandtschaftsposten nach Konstantinopel, den Wladimir um den Hals, was durch General Schöler betrieben wurde, und das Ludwigskreuz, das der Geheime Legationsrath Schöll in Paris verschaffen wollte.

Pückler nannte dergleichen seine Spielzeuge. Er wußte, was diese nichtigen Aeußerlichkeiten werth sind, aber er wußte auch, daß man mit ihnen der nichtigen äußerlichen Menge imponirt, und da er einmal in dieser Sphäre lebte, so wollte er in ihr mit Glanz jeder Art auftreten.

Siebzehnter Abschnitt.

Verwaltung. Rastlose Thätigkeit. Spiel. Geldverlegenheit. Reiterkunststücke. Erhebung in den Fürstenstand. Der Staatskanzler Hardenberg. Seine Umgebung. Entlassung Humboldt's und Beyme's.

Zu der Freude eines stillen, befriedigten Landlebens kam aber Pückler auch auf seinen Besitzungen niemals. Immer beschäftigt, auch im Einzelnen die Ausführung aller seiner Pläne selbst zu leiten, hatte er fortwährend alle Hände voll zu thun; nach allen Seiten hin wurde seine Thätikeit erfordert. Außer dem Park zwangen ihn Vorstellungen an die Stände, zu führende Prozesse, Hypotheken- und Pachtangelegenheiten, die Alaunbergwerke, Flößgeschäfte und Holzverkauf, die Oekonomie, Bierbrauerei und Spiritusbrennerei, das Jagdwesen, die nie ruhenden Bauten, die Anstellung von Beamten unermüdlich wie ein Geschäftsmann zu arbeiten, und zwar wie einer, der anstatt einer, hundert Branchen zu verwalten hat. Alle Augenblicke mußte er in der einen oder anderen dieser Angelegenheiten nach Berlin reisen, wobei auf den schlechten Wegen Wagenumwerfen oder Pferdestürzen nicht zu den Seltenheiten gehörte. Der geniale Mann, der am liebsten im Reiche der Phantasie seinen Idealen von Schönheit nachging, verschmähte es auch nicht, mit den anderen märkischen Landjunkern den Berliner Wollmarkt zu besuchen, um seine Wolle zu verkaufen, deren Preise er seiner Lucie mit der merkwürdigen Genauigkeit

mittheilte, die er sich im Kleinen wie im Großen zu eigen gemacht. Als wenn das alles noch nicht genug wäre, bekümmerte er sich auch um alle häuslichen Einkäufe, die sich nicht nur auf Wagen, Pferde, Mobilien, Teppiche, Lampen, Porzellan, auf Luxus- und Toilettengegenstände, sondern auch auf Tressen, Federbüsche und Knöpfe der Livréen, auf Oel, auf Papageienfutter u. s. w. erstreckten. Er übertraf in jeder Beziehung die vollkommenste Hausfrau. So hatte er niemals freie Zeit, niemals den ungestörten Genuß und die Ruhe, die das romantische Schloß von Muskau inmitten seiner Gärten den Bewohnern zu versprechen schienen.

Da aber seiner Thätigkeit sorglose Verschwendungslust zur Seite ging, die von Lucie getheilt wurde, bei welcher das unbedachte Geldausgeben bis zu ungeheuren Summen gewissermaßen ein Familienerbtheil war, so konnten die Finanzen des gräflichen Paares sich nicht bessern, sondern wurden stets bedrohlicher. Wenn Pückler nach Berlin hinüber kam, wohin ihn seine tausend Geschäfte alle Augenblicke riefen, so ließ er sich auch wieder von der alten Leidenschaft des Spieles verlocken, und wenn er dort in Gesellschaft seiner aristokratischen Freunde war, denen er in keinem Fall nachstehen wollte, so verlor er oft an einem Abend 30 bis 50 Louisd'or, zuweilen mehr als die Geschäfte, um derentwillen er gekommen war, ihm einbringen konnten. Hatte er mitunter Glück im Spiel, so war der Gewinn doch nur eine augenblickliche Hülfe, wie zum Beispiel einmal, wo er 3000 Thaler gewann, und nun meinte, er müßte undankbar gegen den lieben Gott sein, wenn er die erlangte Unterstützung nicht demüthig erkennen wollte. Oft klagte er bitterlich über seine Verlegenheiten, die ihn um alle Freiheit, um alle Unabhängigkeit brachten. Luciens Schmuck, ein großer Theil ihrer kostbarsten Diamanten und Perlen, mußten verkauft werden.

„Ueberhaupt sieht es elend mit uns aus,“ schrieb er an

Lucie, „und ohne einen deus ex machina sehe ich nicht recht ein, wie wir uns wahrhaft helfen wollen, denn alle die sanguinischen Projekte für Muskau sind höchst wahrscheinlich glänzende Chimairen.“ Dann sehnt er sich nach geordneteren Verhältnissen, und seufzt: „Ruhe und Sicherheit des Vermögens, nicht vieles Vermögen, wünsche ich mir am meisten. Der Himmel gebe dazu seinen Segen.“ Nach erneuten großen Spielverlusten schrieb er an seine Frau: „So lange ich meine Lucie habe, fürchte ich nichts, denn würden wir auch arm, so kochte mir Lucie Eierkuchen, wir beziehen ein romantisches Bauerhaus in den Thälern des Brünig, und sind vielleicht glücklicher als jetzt.“

Wenn Pückler noch so verstimmt war, so genügte aber jeder neue frische Eindruck, ihn plötzlich wieder froh und zufrieden zu machen.

Eines Tages hatte er in Berlin eine Zahnoperation bestanden, und litt an Zahnschmerzen und heftiger Migraine mit Fieber. Dennoch ritt er nach dem Thiergarten, wo die Offiziere der Garnison eine Jagd hielten. Graf Arnim stellte den Hirsch vor, andere die Jäger, Hunde u. s. w. Graf Putbus und die beiden Brüder Biel begleiteten Pückler, der, als sie zusammen ausritten, so schwach war, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte. Bald begegneten sie dem alten Blücher, Gneisenau und allen Prinzen, nebst einer Horde Offiziere. So kamen sie an den Kanal, damals Schafgraben genannt, und einige Offiziere thaten so, als wenn sie hinüberspringen wollten, ihre Pferde weigerten sich aber. Pückler's Ehrgeiz erwachte, und er nahm einen Ansatz. Es ging jedoch nicht glücklich; sein Pferd sprang zwar, aber zu kurz, und fiel mit ihm bis an den Hals in's Wasser, dann aber am jenseitigen Ufer sprang es kräftig hinaus. Aergerlich über dieses Mißlingen versuchte der waghalsige Reiter siebenmal herüber und hinüber den-

selben Sprung, der allerdings beinahe unmöglich war, und der immer mit demselben gezwungenen Bade endigte. Hierauf wollten Graf Arnim und einige andere Offiziere denselben Sprung machen, fielen aber auch sämmtlich in's Wasser. Der alte Blücher, der mit seinem scharfen Blicke, trotz des Mißerfolges, Pückler's Muth und Reitergeschicklichkeit zu würdigen wußte, sah sehr vergnügt seinen Anstrengungen zu, rief mehrmals: Bravo! und wollte ihn auch sogleich für die Kavallerie engagiren. Darauf sprang Pückler, noch ganz naß, auch über den großen Schlagbaum an der Fasaneriebrücke und über das Stacket beim Hofjäger glücklich hinweg, und bedauerte nur, daß er hiebei nicht so viele Zuschauer hatte als vorher; darauf galoppirte er durch einen Sumpf, bekam aber solche Stiche im Kopf, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und seine letzten Kräfte anwenden mußte, um nach Hause zu gelangen. Die gewaltsame Kur war natürlich für seinen Zustand sehr unvortheilhaft, bildete aber in Berlin mehrere Tage das Stadtgespräch.

Da war er denn sogleich wieder guter Laune. Als er aber sogar die Wette glänzend gewann, in 30 Minuten mit seinem Pferde Sprihtly von Zehlendorf bis an das Berliner Thor zu reiten, und das Hurrahgeschrei von einigen tausend Menschen, in Gegenwart aller Königlichen Prinzen, ihn begrüßte, da ließ ihn sein heitrer Sinn alle Sorgen vergessen, und er war froh wie ein Kind.

Noch glücklicher war Pückler, als er im Sommer 1822 in den Fürstenstand erhoben wurde, eine Auszeichnung vor der Welt, über die er gegen seine vertraute Lucie jubelnd eine kindlich naive Freude äußerte. Pückler hatte auf mehrere erhebliche Vorrechte seiner Stellung verzichtet, auch durch das Uebergehen seiner Besitzungen von Sachsen an Preußen manchen Schaden erlitten, so daß ihm die neue Würde gewissermaßen als eine Entschädigung ertheilt wurde.

Als er Lucien die frohe Nachricht mittheilte, schloß er seinen Brief: „Ich küsse Dich, mein Herzensschnuckchen, und bin zum Erstenmale Euer Durchlaucht ganz devotester Lou." Es war ihm die angenehmste und wichtigste Spielerei, nun die Fürstenkrone auf Livrée, Equipagen und Wappen anzuordnen. Seine Phantasie hatte vollauf zu thun, das neue Fürstenwappen zu ersinnen, das alle seine Hauptleidenschaften, „die Parkpassion, die Baupassion, die Pferdepassion, den Raufsinn, das Phantastische, den Farbensinn", versinnbildlichen sollte. „Ich bin des Glückes so wenig gewohnt," schrieb er, „daß ich das Gelingen einer Sache fast immer mit Furcht ansehe, als wenn eine bittere Folge gleich dahinterdrohte! Auf schlüpfrigem Boden stehe ich immer."

Allerdings fehlten der glänzenden Standeserhöhung nicht die Schatten, die ihr zur Seite gingen, denn neben ihr machten sich die stets zunehmenden Geldverlegenheiten fühlbar, da für die neue Würde auch neuer Aufwand und neue Ausgaben erforderlich waren.

Am 26. Juni 1822 schrieb er an Lucie: „Gott gebe, daß das Glück oder meine Industrie bald wieder eine neue Quelle öffnen, sonst weiß ich nicht, wie wir aus dem Hause kommen. Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte: „Da sind ein Paar zusammengekommen, die gut zu wirthschaften verstehen!" Das Geld ist wirklich bei uns wie Wasser auf einen heißen Stein. Wasser und Brot wird wohl am Ende allein auch übrig bleiben. Qu'importe, vogue la galère." Aber wie wenn es der Spielerei noch nicht genug wäre, trachtete er zugleich wiederholt nach Erlangung der ersehnten Orden; Jordan bearbeitete er wegen des sächsischen Militairordens. „Schaffst Du mir nun noch den kleinen gelben schwedischen," schrieb er an Lucie, „so verschmerze ich das Mißlingen in Petersburg, und werfe den russischen ganz weg. Du siehst, dem Kind bleibt noch

selben Sprung, der allerdings beinahe unmöglich war, und de
immer mit demselben gezwungenen Bade endigte. Hierauf woll
ten Graf Arnim und einige andere Offiziere denselben Sprun
machen, fielen aber auch sämmtlich in's Wasser. Der alt
Blücher, der mit seinem scharfen Blicke, trotz des Mißerfolges
Pückler's Muth und Reitergeschicklichkeit zu würdigen wußte, sa
sehr vergnügt seinen Anstrengungen zu, rief mehrmals: Bravo
und wollte ihn auch sogleich für die Kavallerie engagiren
Darauf sprang Pückler, noch ganz naß, auch über den große
Schlagbaum an der Fasaneriebrücke und über das Stacke
beim Hofjäger glücklich hinweg, und bedauerte nur, daß e
hiebei nicht so viele Zuschauer hatte als vorher; darau
galoppirte er durch einen Sumpf, bekam aber solche Stich
im Kopf, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und sein
letzten Kräfte anwenden mußte, um nach Hause zu gelangen
Die gewaltsame Kur war natürlich für seinen Zustand seh
unvortheilhaft, bildete aber in Berlin mehrere Tage da
Stadtgespräch.

Da war er denn sogleich wieder guter Laune. Als e
aber sogar die Wette glänzend gewann, in 30 Minuter
mit seinem Pferde Sprihtly von Zehlendorf bis an da
Berliner Thor zu reiten, und das Hurrahgeschrei von einiger
tausend Menschen, in Gegenwart aller Königlichen Prinzen
ihn begrüßte, da ließ ihn sein heitrer Sinn alle Sorgen
vergessen, und er war froh wie ein Kind.

Noch glücklicher war Pückler, als er im Sommer 182
in den Fürstenstand erhoben wurde, eine Auszeichnung vo
der Welt, über die er gegen seine vertraute Lucie jubeln
eine kindlich naive Freude äußerte. Pückler hatte auf mehrer
erhebliche Vorrechte seiner Stellung verzichtet, auch durc
das Uebergehen seiner Besitzungen von Sachsen an Preußen
manchen Schaden erlitten, so daß ihm die neue Würde ge
wissermaßen als eine Entschädigung ertheilt wurde.

Als er Lucien die frohe Nachricht mittheilte, schloß er seinen Brief: „Ich küsse Dich, mein Herzensschnuckchen, und bin zum Erstenmale Euer Durchlaucht ganz devotester Lou.“ Es war ihm die angenehmste und wichtigste Spielerei, nun die Fürstenkrone auf Livrée, Equipagen und Wappen anzuordnen. Seine Phantasie hatte vollauf zu thun, das neue Fürstenwappen zu ersinnen, das alle seine Hauptleidenschaften, „die Parkpassion, die Baupassion, die Pferdepassion, den Kaufsinn, das Phantastische, den Farbensinn“, versinnbildlichen sollte. „Ich bin des Glückes so wenig gewohnt,“ schrieb er, „daß ich das Gelingen einer Sache fast immer mit Furcht ansehe, als wenn eine bittere Folge gleich dahinterdrohte! Auf schlüpfrigem Boden stehe ich immer.“

Allerdings fehlten der glänzenden Standeserhöhung nicht die Schatten, die ihr zur Seite gingen, denn neben ihr machten sich die stets zunehmenden Geldverlegenheiten fühlbar, da für die neue Würde auch neuer Aufwand und neue Ausgaben erforderlich waren.

Am 26. Juni 1822 schrieb er an Lucie: „Gott gebe, daß das Glück oder meine Industrie bald wieder eine neue Quelle öffnen, sonst weiß ich nicht, wie wir aus dem Hause kommen. Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte: „Da sind ein Paar zusammengekommen, die gut zu wirthschaften verstehen!“ Das Geld ist wirklich bei uns wie Wasser auf einen heißen Stein. Wasser und Brot wird wohl am Ende allein auch übrig bleiben. Qu'importe, vogue la galère.“ Aber wie wenn es der Spielerei noch nicht genug wäre, trachtete er zugleich wiederholt nach Erlangung der ersehnten Orden; Jordan bearbeitete er wegen des sächsischen Militairordens. „Schafffst Du mir nun noch den kleinen gelben schwedischen,“ schrieb er an Lucie, „so verschmerze ich das Mißlingen in Petersburg, und werfe den russischen ganz weg. Du siehst, dem Kind bleibt noch

Spielwerk genug übrig, aber auch das Solide versäume ich nicht." Nie aber ging ihm bei allem diesem Treiben die Selbsterkenntniß verloren, und es muß wiederholt werden, daß er stets über seinen Fehlern und Schwächen stand. „Hier unter allen Intriguen verderbe ich vollends," schließt er seinen Brief, „und erkenne meine Schwäche, die so wenig der Versuchung widersteht. Denn alle die Heuchelei, Falschheit der Welt, die ich malgré moi theile, ekelt mich an, und beunruhigt die timorée gar sehr."

Daß er am Hofe kalt aufgenommen wurde, kränkte seine Eitelkeit; sein rastloser Ehrgeiz stachelte ihn, den Mittelmäßigkeiten, die ihm vorgezogen wurden, vorauszukommen. Auch in der Gunst des Staatskanzlers fühlte er sich nicht so befestigt, als er gehofft hatte, da die Umgebung desselben manche schwierige Elemente darbot, die jeden anderen Einfluß als den ihrigen zu bekämpfen suchten. Der Arzt Doktor Koreff, Mlle. Hähnel, nachher mit Herrn v. Kimsky verheirathet, Schöll und Helwig waren seine tägliche Gesellschaft. „Ränke und Selbstsüchtigkeiten um den alten Mann her!" sagt mit Recht Varnhagen hierüber. Lucie selbst stand ihrem Vater nicht so nahe, wie dies von der einzigen Tochter natürlich gewesen wäre. Der große Staatsmann, dem Preußen so viel verdankt, war damals in politischer und persönlicher Beziehung in schwieriger Lage. Politisch war er bereits außerordentlich gehemmt in seinem Streben für den Fortschritt; die Reaktion, die nach den Befreiungskriegen ihr Haupt allmählig wieder erhob, war schon mächtig: Hardenberg, vielfach bedrängt, griff zuerst die liberalen Gegner an, und nachdem er diese geworfen, entbehrte er ihres Beistandes gegen die Ultra's. Die Entlassung Wilhelms von Humboldt und Beyme's war ein Schritt weiter in dieser Richtung gewesen. Eine Aufzeichnung Varnhagen's von Ense hierüber lautet wie folgt:

„Die Entlassung Humboldt's und Beyme's aus dem Ministerium war beschlossen, Hardenberg hielt sie aber noch auf, und hoffte, jene würden einlenken, oder einer von ihnen. Ich war vom Kanzler her unterrichtet, daß er die Königliche Entscheidung in der Hand habe, und sie unfehlbar gebrauchen würde. Rother eröffnete dies vertraulich an Humboldt, der aber die Sache nicht recht glaubte und sie jedenfalls nicht achten wollte, sondern im Trotz beharrte. Ich ging zu Beyme, um ihn zu benachrichtigen, wie die Sachen stünden, er sollte es wenigstens voraus wissen und überlegen, allein auch er blieb fest, obwohl er überzeugt war — wozu ich ihm keinen Anlaß gegeben hatte — ich käme als Beauftragter des Kanzlers, ihn noch zuletzt zu warnen. Ich war am 30. Dezember bei Beyme, am 1. Januar 1820 empfing er und Humboldt ihre vom 31. Dezember datirten Entlassungen, beide höchlich überrascht, denn so schnell hatten sie die Sache nicht erwartet; Humboldt bekannte dies offen; Beyme vergoß einen Strom von Thränen. Humboldt sagte auch sogleich zu seiner Frau: „Heute über's Jahr wird alles anders stehen." — Er irrte sich aber, es stand alles noch in derselben Richtung, und er und Beyme kamen auch nach Hardenberg's Tode nicht mehr in das Ministerium.

Das Ausscheiden war für die Staatsverwaltung ein großer Schaden. Hardenberg, nachdem solche Stützen der freisinnigen Richtung ihm entzogen und Gegner geworden waren, konnte nun diese Richtung nur immer weniger einhalten, mußte täglich mehr dem Hofeinflusse nachgeben, den Männern des Absolutismus und der Aristokratie, die ihm alten Haß hegten, und die nun das Gewicht der Namen Humboldt und Beyme gegen ihn gebrauchten, obschon sie diese nicht minder haßten als ihn!"

Achtzehnter Abschnitt.

Mittheilungen über den Staatskanzler Hardenberg, von Varnhagen niedergeschrieben. Reise nach Teplitz. Trennung Hardenberg's von seiner Frau. Frau von Kimsky. Hardenberg's Reise nach Italien. Sein Tod in Genua. Aufzeichnung von Varnhagen darüber. Brief Pückler's.

Ueber Hardenberg's persönliche Verhältnisse geben die folgenden merkwürdigen Blätter den getreuesten Aufschluß, die von Varnhagen niedergeschrieben und bewahrt wurden.

Aus mündlicher Mittheilung der Fürstin von Pückler, geschiedenen Gräfin von Pappenheim, geb. Freiin von Hardenberg.

„Der Vater Hardenberg's war hannöverscher Feldmarschall, ein redlicher, biederer Mann, von alter Treue und Ehre. Mehr als dieser wirkte jedoch auf Hardenberg's Jugend ein Oheim, Bruder seines Vaters, bei Herrenhausen wohnhaft, der auf die Entwickelung seines Geistes und Herzens, auf seine Studien und Neigungen den wohlthätigsten Einfluß hatte.

Hardenberg und ein Herr von Busch besuchten gemeinschaftlich ein Jahr hindurch die gewöhnliche Bürgerschule zu Hannover, als die einzigen ihres Standes. Die Sache machte Aufsehen. Hardenberg meinte, von daher kenne er vieles, was ihm sonst verborgen geblieben wäre; seine Ansichten

über Volk, Stände u. s. w. behielten von dieser Zeit her durch sein ganzes Leben eine demokratische Vorliebe.

Er studirte in Göttingen, war ein glänzender Jüngling, überall gut aufgenommen, geliebt, bewundert. Viel Munterkeit und Leichtsinn.

Reiste dann mit seinem Vater nach England. Auch dort viel persönliche Annehmlichkeit. Von den Engländern sehr eingenommen; ihre Denkart, Sitte, Freimüthigkeit, Großmuth wirkten tief auf ihn ein. Auch diese Richtung blieb ihm zeitlebens.

Er reiste nach Frankreich, Italien. Hielt sich dann längere Zeit in Regensburg auf, in einer damals bedeutenden und gebildeten Welt. Eine schöne Dame, mit der er in vertrautes Verhältniß kam, vollendete seine Bildung, wie er noch spät dankbar anerkannte. Er gefiel aber nicht blos dieser, sondern allgemein Frauen und Männern.

Als er nach Hannover zurückgekehrt war, wählte seine Mutter für ihn die reiche Erbtochter Gräfin Reventlow, mit deren Mutter sie sehr bekannt gewesen, zur Gattin. Das fünfzehnjährige Mädchen — ihrer Entwickelung nach fast noch Kind — willigte, nachdem sie ihn gesehen, sogleich ein: „Ja, den will ich haben!" War überaus schöne Blondine, zart, fein, vornehm, verwöhnt und verzogen; ungemein reich.

Hardenberg verstand sie nicht zu leiten, war selbst jung und leichtsinnig; seine Mutter wußte gegen die Schwiegertochter nur streng zu sein, ohne Liebe und Klugheit, stets zum Tadeln geneigt, arge Richterin jedes Benehmens; sie wurde gefürchtet, und gemieden; bald, bei erwachtem Gefühl ihrer Selbstständigkeit, bei so großem Reichthum, unter so vielen Schmeichlern und Bewerbern, achtete die junge Frau der unangenehmen Schwiegermutter nicht mehr, Hardenberg selbst gab das Beispiel des Leichtsinns und muntern Welt-

genusses. Zwei Kinder. Er machte der Gattin allerlei Untreue, und hegte eine wachsende Liebesneigung zu Fräulein von Lenthe, einer hinreißenden Schönheit voll Anmuth und Innigkeit.

Reise nach England (1780 oder 1781). Wohnten im Park von Alt-Windsor; die Königliche Familie kam häufig zum Besuch dahin, Georg der Dritte ganz familiär mit Hardenberg's, die überall wohl aufgenommen und begünstigt waren. Der Prinz von Wallis (jetzt König Georg der Vierte,) faßte eine Leidenschaft zur Baronin Hardenberg; seine Bewerbungen machten um so leichter Eindruck, als die junge Frau ihren Gatten schon durch andere Neigung sich entfremdet sah. Der Prinz machte den Plan, sie sollte ihren Mann verlassen, in England bleiben, ihm angehören, die schönste und herrlichste Zukunft erwarten. Ihre Einbildungskraft wurde durch solche Vorschläge befangen, sie ging darauf ein. Die Königin, Mutter des Prinzen, erfuhr die Sache, und verrieth sie heimlich Hardenberg'en. Dieser nahm die Geschichte wie ein beleidigter Edelmann*), forderte den Prinzen zum Zweikampf, und traf, gewarnt und durch höhere Befehle gedrängt, Anstalten zur Abreise. Nahm seinen Abschied aus hannöverschen Diensten und trat in braunschweigische.

Inzwischen wuchs die Leidenschaft zur Lenthe; diese liebte gleichfalls heftig; die höchste, innigste, gegenseitigste Herzensgluth, die wahrste, ächteste Empfindung fand hier statt. Die Scheidung von der Reventlow wurde betrieben — die versuchte Ausgleichung und versöhnte Wiedergenossenschaft hatte nicht Stand gehalten — das Urtheil fiel gegen die Frau aus, das große Vermögen wurde dem Manne zugesprochen;

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Hardenberg traf den Prinzen in flagranti bei seiner Frau im Schlafzimmer, zog den Degen, und verfolgte den Fliehenden mehrere Zimmer hindurch; am Ende mochte er ihn doch gern unblutig entwischen lassen.

der Stiefvater der Reventlow, Herr von Thienen, ein harter, böser Mann, trug sogar darauf an, daß die Geschiedene irgendwo auf den Gütern in Dänemark eingesperrt würde. Die Sachen standen so, als Hardenberg, der Scheidung schon gewiß, und voll Ungeduld der neuen Verbindung zueilend, noch vor der Ausfertigung des Scheidebriefs heimlich in Hamburg die Lenthe heirathete. Dies wurde verrathen, und gab der Gegenparthei die Oberhand. Das Vermögen der Reventlow wurde nun, bei Hardenberg's offenbarem Fehl, ihm wieder abgesprochen. Er gerieth in die unglücklichste Lage. Dies war im Jahre 1789 (?). Ein Jude in Braunschweig, Herz Samson, schoß ihm großmüthig die beträchtlichsten Summen vor.

Die Reventlow starb in Regensburg, 33 Jahr alt. — Trotz allem Vorgefallenen behauptete sie stets, sie habe zu niemanden solch Vertrauen, wie noch immer zu Hardenberg.

Hardenberg hatte seine Tochter zu einer Verwandten gegeben, seinen Sohn auf das Pädagogium zu Halle (auch zu Kopenhagen war derselbe eine Zeitlang zu seiner Ausbildung); um beide kümmerte er sich fast gar nicht. In Ansbach als Minister etablirt, hatte er seine Tochter wieder bei sich, die sich mit der Stiefmutter sehr gut vertrug. Die Liebe der beiden Gatten dauerte fort, erlitt aber große Störungen; Hardenberg gab Anlaß zu vielfacher Eifersucht, die sich heftigst erging.

Hardenberg's Tochter war schon mit Graf Pappenheim verheirathet, und zum Besuch in Ansbach, als die Stiefmutter ihr vorschlug, Hardenberg in Frankfurt am Main, wo er politischen Geschäften seit längerer Zeit oblag, zu überraschen. Beide Damen reisten dahin. Hardenberg hatte hier eine Maitresse, eine Sängerin, verheirathete Langenthal, Mutter mehrerer Kinder, ihr Mann gleichfalls Akteur. Die Gräfin Pappenheim sah sie das erstemal auf der Bühne

in der Rolle der Papagena. Das Verhältniß ließ sich nicht verbergen, Hardenberg bekannte dasselbe endlich seiner Frau ganz offen, er könne nicht ohne diese Neigung leben, er verspreche alles anzuwenden, um sie in der Folge zu besiegen, nur jetzt nicht u. s. w. Es gab schmerzliche, arge Auftritte. Dreijährige Leiden voller Bewegung und Unruhe, in allem Wechsel der Stimmungen, Verhältnisse. Die Lenthe, schön wie ein Engel, hinreißend liebevoll, anschmiegend und zart, wurde umworben und umschmeichelt, aber ganz vergebens; unter so vielen französischen Emigranten, die es darauf eigens anlegten, die von ihrem Manne aufgegebene Frau zu trösten, konnte keiner ihre Gunst gewinnen, und es waren die schönsten, einnehmendsten Männer unter ihnen. Aber eine Emigrantin wurde ihre Freundin und Gefährtin. Diese wußte in kurzem den Sinn der zarten, feinen, empfindungsvollen, aber exaltirten Frau ganz umzustimmen. Sie redete ihr die Nothwendigkeit vor, einen Liebhaber zu nehmen, und zwar, damit es kein Aufsehen mache, aus niederem Stande; Genuß, Rache, Zerstreuung, Erhebung über Vorurtheil, alles wurde geltend gemacht. Die arme Frau, um ihre Einsamkeit zu erfüllen, hatte Sprachen getrieben, Malerei, Musik; der Lehrer der letzteren wurde zuerst berufen, sie entschiedener zu trösten; als die schöne, vornehme, hochgeehrte Frau es über sich gewann, ihm zuerst ihre Gunst anzukündigen, fiel er in Ohnmacht, so groß war seine Ueberraschung, so herrlich erschien ihm sein Glück. Sie wurde schwanger. Hardenberg mußte sich nun abermals scheiden lassen; die Sache hätte im Stillen abgethan werden können, aber Hardenberg's Familie machte unnöthigen Lärm, behandelte alles hart und plump, und der Skandal hatte keine Gränzen. Die Lenthe, über alle Scheu nun hinaus, fiel immer tiefer; nach vielen Abentheuern lebte sie zuletzt in Neapel, wo sie wahrscheinlich gestorben ist. Die wahre Liebe, die sie für Hardenberg ge-

fühlt, zeigte auch späterhin noch ihre Wirkung, auch behielt Hardenberg für sie, trotz alles Vorgegangenen, stets ein günstiges Gefühl.

Die Langenthal ließ sich scheiden, nahm ihren Familiennamen Schönemann wieder an, und folgte Hardenberg als seine offenbare Maitresse nach Berlin, wo sie mit ihm wohnte und aß. Er forderte mit Ernst und Nachdruck, daß seine Geschwister und Kinder seine Geliebte freundschaftlich sähen; er konnte sehr hart werden, und gewaltig zürnen, wenn darin nicht alles nach seinem Sinne ging. Die Frau war unaussprechlich gemein und roh, und machte die Familie viel leiden. Hardenberg war ihr nicht treuer, als den anderen; daraus entstanden abscheuliche Vorwürfe und Zänke.

Im Jahre 1807 auf der Flucht in Preußen hatte ein Postmeister die Schönemann, welche Postpferde verlangte, arg beschimpft, und unter anderen gesagt, an solcher Ministermaitresse sei gar nichts gelegen, die könne bis zuletzt warten. Als sie mit Hardenberg wieder zusammenkam, klagte sie ihm den Vorfall. Voll Entrüstung und Mitleid sagte er, das solle nicht wieder vorkommen können, er wolle sie zu seiner Frau machen. Sie fiel ihm aus freudiger Dankbarkeit zu Füßen.

Nach dem Frieden von Tilsit ging Hardenberg mit seiner Frau nach Grohnde zu seinem Bruder, wo er blieb, bis die Einleitungen zu seinem Wiederantritt preußischer Staatsdienste ihn von dort abriefen.

Seine dritte Frau hat ihm das Leben noch mehr verbittert, als die beiden ersten. Eifersucht auf Frau von Beguelin; gemeine Zänkereien, Maulen. Sie schaffte sich auch Liebhaber an, untergeordnete, rohe. Eine arge Wirthschaft!

Koreff, dessen Einfluß begann, seitdem er von Frankfurt am Main im Jahre 1815 auf der Rückreise von Paris nach Berlin sich zum Kanzler in den Wagen gesetzt — die ersten

Stationen war die Gräfin Pappenheim mit ihrem Vater gefahren, dann setzte sie sich wieder zu ihren Töchtern ein, und Koreff nahm ihren Platz — war auch ein Liebhaber der Fürstin Hardenberg. Er hatte die Mlle. Hähnel am magnetischen Baquet, wo sie unter vielen Anderen dem Kanzler aufgefallen war, zu ihrer nachherigen Rolle auserſehen, und sie zur Gesellschafterin der Fürstin gemacht. Der alte Kanzler wurde von diesen Dreien nun ganz geleitet. Die Tochter des Kanzlers wurde ganz fremd gehalten; sie sah denselben oft in drei, vier Wochen nicht, vertraut und allein gar nie. Indessen fühlte die Hähnel bald sich stark genug, die Anderen zu entbehren. Die Fürstin und Koreff sahen sich aus Hardenberg's Haus entfernt. Beide kannten in ihrer Wuth keine Gränzen; die Fürstin drohte mit Enthüllung arger Dinge, Graf Pückler gab dem Kanzler davon nach Troppau Nachricht, dieser besuchte nun bei der Rückkehr von Troppau seine Tochter in Muskau, fiel ihr um den Hals, beklagte sein Unglück, bekannte, daß er gegen sie sehr gefehlt habe, daß er ihr so lange fremd gewesen u. s. w. Ihn begleiteten die Hähnel und Schöll. Es ergab sich der Auftrag für Pückler, nach Teplitz zu reisen, und mit der Fürstin ein völliges Abkommen zu treffen, was auch geschah und gelang; Koreff wurde dabei, so sehr er sich bei der Fürstin bemühte, nicht berücksichtigt.

Mit der Fürstin Pückler und dem Fürsten reiste Hardenberg ohne die Hähnel nach Hannover zur Hochzeit seines Bruders. Auf dieser Reise erschloß sich sein Herz auf's neue zärtlichst gegen seine Tochter; alle Nachmittage entzog er sich der großen, ihm doch meistentheils fremdartigen Gesellschaft, und brachte mehrere Stunden mit ihr vertraulich zu; oft sehr gerührt und reuig über so manches Vorgegangene. Er hatte sich der Hähnel sehr entwöhnt, und es kostete ihm einige Ueberwindung, sie wieder um sich zu sehen,

doch war bald das alte Verhältniß hergestellt. Die Wirthschaft war jetzt gemeiner als je; die Hähnel besoff sich, schimpfte u. s. w. Die Sachen wurden immer ärger, der Kanzler trug seine Fesseln schon mit größtem Widerwillen. Erzählung des Geh. Raths Rust von den letzten Tagen in Genua.

Hardenberg hatte drei Brüder, der älteste war Oberhauptmann in Grohnde, der zweite Deutscher Herr (war in Ostindien, starb etwa in den Dreißigen), der dritte Oberlandjägermeister in Ansbach. Von dreien Schwestern heirathete die älteste einen Herrn von Münchhausen, sie war nur ein Jahr jünger als Hardenberg, und seine innigste Vertraute bis zu seiner dritten Heirath; die zweite den Grafen Flemming, die dritte den Grafen Seckendorf.

Man warf Hardenberg häufig vor, daß er zu sehr in's Detail gehe, zu vieles selbst durchsehe und durcharbeite. Sein Bruder rief ihn einmal von der Arbeit an, sie hatte schon sehr lange gedauert, und Hardenberg wollte dennoch mehrere Sachen noch selbst ausfertigen. Der Bruder warf ihm seine zu große Sorgsamkeit vor, dergleichen, meinte er, müsse man den Räthen überlassen. Da nahm ihn Hardenberg freundlich bei der Hand, drückte sie ihm herzlich, und fragte ihn liebevoll: „Nun hör' 'mal, wenn's nun Deine Sache wäre, würde Dir's lieb sein, daß ich sie den Räthen nur so überließe?" Und er beendigte erst sein Tagewerk, ehe er mit dem Bruder ging.

Hardenberg war besonders in seiner früheren Zeit von Personen, denen er sein Vertrauen geschenkt, vielmals hintergangen worden. Einst wegen seines zu leicht geschenkten Zutrauens gewarnt, sagte er: „Das Gefühl, Vertrauen zu geben, ist so herrlich, daß ich lieber noch hundertmal betrogen werden will, als ihm entsagen!"

Er ging sehr auf den ersten Eindruck, den Personen

ihm machten, und meinte, derselbe habe immer Recht behalten. Von einem Manne, den er als seinen ärgsten Feind und Beschädiger in seinem ganzen Leben habe erkennen müssen, sagte er, derselbe sei die Freundlichkeit selber gegen ihn gewesen, und doch, als er denselben zuerst erblickt, sei ihm gleich „von der Scheitel bis zur Sohle kalt geworden." (Dies soll sein Stiefschwiegervater, Herr von Thienen, gewesen sein.)"*)

Es ist in Vorstehendem schon der Reise Erwähnung gethan, die Pückler im Auftrage Hardenberg's nach Teplitz machte, um mit der Fürstin zu unterhandeln. Er brachte zur Zufriedenheit des Staatskanzlers eine Uebereinkunft zu Stande, deren zufolge die beiden Gatten in Zukunft getrennt leben wollten. So schied sich Hardenberg auch von seiner dritten Frau, wie von den beiden ersten! —

Er gewann aber damit noch keine Freiheit, denn er blieb dafür um so ausschließlicher unter dem unheilvollen Einfluß der Frau von Kimsky, die von Varnhagen in gleichfalls noch ungedruckten Notizen folgendermaßen charakterisirt wird.

„Frau von Kimsky, geb. Hähnel, war eine Bäckerstochter aus Neu-Brandenburg. Gesellschafterin der Fürstin von Hardenberg. Verschmitzte, eigennützige Betrügerin, als Somnambüle in Koreff's Händen, betrügt sie den Fürsten mit Koreff im Einverständniß, und dann den Arzt selber. Sie wurde darauf des Fürsten Pflegerin, — Geliebte kann man es nicht nennen. Doch war sie ihm in seinen letzten Stunden ganz verhaßt.

Bereichert aus Hardenberg'scher Beute — man schätzte sie auf 50,000 Thaler — heirathete sie einen unbedeutenden Herrn von Kimsky, mit dem sie nach Rom ging.

---

*) Vorstehende mündliche Mittheilungen erhielt Varnhagen von der Fürstin Pückler am 28. Dezember 1827; die Anmerkung auf S. 198 erhielt er jedoch aus anderer Quelle.

Hier wurde sie katholisch, und stand bald bei mehreren Kardinälen, besonders aber beim Pabst Gregor dem Sechzehnten in größtem Ansehen. Sie unterstand sich sogar, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten in der Streitigkeit wegen des Erzbischofs von Köln ihre Vermittlung beim Pabst anzubieten!"

Auch Pückler, der anfänglich noch einige gute Eigenschaften in Frau von Kimsky voraussetzte, haßte sie, nachdem er ihren Charakter erkannt hatte, wie einen bösen Dämon.

Die letzten Lebenstage des Staatskanzlers bestätigten nur zu sehr diese Anschauung.

Hardenberg reiste in Begleitung seines Arztes, des berühmten Doktor Rust, nach Italien ab, um sich nach dem Kongreß von Verona zu begeben. Pückler's Wunsch, ihn dorthin mitzunehmen, lehnte er ab. Dagegen widerstand er nicht den dringenden und heftig anstürmenden Bitten der Kimsky, ihm nachfolgen zu dürfen, und so kam sie ihm mit ihrem Gatten dahin nach, und beide begleiteten ihn weiter nach Mailand und Genua. An letzterem Orte verschlimmerte sich das Befinden des Staatskanzlers, und er starb daselbst den 26. November 1822.

In Varnhagen's Nachlaß befindet sich über Hardenberg's letzte Augenblicke die folgende Angabe: „Als Hardenberg (in Genua, 1822) im Sterben lag, und der Geh. Rath Doktor Rust den Puls ihm fühlend nach der Uhr blickte, um die Stunde zu bestimmen, bis wie weit die Agonie wohl sich erstrecken dürfte, richtete der Sterbende unerwartet mit letzter Kraft nochmals das gesenkte Haupt empor, öffnete die Augen, und blickte heiter und mild, mit himmlischer Freundlichkeit rings die Umstehenden an, gleichsam jeden einzeln grüßend und von ihm Abschied nehmend; als aber sein Blick auf Frau von Kimsky fiel — erst am Vormittage, nach einer heftigen Zank- und Aergerszene mit ihr, hatte

sich der Anfall des Schlagflusses wiederholt — so verzog sein ganzes Antlitz sich in das Bild des gräßlichsten Widerwillens und Abscheues; selbst die Hände erhoben sich krampfhaft abwehrend, und nach diesem Blicke des tiefsten Unwillens und der innersten Empörung, mit welchem gewissermaßen die irdische Last der Täuschung und Verführung, die Bande des bösen Reizes und des magnetischen Zwanges abfielen, sank er auf's neue dahin, und verschied.

Der Geh. Rath Rust hat diesen Vorgang so an den Geh. Staatsrath Stägemann, und an die Fürstin von Pückler berichtet; beide haben mir in verschiedener Zeit diese Erzählung auf ganz übereinstimmende Weise wiederholt."

Pückler schrieb darüber an Lucie aus Berlin: „Eben ist der Jäger Ritter aus Verona gekommen, und hat mir merkwürdige Details über Deines armen Vaters Tod gebracht. In Mailand, wo sich seine Krankheit angefangen, hat man ihn in einem Tage auf den Mailänder Dom 400 Stufen hoch steigen lassen, und dann den Abend in sechs Theater nacheinander gehen, so daß er erst um 1 Uhr ganz erschöpft zu Haus gekommen ist. So ist die Reise fortgesetzt worden. Früh halb fünf abgereist, und ganz spät angekommen bis Genua. Dort ist ausgestiegen worden, und zu Fuß erst nach dem Hafen und Leuchtthurm gegangen, Kimsky und seine Frau voraus, und der Fürst allein hinterherlaufend, so daß er sich schon krank und schwach von neuem erkältet, und kaum im Gasthof angekommen, ihn auch nicht wieder verlassen hat. Seine Besinnung soll er bis fast zum Augenblick des Todes gehabt haben, und nachdem er den Kopf auf die Brust gesenkt, in tiefem Schweigen versunken lange gesessen (denn er ist auf dem Stuhle sitzend gestorben), erzählt Ritter, habe er sich mit einemmal hoch aufgerichtet, und einen so furchtbar drohenden Blick auf die Kimsky geworfen, daß ein Schauder die ganze Gesellschaft ergriffen

hat, und sie ohnmächtig hingesunken ist. Vielleicht hat in diesem Augenblick sein Geist zu spät die Wahrheit eingesehen! Sobald er todt war, hat sich alles voll Abscheu von diesem Paare gewendet, und keine Gemeinschaft mehr mit ihm gehabt, sondern sie allein abreisen lassen. Man weiß nach dieser Erzählung kaum was man denken soll, und ob man den armen Alten nicht am Ende absichtlich hingeopfert hat. Rust's Schwäche, sich nicht besser opponirt zu haben, ist höchst tadelnswerth, aber zu entschuldigen, wenn man die Gewalt kannte, welche der feindliche Dämon über Deinen Vater und alles was ihn umgab ausübte.

Sollte die Kimsky die Frechheit haben, zu Dir nach Muskau zu kommen, so hoffe ich, daß Du sie gehörig abweisen wirst. Schaumann schreibt, sie habe noch zuletzt dem Fürsten seine Geldbörse gestohlen, und sei von ihm auf die härteste Weise behandelt worden, jedoch unter dem Vorwande, es sei ein Geschenk des Fürsten, den Raub festgehalten.

In Glienicke hat man Staatspapiere in ihrer Kommode gefunden, kurzum der Spektakel über diese Kreatur ist gränzenlos. Ich bin sehr begierig auf Rust's Ankunft, den man allgemein sehr tadelt, und wegen seiner Unthätigkeit verantwortlich macht. Es ist jetzt wirklich ein Glück, daß ich nicht dabei war!

Was das Majorat betrifft, so sind außer Hellwig, der es gemacht hat, alle Advokaten, auch Stägemann, der Meinung, daß es unhaltbar sei. Kann es aufrecht erhalten werden, so bist Du so gut wie enterbt, und erhältst gar nichts. Es ist aber nicht denkbar.

Unsere 20,000 Thaler sind heute endlich gezahlt, und schon an Beneke überwiesen. Die Hälfte davon ist aber leider schon hin. Indessen, wenn es gut geht, und Gott hilft, so bringt uns das andere Geschäft bald wieder einige Fonds.

Von der Erbschaft werden wir wohl vor mehreren Jahren nichts zu sehen bekommen, aber ich zweifle nicht, daß wir am Ende 100,000 Thaler davon lösen, obgleich Deine légitime nur den sechsten Theil des ganzen Vermögens ausmacht.

Dein einziger Lou.

Eben schickt mir Rother einen Bericht von Rust, den ich beilege."

Neunzehnter Abschnitt.

Sorgen. Hoffeste. Die Braut des Kronprinzen, Elisabeth von Baiern. Das Hermannsbad. Muskau. Der Park. Gartengenie. Petzold über Pückler. Die Hermannseiche. Die Schwesterneichen. Die Thoreichen. Eine Tannengruppe. Ein Weihnachtsbaum. Blumenbeete. Plan zu einer Grabstätte.

Nach des Staatskanzlers Tode verschlechterten sich Pückler's Finanzverhältnisse noch immer mehr. „Uebrigens ist es allerdings ein Unglück," schrieb er den 19. Februar an Lucie aus Berlin, „daß wir beide geborene Verschwender sind, und dies ist der eigentliche Abgrund, nicht Muskau. In keiner einzelnen Sache ist es zu suchen, in allem zusammen. Wir haben ungeheure Summen verthan, das ist nicht zu läugnen, das zeigen unsere Sündenregister. Wir schieben es uns, so viel wie möglich, einer dem anderen zu, au bout du compte wird wohl keiner dem anderen viel vorzuwerfen haben, und ob wir werden recht sparsam sein können, ohne durch die größte Noth dazu gezwungen zu werden, ist auch noch ein Problem für mich." Es war schon so weit gekommen, daß Pückler sein letztes Reitpferd verkauft hatte.

Immer wieder reiste Pückler nach Berlin, in der Hoffnung, seine Angelegenheiten dort in einer oder der anderen Art zu fördern. Bei den Festlichkeiten zur Vermählung des Kronprinzen, und nachmaligen Friedrich Wilhelms des

Vierten, verfehlte er nicht zu erscheinen, obgleich er manche Last davon hatte. Obgleich in voller männlicher Schönheit strahlend, erst 38 Jahre alt, waren seine Haare doch früh ergraut, und er fand es gut, sich dieselben zu färben, eine widerwärtige Arbeit, über die er seufzte und klagte, da sie ihm jedesmal acht Stunden wegnahm, und alle Monate wiederholt werden mußte. Auch Schnupfen und Erkältung holte er sich dabei, die bei den Hoffesten im kalten Schlosse, wo Schuhe und Strümpfe erforderlich waren, sich nur vermehrten.

Die Braut des Kronprinzen, Elisabeth von Baiern, machte Pückler den besten Eindruck. „Die Prinzessin ist meines Erachtens nach," schrieb er an Lucie den 29. November 1823, „recht sehr hübsch, und vollkommen graziös, und zeigt beim ersten Blick eine weit bessere Erziehung, als sie hier üblich ist. Der Einzug soll imposant gewesen sein, ich habe leider nichts davon sehen können. Die Illumination Abends war ganz mesquin, und solche abgeschmackte Polizeieinrichtungen getroffen, daß alle Straßen versperrt waren, und bei der neuen Brücke eine Menge Menschen verunglückt sind." Den 2. Dezember fügte er hinzu, „die Kronprinzessin habe ich nun zweimal gesprochen, und finde sie außerordentlich liebenswürdig, und dabei sehr hübsch, besonders schöne Augen und Zähne."

Während Pückler's Abwesenheiten beschäftigte Lucie sich damit, in der Nähe von Muskau ein Bad anzulegen, das den Namen Hermannsbad erhielt, und von den Doktoren Rust und Hermbstädt eifrigst empfohlen wurde. Moor- und Mineralbäder fanden sich hier in der lieblichsten Umgebung. Längs dem Ufer der Neiße zog sich der Weg nach dem Bade hin, das in einem Thale belegen, von bewaldeten Höhen und Feld- und Wiesenfluren umgeben war. Herrliche Blumenparthieen bildeten einen heiteren Gegensatz zu

dem ernsten Tannengrün, und neben dem Musikchor des Kurhauses hörte man das ferne Hämmern der Bergleute des Allaunwerkes. Lucie wollte zeigen, daß sie im Talent für landschaftliche Anlagen mit Pückler wetteifern könne, und es gelang ihr.

Es war dies eine Sympathie zwischen Hermann und Lucie, daß sie in dem Geschmack für die künstlerische Gestaltung der Gärten sich begegneten. Es war dies eine ideale Welt, in der sie ihre beste Erholung und Zuflucht fanden, im Gegensatz zu den Bitterkeiten des Weltlebens. Lucie ging in Pückler's Gedanken liebevoll ein, sie lernte von ihm, jeder neue Plan wurde besprochen, verhandelt, und wenn sie zuweilen ihm mit gutem Rath zur Seite ging, so freute er sich neidlos ihres Talentes, und zollte ihm begeisterte Lobsprüche.

Muskau war Pückler's Dichtung, sein Lieblingskind, und mit richtiger Bezeichnung sagte er einmal zu Bettina von Arnim, der Park sei sein Herz, wer sein Herz kennen lernen wolle, müsse den Park sehen. Darum auch, wenn er noch so sehr zum Sparen veranlaßt sein mochte, für Muskau konnte er sich nicht entschließen, zu sparen; es schien ihm eine schöne Pflicht, den Sitz seiner Väter zu verherrlichen.

Und wie sehr war ihm dies gelungen, wie sehr hatte er ihn umgewandelt, seit er ihn übernommen! Die wendische Kiefernhaide, die Neiße, welche die Thallandschaft durchströmt, die Hügelreihen, welche sie umschließen, die hochbelaubten Rieseneichen, die als ein Vermächtniß der slavischen Vorzeit den schönsten Schmuck der Gegend bildeten, waren die einzigen Anhaltspunkte für sein Verschönerungswerk.

Was Pückler auf seinen Reisen in Frankreich, in Italien, und besonders in England in Bezug auf Gartenkunst

gesehen, war für ihn höchst wichtig, aber er ahmte keinen der fremden Style sklavisch nach, dazu war er zu eigenthümlich, zu genial. Seine Verdienste auf diesem Gebiet waren so außerordentlich, daß sie reichliche Anerkennung und Bewunderung finden mußten. Mit Recht sagt der geschätzte Parkinspektor Petzold in Muskau, der unter der Leitung Pückler's als junger Mann seine Studien als Gärtner gemacht, und sich später durch seine wissenschaftliche Ausbildung und seine Begabung, so wie durch mehrere verdienstvolle Werke über die Gartenkunst vortheilhaft auszeichnete, daß, so wie Goethe als der Altmeister der deutschen Dichter genannt werde, so sei Pückler seit vielen Jahren schon als Altmeister der deutschen Gartenkunst bezeichnet worden.

Pückler's Wirken in dieser Hinsicht kann nicht besser anschaulich gemacht werden, als durch die Worte seines ebenso liebevollen als einsichtigen Schülers. Petzold schreibt in einer biographischen Skizze, die er nach Pückler's Tode erscheinen ließ*):

„Das ganze Geheimniß seines Stils beruht auf dem Studium der Natur, und auf einem hohen Verständniß derselben. Er studirte die Eigenthümlichkeiten jedes Terrains, brachte die Vorzüge desselben zur Geltung, und ließ sich niemals beikommen, die Natur neu schaffen zu wollen. Auf diese Weise erhielten seine Anlagen bei aller Einfachheit stets das Gepräge des Natürlichen und Großartigen — einen großen Zug — dem man es sogleich ansah, daß hier ein und derselbe Geist gewaltet habe. Aus der Natur hat er stets seine Motive entnommen, wie es auch bei jedem bildenden Künstler sein muß, denn das ist ja, wie Goethe sagt, das Große in der Natur, daß sie so einfach

*) Fürst Hermann von Pückler-Muskau in seinen Beziehungen zur bildenden Gartenkunst Deutschlands. Eine biographische Skizze vom Parkinspektor E. Petzold in Muskau.

ist. Nirgends darf sich die Kunst verrathen; wo dies aber nicht zu vermeiden ist, muß dieselbe ungezwungen, sich gleichsam von selbst ergebend sein, und das Nützliche stets in schöner Form erscheinen."

Das Studium der Natur und das Zurückführen auf ihre Gesetze war es auch, um derentwillen Pückler den englischen Landschaftsgärtner Repton so hoch verehrte, und dessen berühmtes Werk mit liebevollem Eifer studirte. „Repton bleibt der Heros unserer Kunst, die wahre Bibel der Landschaftsgärtnerei," schrieb Pückler an Petzold. Auch ließ er 1822 den Sohn Repton's eigens auf seine Kosten nach Muskau kommen, um sich mit ihm über einige Anlagen und Veränderungen zu berathen. Neidisch, eifersüchtig auf Andere, war Pückler nie; die reinste Freude erfüllte sein Herz, seine ächte Künstlerseele, wo er anerkennen, ja bewundern konnte. Er dürstete nach Schönheit, und war dankbar, entzückt, begeistert, wo er sie fand. Ein germanischer Christ war er nicht, in europäische Sitten konnte er sich nicht finden, und daraus entstanden seine Verirrungen; aber in der griechischen Schönheitswelt, im Olymp wäre er an seiner Stelle gewesen, und hätte würdig den anderen Göttern zur Seite gestanden.

Doch kehren wir vom Olymp zur deutschen Gartenkunst zurück.

Auch über das Buch Petzold's „Die Landschaftsgärtnerei"*) freute sich Pückler ungemein, nicht bloß, wie Petzold bescheiden sagt, „weil darin die Repton'schen Grundsätze

*) Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch für Gärtner, Architekten, Gutsbesitzer, und Freunde der Gärtnerei. Mit Zugrundelegung Repton'scher Prinzipien, von E. Petzold, Park- und Garteninspektor Sr. K. H. des Prinzen Friedrich der Niederlande in Muskau. Leipzig 1862.

zur Geltung kommen," sondern weil er das Werk in allen seinen Verdiensten zu würdigen wußte.

Sehr lebendig und klar schildert Petzold in der oben erwähnten biographischen Skizze die Art, wie Pückler arbeitete.

„Wenn der Fürst ein neues Terrain zur Anlage bestimmt hatte," heißt es darin, „so waren es zuerst die Wege, welche er absteckte, und gleich und so weit planiren ließ, daß sie auch begangen und befahren werden konnten. In Führung der Wege war er ein großer Meister. Mit Recht behauptete er, sie seien die unsichtbaren Führer, welche den Beschauer unbemerkt auf die schönsten Punkte leiteten, und es komme alles darauf an, wie eine Gegend oder auch ein Gegenstand in derselben gezeigt werde. Ihre Führung war eine ungezwungene, gleichsam sich von selbst ergebende, und ihre Bauart je nach ihrer Bestimmung als Fahr- oder Fußwege bequem und zweckmäßig. Das „Zuviel" hat er hierin stets vermieden; jeder Weg mußte seinen bestimmten Zweck haben, und dieser stets in die Augen springen. Nur vorhandene oder geschaffene Hindernisse waren bestimmend für die Biegung derselben. Zu viel Wege haben keinen Zweck, sie durchschneiden das Terrain unangenehm und verkleinern es scheinbar; nebenbei vertheuern sie die Unterhaltung. Um den Charakter der Größe nicht zu beeinträchtigen, ließ er auch die nothwendigen Wege so wenig als möglich sichtbar werden, und immer nur da, wo dieses Sichtbarwerdenlassen zur Charakterisirung der Umgegend nothwendig war."

„Nachdem die Wege bestimmt waren, ging der Fürst an das Abstecken der Pflanzungen, zuerst der größeren Massen derselben, um erst das Bild in seinen großen Umrissen und Grundrissen gewissermaßen festzustellen, dann an die Profilirung des Bildes durch Aufstellung einzelner, namentlich

gleich großer Bäume und Baumgruppen, welche übrigens auch, wo nöthig, gleich in die Pflanzung vertheilt wurden, und an die kleineren Parthieen; zuletzt kamen die Planaden und Rasenflächen."

„In der Anlage und Benutzung des Wassers hat er Großes geleistet und ein hohes Verständniß gezeigt, sowohl in Anlage von Seen und Teichen, als in der landschaftlichen Benutzung von Flüssen und Bächen. — — Wie genau der Fürst diese Verschiedenartigkeit, in welcher die Wasserfläche in der Landschaft auftritt, studirt hatte, und wie meisterhaft er dieselbe für seine Schöpfungen zu verwerthen verstand, zeigt die Behandlung der Ufer des den Park von Muskau durchströmenden Neißeflusses, und die Anlage der Brücken, so wie die bis in die kleinsten Details gelungene Leitung eines Armes derselben, den er als „kleines Flüßchen" durch die Anlagen geführt, und zur Bildung des Schloßsees und des Eichsees benutzt hat. In wahrhaft großartigem Stile ist sie ausgeführt, überall ein tiefes Verständniß der Natur bekundend. Als Muster eines künstlichen Teiches kann die Wasseranlage im Jagdschloß bei Muskau gelten. In dem das Jagdschloß umgebenden Urwalde ist das Wasser eines unscheinbaren Grabens in ein Becken gesammelt, umgeben von riesigen Rothtannen, Kiefern und Eichen, welche aus niederem Gebüsch hervortreten. Das verschiedenartige Grün dieser Umgebung im Verein mit dem dunkeln Spiegelbilde, und die tiefe Ruhe des Waldes geben diesem Orte einen wahrhaft poetischen Reiz." — —

„Was die Werke des Fürsten ganz charakterisirt, ist die Entschiedenheit in der Form, welche sich überall kundgiebt, und diese Entschiedenheit tritt namentlich hervor in seinen Pflanzungen." — —

„Den Blumengarten, in welchem die landschaftliche Gruppirung immer eine Hauptsache ist, und mit dem Ganzen zusammengehen muß, bepflanzte er ausschließlich mit den edelsten Bäumen und den feinsten Gehölzen; er betrachtete denselben als eine Erweiterung der Wohnzimmer, und ließ, wie in jenen, so in diesem, seiner Laune, was die Ausschmückung mit Blumen, Vasen, Statuen u. s. w. anlangte, freien Spielraum.“

So weit Petzold. Wer jemals den Park von Muskau gesehen hat, wird die Richtigkeit dieser Schilderung bestätigen, wer nicht dort war, sich wenigstens ein ungefähres Bild von Pückler's Schöpfungen machen können.

Mit größter Liebe pflegte und schonte Pückler die herrlichen Bäume, die seine Herrschaft schmückten, und ließ außerdem jährlich mehre hunderte alter Bäume pflanzen. Manchen der schönsten gab er besondere Namen. Die „Hermannseiche“ trägt seinen eigenen Namen, ein uralter Baum von einem Umfang, wie man deren selten findet, sowohl was den Stamm als das ungeheure Blätterdach anbelangt, das allein schon einen schwebenden Wald bildet. Drei andere zusammenstehende Eichen benannte er nach seinen drei Schwestern, Clementine, Bianca und Agnes, die Schwesterneichen. Zwei Eichen, die nebeneinanderstehend, gewissermaßen ein natürliches Thor bildeten, nannte er „die Thoreichen“, einmal, weil sie wie ein Thor aussahen, zweitens, weil sie an den alten Gott Thor erinnerten, dem hier in der Vorzeit geopfert wurde, und endlich, weil, wie er humoristisch hinzusetzte, „ich so ein großer Thor bin, all mein Geld für Muskau auszugeben!“

In Verzweiflung war Pückler, als einmal sein Fasanenwächter von einer prachtvollen Tannengruppe, die sich in der Nähe des Schlosses befand, alle Kronen abhauen ließ, weil auf diese sich leicht die Raubvögel niederließen, welche

die Fasanen bedrohten. Pückler konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß ihm die Aussicht aus den Schloßfenstern so verdorben sei. Dann ersann er sich ein Auskunftsmittel. Er ließ nämlich künstliche Wipfel auf die Tannen befestigen, die man so lange darauf ließ, bis die Natur den Schaden ersetzte. Es mögen dies wohl die einzigen Bäume sein, die jemals eine Art von Chignon getragen haben. Uebrigens sieht jene Tannengruppe noch heute dadurch ungewöhnlich aus, daß sie durch das Abhauen von Oben außerordentlich in die Breite gewachsen ist.

Die majestätische Riesentanne, die vor dem Jagdschloß stand, ließ der Fürst einmal zu Weihnachten ganz mit Lichtern und Geschenken behängen, und fuhr mit Lucie, die nichts davon ahnte, am Weihnachtsabend, nach eingebrochener Dunkelheit dorthin, ihr den größten Weihnachtsbaum bescheerend, den je die Welt gesehen, dessen blendender Lichterglanz von der magischsten und poetischsten Wirkung war.

Ein andermal überraschte er Lucie damit, daß sie, als sie Morgens aufstand, und hinausblickte, vor ihren Fenstern ein Blumenbeet fand, in dessen Mitte ein aus Rosen gebildetes S. sich anmuthig hervorhob. Die Leute im Schlosse wußten nicht, was der Buchstabe bedeuten solle; aber Lucie wußte es: es hieß: „Schnucke“, seine Schnucke, wie er Lucie immer nannte, wenn er sie herzlich und vertraulich anredete. Sie war die Schnucke, er der Wolf, der „Lou“, eine Spielerei, die er in hundert Variationen scherzhaft wiederholte.

Hermanns eigener Namenszug war auf einem anderen Beete angebracht, ein von purpurrothen Geranien geformtes H., das sich wie Feuerflammen von dem smaragdgrünen Rasen abhob.

Lange hatte Pückler die Absicht, sich in der ernsten Stille des Hochwalds an einem hoch und einsam gelegenen Platze

seine Grabstätte zu errichten. Er wollte dort ganz allein mit seinem treuen und geschickten Gärtner, dem Parkinspektor Rehder, der 1817 in seine Dienste getreten war, ruhen, zu dem er oft sagte: „Wenn die Leute dann vorbeigehen, werden sie sagen: ‚Hier liegt der Fürst, und der alte Rehder'."

Es zeigt sich auch hierin, wenn die Sache auch nicht zur Ausführung kam, die Liebe Pückler's zur Gartenkunst, und so sehr er sich über den Fürstentitel gefreut hatte, so lag ihm doch noch weit mehr daran, ein Gärtner als ein Fürst zu sein.

Zwanzigster Abschnitt.

Lucie. Vorschlag zur Ehescheidung. Erwägungen. „Eine reiche Surrogatfrau.“ Gegenseitige Herzlichkeit der Gatten. Ehescheidung. Neue Brautfahrt. Abreise nach England. Schmerzlicher Abschied der geschiedenen Gatten.

Lucie war nun sechs Jahre verheirathet; ihre Anhänglichkeit und Freundschaft für Pückler war in dieser Zeit nur gewachsen, und wenn sie auch manches durch ihn gelitten hatte, so fand sie dafür auch wieder Entschädigung durch die Grazie seines Geistes und seines Herzens, durch die vertrauensvolle Hingabe, die er ihr stets bewies, durch die frische, kindliche Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, die der raffinirte Weltmann sich stets bewahrt hatte, und die ihn mit einer unwiderstehlichen Anmuth bekleidete.

In diesen sechs Jahren hatte Lucie Zeit gehabt, Pückler ganz kennen zu lernen; und nach reiflicher Ueberlegung mußte sie sich sagen, daß die Lage, in der er sich befand, weder seine Wünsche, noch seinen Ehrgeiz befriedigen könne. Wie anders wäre es, sagte sie sich im Stillen, wenn er, anstatt sie, die ältere Gattin zur Seite zu haben, seinen Fürstentitel, seine Besitzungen, die von ihm so wunderbar verschönten, eigenen Kindern hinterlassen, kurz, wenn er eine junge, schöne, reiche Erbin, etwa in England, sich zur Frau wählen, und mit deren Vermögen neue große Schöpfungen unternehmen könnte. Damit wären auch alle Geldverlegenheiten gehoben,

die ihm so peinlich waren, die wie ein beständiger Alp auf ihm lasteten. Es wäre ihm die Unabhängigkeit wiedergegeben, nach der er schmachtete. Und Muskau, dieses Muskau, das beide Ehegatten sich gewöhnt hatten, als die Hauptsache, als ihren eigentlichsten Lebenszweck zu betrachten, konnte glänzend vollendet werden! Bei den Lebensauffassungen, die beiden gemeinsam waren, mußten sich beinah solche Gedanken aufdrängen, und um die ersehnten Zwecke zu erreichen, bot sich jenes Mittel dar, das, wie schon früher erwähnt worden, damals so oft gebraucht wurde, um die aus eingegangenen Heirathen entstandenen Schwierigkeiten zu entwirren: die Ehescheidung!

Pückler's Eltern waren geschieden, eben so die von Lucie, ihr Vater, der Staatskanzler, sogar dreimal, sie selbst war es bereits von Pappenheim; und aus reinster, großmüthigster Liebe war sie bereit, sich Pückler zum Opfer zu bringen. Ja, es scheint, daß sie wie eine Art von Geburtstagsgeschenk ihrem Freund diesen Vorschlag machte, wie dies folgende Blatt beweist, das vom 31. Oktober, den Tag nach seinem Geburtstag datirt, ihm ihren Entschluß darlegt.

„Todesurtheil der Aermsten auf Erden.

Muskau, den 31. Oktober 1823.

Es ist Zeit, den Entschluß in's Leben treten zu lassen, den ich, mein über alles theurer Freund, wie Du weißt, schon längst gefaßt habe. Er heißt Trennung — und Trennung von Dir aus zärtlichster Liebe. So sehr Du alles entfernt hast, um mich jemals den Abstand unserer Jahre fühlen zu machen, so ist dennoch der Unterschied derselben zu groß, und nimmt durch meine Kränklichkeit noch täglich zu. Mit einem Wort, die Form unserer Verbindung lastet auf Dir, da sie jene Glückseligkeit ganz von Dir entfernt, welche doch die höchste und gehaltvollste bleibt, und die das eigentliche Verlangen Deines

Herzens ausmacht; während außerdem alle Deine Verhältnisse auf's günstigste zusagen, um Dich an der Seite einer jungen Frau, umgeben von eigenen Erben, Familienfreuden und häusliche Zufriedenheit finden zu lassen.

Indem ich also Dir Deine Freiheit zurückgebe, und bestimmt erkläre, daß ich von Dir geschieden zu sein verlange, bezeuge ich Dir nochmals: daß ich Dir das höchste, das einzig wahre Glück meines Lebens verdanke — Dein geistreicher, liebenswürdiger Umgang, Dein fester, männlicher und doch so sanfter Charakter, haben es mir gewährt, und noch mehr als alles Dein tiefes, edles Gemüth, Dein gutes, weiches Herz!

Daß Deine Gesinnungen der Art sind, daß kein Wechsel, kein Ereigniß sie zu verändern und aufzulösen vermag, das glaube ich, und nur in dieser festen Ueberzeugung fühle ich die Kraft, Dir ein Opfer zu bringen, das mir zwar unendlich schwer wird, ohne welches ich aber doch keine Beruhigung mehr finde. Gott segne es — und leite davon für Dich das reinste, ungetrübteste Glück herab; Deiner mütterlichen Freundin aber bleibe das Bewußtsein der treuesten Hingebung und Ergebenheit bis im Tode für das Theuerste und Geliebteste, was sie in dieser Welt besaß.

Deine Lucie.

Dasjenige, was zu dem Schritt erforderlich wird, den ich entschlossen bin zu thun, das bitte ich Dich wie die Bestimmungen über meine künftige Lage, nach meinen Wünschen und Deinem Willen so festzusetzen und einzuleiten, daß ich nur darin, wo es unvermeidlich wird, davon höre, und darein eingemischt werde."

Pückler war gerührt und ergriffen von Luciens Hingebung, und konnte sich anfänglich nicht entschließen, das Opfer anzunehmen. Er zögerte, er schwankte. Er meinte,

er wolle mit seiner alten Schnucke, die ein treuer Engel für ihn sei, leben und sterben, es komme, was da wolle. Aber dann überlegte er auch, daß die Freundschaft zwischen ihm und Lucie auch in jedem neuen Verhältnisse ihre Rechte bewahren würde; immer konnte sie, wenn nicht mehr seine Frau, doch seine mütterliche Freundin, seine innigste Vertraute und Seelenverwandte sein. Und das war für beide die Hauptsache. Auch käme es ja Lucie mit zu Statten, wenn die zerstörten Finanzen, die den Untergang drohten, einem neuen großartigen Reichthum Platz machten.

Und so gewöhnte sich allmählig seine Phantasie daran, sich eine junge, schöne, reiche Braut vorzustellen, die er sich erobern wollte. War es die unbekannte Prinzessin seiner Jugendtage? Nicht ganz. Sie hatte etwas realere Umrisse. Der Reichthum war Hauptbedingung, denn wenn die Holzgeschäfte und der Alaunverkauf u. s. w. nicht nach Wunsch gehen wollten, so sagte er sich, daß nur das große Loos, oder eine „reiche Surrogatfrau" ihm noch helfen könne. Das Widerstrebende eines solchen Planes wurde ihm halb verdeckt durch die Beispiele, die er rings um sich her in Fülle wahrnahm, denn der ganze Kreis der adligen Kavaliere spekulirte auf reiche Erbinnen, und sprach laut und offen davon wie von einer Jagdparthie, deren man sich eher zu rühmen als zu schämen habe.

Bei einem längeren Aufenthalt in Berlin fing er an, etwas, wenn auch nicht eifrig, sich nach der neuen Lebensgefährtin umzusehen, doch ohne eine seinem Sinn recht Entsprechende zu finden. Er war nicht froh dabei. „Ach, Schnucke," schrieb er im Mai 1824 an Lucie aus Berlin, „Deine Stimmung kann nicht schlimmer sein als die meine. Wie ein gehetzter Hirsch flüchte ich vor meinen eigenen Gedanken, und der Gedanke mich, wenn auch nur formell, von Dir, die mich so lieb hat, und die so willig ihr

schweres Opfer bringt, loszureißen, ist immer dennoch vor meiner Seele mit brennender Pein! Und doch ist kein Ausweg als Entsagung unserer bisherigen Existenz, Herabsteigen in eine ganz andere Sphäre, und dennoch auch dort nur eine Existenz, die nach Deinem Verlust mir nichts übrig läßt, als Dir freiwillig zu folgen oder zu betteln. Welche verzweiflungsvolle Alternative! Ich grüble bei Tag und bei Nacht, aber immer vergebens, die Antwort des unerbittlichen Schicksals ist immer dieselbe. Bei alle dem sind doch eigentlich nur zwei Sachen, vor denen ich schaudre, nicht Ehescheidung, nicht Armuth, nicht Tod selbst — nur diese: Verringerung Deiner Liebe in einem neuen Verhältniß, oder ein ewiger nagender Kummer in Deinem Herzen, der Dir nicht einmal mehr so viel trauriges Glück ließe, als Du an meiner Seite genossen hast. Wäre ich über diese beiden Sachen beruhigt, so wäre alles gut, ich könnte frisch von neuem in's Leben hineingehen mit dem Muthe, der jetzt so gänzlich von mir gewichen ist. Daß meine Gesinnungen für Dich dieselben nicht nur bleiben, sondern nach der Eigenheit meines Charakters sich noch steigern müssen, da Du ein unsichres Gut für mich wirst, steht felsenfest, das fühle ich auf's Tiefste in meinem Herzen; denn wer der guten Schnucke Liebe so wie ich empfunden und gekannt, der kann sie auch nicht mehr entbehren, so lange er lebt und denkt, und wer wird mich je wieder so verstehen wie Du — meine einzige treue Schnuckenseele. Ach Schnucke, seit ich Dich, wenn gleich nur dem Namen nach, verlieren soll, bin ich komplet verliebt in Dich."

Es war die volle, innerste Wahrheit, was Pückler hier aussprach. Daß Lucie bereit war, ihn großmüthig aufzugeben, kettete ihn auf ewig an sie; sein Gemüth blieb stets gerührt von diesem Opfer, wie er überhaupt von nichts

mehr gerührt wurde, als wenn er wahrhafte Liebe wahrnahm. Er empfand beglückt, daß er an ihr ein Herz habe, auf das er mehr als auf sein eigenes zählen könne.

Unter solchen Gefühlen schritten die beiden Gatten zur Ehescheidung, bei der sie sich weit mehr liebten, als bei ihrer Hochzeit.

Pückler bat sich von Lucie aus, daß er mit ihr noch einmal zusammen in Muskau sein wolle, und grade zu dem Zeitpunkt wo die gerichtliche Trennung erklärt wurde; vierzehn Tage vorher wollte er anlangen, und vierzehn Tage nachher abreisen, um eine größere Reise anzutreten, wo er seinen Zweck verfolgen könnte. Mit Muskau ging es ihm ähnlich wie mit Lucie, es kam ihm nur um so begehrenswerther vor, da er es verlassen sollte. „Ach, warum gönnt uns der Himmel das herrliche Glück in Muskau nicht," schrieb er an Lucie, „wie gern wollte ich der Welt entsagen, wie gern! und mit Dir für unser Muskau leben und sterben!"

Er versuchte möglichst heitern Sinnes zu sein. „Beruhige Dich wegen des Bades"; schrieb er an Lucie, „eine Thorheit mehr oder weniger verschlägt nichts, und ausgebadet muß das Bad nun werden, cela va sans dire. Vielleicht bringt es auch künftig etwas ein, Hoffnung ist immer besser noch wie Wirklichkeit, und ich habe mir vorgenommen, von nun an alle Sorgen zu allen zehntausend Teufeln zu jagen, und mir schönere Chateaux en Espagne zu bauen, als irgend jemand noch ausgeführt hat."

Zu diesen Chateaux en Espagne gehört denn auch, daß er, kaum geschieden, mit seiner Schnucke inkognito reisen, und ihr die Welt zeigen wollte.

Aber daß die Scheidung stattfinden müsse, darin bestärkten die beiden Gatten sich immer mehr, unter beständigen zärtlichen Herzensergießungen, und Versicherungen

ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit. Und so seltsam hatten sie sich ihre Begriffe und Anschauungen zurechtgerückt, daß sie sich beide einredeten, daß sie eine edle Handlung begingen; nicht nur Lucie glaubte sich für Pückler zu opfern, indem sie ihm entsagte, freilich nur der Form nach, da sie die Ehe selbst nur als eine Form ansehen wollte, sondern auch Pückler glaubte sich für Lucie zu opfern, indem er sich die Ungelegenheit einer mühsamen und anstrengenden Heirathsjagd auferlegte, um ihre beiderseitigen Geldverhältnisse zu verbessern. Und wie sein kindliches Gemüth früher den lieben Gott anrief, ihn im Spiel gewinnen zu lassen, so rief er ihn jetzt nicht minder eifrig an, ihm eine reiche Erbin zu verschaffen, zu seinem und Luciens Wohl! —

Gleichzeitig thätig in allem was er unternahm, betrieb Pückler in Berlin die Scheidung, und war zugleich unermüdlich in Besorgungen, schickte Lucien schottische Zeugproben, um ihre Droschke damit zu füttern, engagirte Kellner für das Muskauer Bad u. s. w.

Endlich war alles geordnet; mit liebender Fürsorge hatte Pückler dabei alle nothwendigen Dokumente zu Luciens Unabhängigkeit und Sicherstellung eingerichtet; das erste Aufsehen, das die Bekanntmachung der Scheidung hervorbrachte, war überwunden, und Pückler reiste nach England, dem Peru der reichen Erbinnen ab. Lucie gab ihrem Freunde das Geleit bis Bautzen, wo sie am 7. September 1826 unter tausend Küssen, Thränen und Umarmungen einen erschütternden Abschied von ihm nahm.

Einundzwanzigster Abschnitt.

London. Erfolg als Schriftsteller. Kein Erfolg in der Brautwerbung. Ein Zeitungsartikel von Eduard Gans. Toiletten eines Dandy. „Une fière médecine.“ Viele Mißgeschicke. Eine nicht gelungene Geburtstagsfreude. Neue Hoffnungen. Vergebliche Sysiphusarbeit.

Pückler's Aufenthalt in London ist bekannt durch seine Briefe, jene berühmten „Briefe eines Verstorbenen“, die in der Litteratur ein so außerordentliches Aufsehen erregten, und die außer daß sie Sitten, Gewohnheiten, Charaktere, Landschaften, Schlösser und Parks in England mit wunderbarer Schärfe und Klarheit schilderten, und in anmuthsvollster, natürlichster Darstellung dem Leser die Anschauung eines ganzen Landes gaben, auch zugleich die merkwürdige und anziehende Originalität des Verfassers selbst in all ihrem Zauber entfalteten. Der Glanz und Ruhm dieser Autorschaft war das damals für Pückler selbst noch unsichtbare Ergebniß seiner Reise, ein Ergebniß allein schon, um das ihn Tausende beneidet haben würden, und auf das später zurückzukommen sein wird.

Aber wie gesagt, dieser strahlende Wiederschein seines Aufenthaltes in England konnte sich erst später zeigen. Was dagegen den eigentlichen Zweck desselben betraf, so scheiterte er gänzlich. Während zahllose Mittelmäßige heirathen — und gewiß wird, verheirathet zu sein, nicht als ein Zeichen

geistiger Bedeutung gelten dürfen — konnte der schöne, vornehme, liebenswürdige, ausgezeichnete, ja hinreißende Fürst Pückler, für den die Herzen der Frauen in Liebe und Anbetung überflossen, in ganz England keine Frau finden! So seltsam spielt oft das Schicksal!

Aber es waren auch sonderbare Einflüsse, die hiebei mitwirkten. Erstlich verlangte Pückler von seiner Zukünftigen Herzensgüte, Jugend und ein ungeheures Vermögen; die Langsamkeit, mit der man in England in die Familien eindringt, ließen ihn dazu viel Zeit verlieren. Eine Art von Schüchternheit hinderte ihn oft daran, im voraus genügende Erkundigungen einzuziehen. Dabei machte seine Hamletsnatur ihn schwanken, und zu keinem raschen Entschlusse kommen, und vor allem — mochte er auch in seine Heirathslogik bald Cynismus, bald Religiosität, bald Humor mischen — so mußte er doch zuweilen im Innersten seiner Seele fühlen, daß eine Geldheirath seiner nicht würdig sei. Den Gemeinen gelingt das Gemeine, sie sind dabei in ihrem Fahrwasser, in ihrer Heimath; den Edlen, wenn sie auch so weit hinabsteigen wollen, gelingt das Gemeine nicht! Und in so fern gereicht es Pückler zur Ehre, daß sein Plan scheiterte.

Dabei verglich er jedes Mädchen, auf die er seine Augen gerichtet, mit Lucie, und wie sie sich zu dieser stellen könnte. Die Dankbarkeit für seine geschiedene Gemahlin stand in erster Linie, sein Plan erst in zweiter. Die Schwierigkeit wurde dadurch nur noch vergrößert. „Ueberhaupt leidet mein Stolz bei dieser Frausucherei gar sehr," schrieb er an Lucie aus Brighton, den 22. Februar 1827, „und ich fürchte, dies unüberwindliche Gefühl wird mir noch sehr hinderlich sein. — C'est pour moi un bien ennuyeux manège, par lequel le suis obligé de passer maintenant, s'il en vaut réellement la peine, de qui je

ne puis encore suffisamment juger." Und nachdem er oft erklärt, für weniger als 50,000 Livre Sterling würde er sich nicht weggeben, schreibt er in heitrer Zärtlichkeit an Lucie, den 5. März 1827: „Ach, meine Schnucke, hättest Du nur 150,000 Thaler, ich heirathete Dich gleich wieder. Cela suffirait de nous maintenir, et je ne demauderai davantage. Ach, meine Wünsche werden alle Tage bescheidener — Sicherheit ist das Einzige, was der Mensch nicht entbehren kann."

Ein anderes Hinderniß, das sich unerwartet seinen Plänen entgegenstellte, war ein Zeitungsartikel. Eduard Gans hatte in der Allgemeinen Zeitung scherzhaft des Gerüchts erwähnt, der Fürst, nach Reichthum begierig, bewerbe sich um die Hand der Wittwe Christophs, der schwarzen Kaiserin von Hayti, die sich gerade in England aufhalte, und große Schätze besitze. Was half es, daß die interessante Wittwe nichts weniger als reich, und damals gar nicht in England, sondern in den Niederlanden war, eine Pariser Zeitung wiederholte den Artikel, auch die englische Presse bemächtigte sich des pikanten Stoffes, und die vornehmen Töchter Albions wurden dadurch tief verletzt, fanden es „extremely shocking" an die Stelle dieser Schwarzen zu treten, und manche angesponnene Beziehung zerriß dadurch für immer.

Zuweilen empfand auch Pückler, daß der leichte Sinn und das Aussehen der Jugend von ihm gewichen sei. So schrieb er an Lucie den 2. November 1826: „Eine wahre Qual für mich ist auch das Haarfärben in dreifacher Hinsicht. Erstens ist es eine langsame Vergiftung, zweitens eine höchst unangenehme Operation, drittens eine so demüthigende Erinnerung, daß ich alt bin, und nur gezwungen noch den Jungen spiele, um ein Ziel zu erreichen, was an sich selbst vielleicht eine Plage mehr sein, oder gar nicht erreicht werden wird."

Seiner Schwester Bianca schrieb er: „Mit meiner Gesundheit geht es leidlich, auch hält man mich noch immer für 32 Jahre; dies kostet aber Toilettenkünste. So bald ich indeß verheirathet bin, mache ich mich alt, damit man nicht sagt: „Voilà le ci-devant jeune homme!“ sondern: „Was für ein gut konservirter alter Mann!“

Und später den 29. Mai 1827 schrieb er: „Ach Schnucke, jetzt naht ein schwerer Moment, das verfluchte Haarfärben! Es ist an sich unangenehm im höchsten Grade, und dann erinnert es mich so sehr an alle meine Noth, denn bin ich einmal unter der Haube, so soll mich kein Mensch mehr dazu bringen, meine ehrwürdigen Silberlocken in ein schwarzes, naßkaltes Gewand zu kleiden. Adieu, liebe Schnucke, ich muß zum Werke schreiten. Himmel, was ist der Mensch! Erst war ich ein Rappe, jetzt bin ich ein Schecke, und bald werde ich ein Schimmel sein!“

Auf seine Toilette legte Pückler die größte Sorgfalt. Es amüsirte ihn, und war sein Stolz ein Dandy, ein Fashionable zu sein. Die folgende Beschreibung giebt zugleich eine Vorstellung der damaligen Mode.

Bei Morgenvisiten, deren er an manchem Tage über fünfzig machte, und deren er in acht Monaten 1400 verbrauchte, trug er: die Haare schön schwarz gefärbt, einen neuen Hut, ein grünes Halstuch mit bunter seidener Schleife, eine gelbe Kasimirweste mit Metallknöpfen, einen olivenfarbenen Froccoat und eisengraue Pantalons. Eleganter und fashionabler, mehr comme il faut, konnte man nicht sein.

Bei einem Piquenique im Traveller's Club trug er: schwarze Pantalons, grau und schwarz melirte, durchsichtige Strümpfe, eine orange und blaue Sammetweste, weiße Unterweste, schwarzes Halstuch, blauen Rock, eine feine, mit goldenen Rosen durchbrochene Uhrkette, die mit dem

unteren Ringe im Westenknopf befestigt war; dazu die Uhr in der Westentasche, und eine Lorgnette mit breitem Bande um den Hals. Ein himmelblaues Taschentuch mit gelb und rothem Rand. So beschrieb er sich Lucien selbst, und fügte hinzu: „C'est Lou dans son nouvel habit, eingewickelt in einen ganz leichten Mantel von wasserdichtem schottischen Zeuge von nußbrauner Farbe mit schwarzseidenem Kragen und Quasten."

Ein andermal, den 11. April 1827, giebt er Lucien das folgende Bild: „Ich muß mich einmal wieder beschreiben, die Toilette betreffend. Also Lou erscheint in einem dunkelbraunen Rock mit Sammetkragen, der Backenbart etwas breiter und länger als sonst, ein weißes Halstuch mit einem Kettenknoten, in dem die dünne goldene Uhrkette mit eingebunden ist, die unten aus der Weste wieder herauskommt, und bis zur Westentasche, worin die Uhr ist, sichtbar wird. Die Weste ist mit Ueberschlagkragen von cramoisie Seide und goldnen Sternchen, die Unterweste, weißatlassenes Zeug mit goldenen Blumen; schwarze, weite Pantalons, spinneweben schwarzseidene Strümpfe, und eckig abgekuppte Schuhe. Dazu ein runder Schwammhut, den man in die Tasche stecken kann. Von den Westen lege ich eine Probe bei.

Früh olivengrüner Froccoat, grünes Halstuch, oder buntes; seidene Shawlunterweste, bunte Umschlageweste darüber, grau und weiß melirte weite Sommerhosen, und schwarze Sporen. Gefalle ich Dir gut?

Eine andere Abendtoilette gleich fashionable ist ein blauer Rock, kurzes Halstuch mit einer kleinen Schleife, schmaler und langer Busenstreifen, blaue Sammetweste, oder braune mit rothen Punkten, und das Uebrige wie oben."

Er gefiel gewiß, aber die Damen gefielen ihm nicht

sehr, wenn er sie sich als seine Braut vorstellen wollte. Immerfort klagte er über das „Trauerspiel", das er selbst aufsuchen müsse. „Meine Schönen sah ich heute alle," schreibt er an Lucie, „und fand sie widerwärtiger als je. C'est une fière médecine," rief er, „que je suis obligé d'avaler tôt ou tard. Als Bild geht alles das leicht herunter, aber in der Realität erweckt es schreckliche nausées." Dann meint er wieder: „So lange es irgend angeht, keine Uebereilung. Ist es Matthäi am Letzten, nun dann muß es sein, und ich werde mich immer über das trösten, was Gottes Wille ist." Oft sehnt er sich von London weg, und erklärt, er könnte diesen Wunsch selbst in der Bastille nicht lebhafter empfinden. Doch will er Muskau triumphirend, oder gar nicht wiedersehen.

Eine Widrigkeit folgte auf die andere. „In diesen letzten Wochen ist viel über mich verhängt worden," schrieb Pückler an Lucie den 22. Juli 1827. „Zuerst habe ich mich in Folge einer Reihe von erbärmlichen Gesellschaftsbegebenheiten, Klatschereien u. s. w., die zu unerträglich langweilig zu erzählen wären, und sich fast nur mündlich mittheilen lassen, mit der hauptfashionablen Gesellschaft hier total brouillirt. Obgleich ich nicht zugeben kann, unrecht zu haben, so mag doch wohl die Callenberg'sche Natur ein wenig daran Schuld sein. Enfin, Unglück war immer genug dabei.

Zweitens habe ich meinen ganzen Gewinnst im Spiel verloren (800 Pfund in einer Woche)!

Drittens bin ich krank geworden; und

Viertens habe ich eine Art Korb bekommen.

Il y a de quoi décourager 4 personnes, und ich armer, ohnehin schon nervöser Lou muß alles allein tragen."

Aber er ließ sich noch nicht entmuthigen! Er hielt es

zuletzt auch als eine Art von Ehrensache vor Lucie, der er mit wahrhaft kindlicher Naivetät alle seine etwanigen Bräute schilderte, endlich zum Ziel zu gelangen, auch zugleich damit die großen Kosten der Reise nicht umsonst dahin seien. Zuletzt wünschte er beinahe mehr um Luciens willen als um seiner selbst, daß die Sache zu Stande käme. Charakteristisch ist es daher, daß er in einem Briefe aus London vom 27. Oktober, nachdem er Lucien geklagt, daß immer noch nicht gelingen wolle, was sie so sehnlich wünschen müßten, daß ein ungünstiger, diabolischer oder menschlicher Dämon geschäftig sei, ihm Steine, ja Felsen in den Weg zu werfen, über die seine Kräfte nicht hinaus könnten, mit dem Ausrufe schließt: „Es ist fatal — ich hatte mich so gefreut, Dir vielleicht an meinem Geburtstage unerwartet eine große Freude machen zu können, der 30. Oktober will mir aber kein Glück bringen. Wir müssen ihn wieder in der Sorge verleben, obgleich er uns nicht muthlos findet."

Den 8. November 1827 schon verkündet er eine neue Aussicht. „Mein homme d'affaires und ich," schreibt er, „haben manchen Schweißtropfen darüber vergossen, und Gott im Himmel gebe sein Gedeihen! La fortune est immense — et si je l'obtiens — (was nun freilich dahinsteht), so ende ich ruhmvoll. Indessen mache ich mir gar keine Illusionen."

Für den Fall des Gelingens bittet Pückler in seiner Gutmüthigkeit schon im voraus Lucie, sie möge die Person, die er heirathe, und der sie denn doch beide Dank schuldig seien, da sie Beide rette, recht liebevoll und ohne Vorurtheil aufnehmen.

Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Offenbar war Pückler in England von seinen Feinden viel geschadet worden. Man breitete aus, er sei eine Art von Glücksjäger, und zugleich ein Blaubart, der seine Frau höchst unglücklich

gemacht. Auch nahmen viele englische Damen Anstoß an seiner Scheidung, und wollten sie nach englischen Begriffen nicht gültig finden, wenn nicht eine Untreue von Seiten der Frau stattgehabt, weil nur nach solchen Vorkommnissen eine Ehescheidung in England möglich war. Andere hinwiederum wollten in seiner Trennung von Lucie nur einen leeren Schein, eine Spiegelfechterei sehen, da sie ihm doch die Liebste, und ja auch in Muskau geblieben sei, und alle seine Güter und Angelegenheiten verwalte. Wenn er eine zweite Frau suche, so wolle er also in einer Art von Bigamie leben.

Wie sehr er Lucie liebte und ehrte, konnte und wollte er selbst gar nicht verbergen, und wer ihn besuchte, fand ihr Bild, das sie ihm geschickt, auf seinem Tische aufgestellt.

Pückler wurde selbst die „Sisyphusarbeit" herzlich müde, er vergleicht sich bei dem Suchen nach der Braut mit dem ewigen Juden, der den Tod immerfort sucht, ohne ihn finden zu können, und meinte, wenn es nicht um Luciens willen wäre, so würde er die Sache aufgeben, und keinen Schritt mehr zur Verbesserung seines Schicksals thun, und sie solle ihm nur keine Vorwürfe machen, daß sein Streben nicht gelungen. Seine Schuld sei es ja nicht, daß er nicht einmal *eine* Frau bekommen könne, da er doch am liebsten ein reicher Pascha mit *hundert* Weibern wäre, anstatt eines armen Christenhundes, der sich vergeblich anstrenge, eine Einzige nach seinem Sinn und seinen Bedürfnissen zu finden. Mit allem Aufwand von Liebe und Herzlichkeit suchte er seine Schnucke zu trösten, und sie zu versichern, wie ihr Lou am Ende auch in einer Hütte mit ihr glücklich sein könne. So trug er auch in die verirrte Richtung die schönsten und besten Seiten seines Gemüthes hinein, die ihn Allen lieb machen mußten, die ihn wahrhaft kannten.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Henriette Sonntag. Liebe. Glückliche Tage. Gedanke an eine Heirath aus Liebe. Ein Verhängniß des Schicksals. Reise nach Wales und Irland. Die Briefe eines Verstorbenen. Schriftstellerruhm.

Da aber trat ein holdseliger Genius in Pückler's Leben, der ihn von dem falschen Wege abzog, welcher seiner besseren Natur nicht entsprach, und ihn mit sanfter Hand von dem Abgrund entfernte, in den er zu stürzen drohte. Dieser Genius war Henriette Sonntag.

Es war im Frühjahr 1828, als die schöne, berühmte Sängerin nach London kam. Sie stand damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes; sie wurde gefeiert, angebetet, auf Händen getragen; ihre Triumphe umgaben sie wie mit einem Strahlenkranze, wie mit einem magischen Lichte; ihre Kunst entzückte die Kenner, ihre Nachtigallenstimme flötete sich in die Herzen hinein, während ihre Anmuth und frische Jugendblüthe das Auge erfreute. Auch in England war der Enthusiasmus für sie ohne Gränzen. Für eine Loge zu einer ihrer Vorstellungen bezahlte die Londoner vornehme Gesellschaft die höchsten Preise. In Pückler's Nachlaß befindet sich das Billet zu einer solchen Loge zu „Madame Sonntag's night" im King'stheater für den 29. Mai 1828, auf welches er die Bemerkung geschrieben, die Loge habe ihn ein Diamantschloß gekostet, das er für ihren Preis, 80 Livres Sterling, verkauft.

Pückler bewunderte Henriette Sonntag nicht nur auf der Bühne, sondern begegnete ihr in der Gesellschaft. Inmitten der englischen Welt, die ihn umgab, war es ihm wohlthuend und anziehend, eine deutsche Landsmännin zu finden, mit der er alle Verhältnisse der Heimath traulich und harmlos besprechen konnte, und es entspann sich dadurch schneller als sich vielleicht sonst der Anlaß dazu geboten hätte, eine freundschaftliche Beziehung. Je mehr er sie kennen lernte, je mehr mußte er wahrnehmen, daß das holde Mädchen, dessen Stirne schon so früh das Diadem des Ruhmes schmückte, bei allen Erfolgen sich die einfachste Natürlichkeit, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit bewahrt hatte. Er war wie bezaubert von ihrer lieblichen Erscheinung, er ahnte, daß sie ihm ein Glück gewähren könne, wie es seine kühnsten und seligsten Träume überflügelte. Er, der so wenig eingebildet war, der so leicht Mißtrauen setzte in die Aechtheit der Zuneigung, die ihm von den Frauen bezeigt wurde, durfte zugleich entzückt wahrnehmen, daß die Liebe, die er fühlte, von der lieblichen Künstlerin erwiedert wurde, und der Gedanke stieg in seinem Herzen auf, welche Seligkeit ihm zu Theil werden könne, wenn er anstatt der beabsichtigten Geldheirath eine Verbindung aus Liebe einginge. Nun war er erst ganz wieder er selbst, dieses edle Feuer erhob seine Gefühle wieder zu jener hohen Sphäre, zu der seine Seele geschaffen war; er liebte Henrietten mit den edelsten Kräften seines Herzens.

Jeder Mensch, auch der am meisten vom Unglück Verfolgte, hat Tage im Leben, die duftig wie Rosen, strahlend wie Diamanten, belebend wie Meeresfrische, und erwärmend wie Frühlingslüfte von ihren dunkleren Gefährten abstechen. Solche Tage waren es für Pückler, als er mit Henrietten in Maiwetter und Sonnenschein von Morgen bis Abend im Park von Richmond spazieren ritt, und den folgenden

Tag eben so mit ihr bis zur Dunkelheit in Feld und Wald von Greenwich umherstreifte. Alle Weltrücksichten waren von ihm gewichen, an die „reiche Surrogatfrau“ dachte er gar nicht, oder nur mit Widerwillen, wenn er auch Lucien neben dem halben Bekenntnisse seiner Gefühle versicherte, daß er über dieselben das „Geschäft“ nicht versäume. Er gab sich unbefangen, innig, aufrichtig hin wie er war; in anmuthiger, ja jugendlicher Befangenheit und Schüchternheit erröthete und erblaßte er, indem er die gemüthvolle und unschuldige, zärtliche und jungfräuliche Geliebte voll beglückter Rührung betrachtete. Die Liebe erleuchtete ihn, machte ihn über sich selber klar, indem sie ihn erhob.

„Geld wird es auch nicht thun, das habe ich hier recht lebhaft gefühlt. Ich glaube, mir fehlt nur Liebe,“ schrieb er an Lucie, „die Mutterliebe meiner Schnucke, und die einer Geliebten, welche wie ich Dein Kind wäre. Warum kann das nicht sein! Das allein würde am Ende meinem Herzen Ruhe, Beschränkung, Begnügung, Zufriedenheit und Glück lehren und geben. Habe ich mich wohl selbst wie alle anderen Menschen bisher verkannt? Habe ich nach Seifenblasen gejagt, nach Spielwerken, die erreicht zerbrochen werden, und ihren Werth verlieren, und nicht geahndet, daß die Möglichkeit einen größeren Schatz zu heben in meinem eigenen Herzen läge? Ach, der Tod wird wohl alle Räthsel lösen.“

Und in der That, wie glücklich wäre Pückler geworden, wenn das Geschick ihm die Erfüllung dieses Wunsches gewährt hätte. Wie glücklich, und auch — wie gut! Dann wären alle herrlichen Kräfte und Anlagen seiner wunderbar ausgezeichneten Natur zur sonnigsten Blüthe, zur edelsten Vollendung gelangt. Mancher innere Widerstreit hätte eine sanfte Beschwichtigung gefunden, sein ganzes Wesen sich idealisch verklärt. Wie gut und liebend, wie wohlwollend

und ohne Bitterkeit wohl überhaupt die Menschen würden, wenn sie als vollste Befriedigung das ächte, wahre Herzensglück erlangten, das unter Hunderten kaum Einem von den Sternen verliehen wird! — Ach, auch die Tage, die Pückler mit Henrietten zubrachte, waren nur wie ein kurzes Gedicht, während dessen er der Wirklichkeit entrückt war.

Er hatte Lucien schon erklärt, daß er sich nicht entschließen könne, sein besseres Selbst zu opfern, indem er eine Verbindung eingehe, die ihn anwidere, daß er dagegen einen Engel gefunden, der die Träume von einem Ideal erfülle, wie es für ihn geschaffen sein müsse; da — trat die Gewalt der Verhältnisse unabänderlich trennend zwischen ihn und Henrietten.

Es scheint, daß die schöne Künstlerin, der alle Welt huldigte, der unzählige Verehrer zu Füßen lagen, den Werth Pückler's und seine innige Liebe wohl zu schätzen wußte, und den Zauber seiner Nähe empfand wie er den der ihrigen. Dann aber erinnerte sie sich, daß sie durch frühere Bande schon gefesselt sei, denen treu zu bleiben sie für eine Pflicht ansah. Sie hatte sich fortreißen lassen durch Sympathie und Zuneigung, aber nach innerem Kampfe ihre ganze Selbstbeherrschung und Charakterstärke noch zu rechter Zeit wiedergewinnend, sagte sie eines Tages zu ihrem Freunde: „Ich habe mich von einem Gefühl hinreißen lassen, das mich seltsam verblendet hat. — Ich habe einen Augenblick vergessen können, daß unauflösliche Pflichten mich binden, ja daß ich einen Anderen wahrhaft und innig liebe, wenngleich die Zeit der Leidenschaft für ihn vorbei ist. Ich bin aus einem Traum erwacht, und nichts kann mich von nun an wieder dahin zurückführen. Wir müssen von diesem Augenblicke an für immer vergessen, was geschehen ist." — „Das waren ihre Worte," schrieb Pückler an Lucie, „und noch vieles mehr. — — Dabei war sie blaß, kalt wie Eis, eine

Ruhe und Hoheit über sie verbreitet, die ich fast unheimlich nennen möchte — so ganz ein völlig anderes Wesen, daß während mein Herz blutete, meine Phantasie vor ihr schauderte."

Der arme Pückler war tief erschüttert, und noch viel später bekannte er, daß sein Liebesfieber für Henrietten ihn von dem Dasein von Liebestränken überzeugen könnte. Daß er sie nie vergessen, ist gewiß; er hielt sie fest in seinem Herzen; auch ließ er, um ihr holdseliges Bildniß stets vor Augen zu haben, ihre vergoldete Büste, von Ludwig Wichmann verfertigt, in seinem Park unter Rosenlauben aufstellen, wie sie noch in Branitz zu sehen ist.

Pückler trat nun seine Reise nach Wales und Irland an, suchte dann wieder etwas, doch traurig und nachlässig, und nicht sehr ernsthaft, nach einer Zukünftigen, gab aber bald den Plan auf, und entschloß sich darauf endlich zur Rückreise. Seine Stimmung spricht sich vollständig in einem Briefe an Lucie aus Holyroad vom 15. Dezember 1828 aus. „Abends um 1 Uhr," heißt es darin, „verließ ich Dublin in einer Postchaise, bei einer schönen, hellen Mondnacht, die Luft lau wie im Sommer. Du kannst Dir vorstellen, daß ich Stoff zu vielfachem Nachdenken hatte — denn nun erst eigentlich war es entschieden, daß das Opfer zweier Lebensjahre, einer kummervollen Trennung, und der Aufwand einer großen Summe Geldes — umsonst gewesen sind — dieser Gedanke war freilich melancholisch! Indessen, ich ließ mich nicht ganz dadurch niederbeugen. Hat doch Parry dreimal vergebens nach dem Nordpol segeln müssen, Napoleon zwanzig Jahre lang Siege auf Siege häufen, um in Helena zu verkümmern, und wie Wenige im Allgemeinen sind es, deren Pläne ganz nach Wunsch gelingen! Etwas Nutzen fällt doch immer mit ab, und auch ich habe viel in diesen zwei Jahren in anderen Rücksichten profitirt — ich bin in

Vielem klarer und fester geworden, habe mir viel neue Erinnerungen gewonnen, bin ein perfekter Gärtner geworden, und habe ziemlich fließend Englisch sprechen und schreiben gelernt. — Nur meine arme Schnucke hat zu Hause kümmern müssen, und keinen anderen Trost gehabt, als daß sie mich sehr lieb hat! Dafür kömmt ihr Lou aber auch gerade so wieder wie er gegangen — älter zwar, fürchte ich im Aussehen, aber mit einem so jungen Herzen als je, und statt melancholisch zu sein, wozu er Ursache genug hätte, macht ihn die Freude, seine Schnucke bald wiederzusehen, au fond heiter und vergnügt."

Ueber Pückler's Aufenthalt in England wäre noch viel zu sagen, wenn er ihn nicht selbst so meisterhaft in seinen „Briefen eines Verstorbenen" geschildert hätte, deren frischer, ursprünglicher Reiz nur dadurch vergrößert wurde, daß sie bei ihrem Entstehen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Mit Recht sagt Varnhagen von Ense von ihnen: „Mit solcher nichtberechnenden Offenheit und Freimüthigkeit schreibt man nicht, wenn man auch nur entfernterweise an das Publikum denkt, solche Unbefangenheit des Sinnes bewahrt man nicht, solcher Zufälligkeit der Gegenstände und der Stimmungen folgt man nicht, außer im sichern Erguß einsamen Vertrauens, und mit solcher Hingebung an das Augenblickliche kann nur der Augenblick selber sprechen. Diesen ungezwungenen Lauf der Feder, der in seiner behaglichen Läßigkeit Eile und Fülle vereinigt, in geistreicher Unterhaltungssprache bequem das Gewöhnliche mitnimmt, dichterisch groß hinwieder das Auserlesene und Vollkommene mit Leichtigkeit und Klarheit, mit Reiz und Tiefe vor Augen stellt, dann es zu mühsam findet, den kleinen vermeidlichen Schwierigkeiten der Sprache und des Vortrags aus dem Wege zu gehen, — dieses aus dem Stegreif schreiben erdichtet man nicht." Und in dieser ungezwungenen Form hat

Pückler das englische Volks- und Staatsleben, die Gesellschaftswelt und großartige Naturszenen, Persönlichkeiten und Zustände, Kunst und Theater, und die mannigfachsten Verhältnisse treu und vorurtheilsfrei geschildert.

Varnhagen von Ense und Rahel, die gerade während Pückler's Aufenthalt in London bei Lucie zum Besuch in Muskau waren, die ihnen vertraulich seine Reisebriefe mittheilte, erkannten die Bedeutung und den Werth derselben, und ihrer Einwirkung ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß er sich zur Herausgabe entschloß. Und der Erfolg war ein allgemeiner, ein glänzender. Dem Lobspruch der Freunde folgte der Lobspruch Goethe's, und die ganze Presse, und die ganze Gesellschaft schlossen sich begeistert an. Pückler wurde der Löwe des Tages, er wurde Mode nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, alles interessirte sich für ihn, wollte ihn sehen, ihn kennen. Die „Briefe eines Verstorbenen" machten ihn plötzlich zu einer Berühmtheit. Ihm, der so oft an sich gezweifelt, zeigte sich siegreich die Wirkung seines Geistes, seines Talentes, seiner Begabung, seiner Originalität.

Was im Leben verfehlt und vergeblich scheint, ist es oft nicht. So brachte Pückler freilich die Reise nach England nicht die Zukünftige, die er gesucht, aber den Lorbeer des Schriftstellerruhmes, den er nicht gesucht, und der nun für immer seine Stirne kränzte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.

[redacted]

Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.

Eine Biographie

von

Ludmilla Assing.

Zweite Hälfte.

Berlin,
Wedekind & Schwieger.
1874.

Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.

Eine Biographie

von

Ludmilla Assing.

Zweite Hälfte.

Berlin,
Wedekind & Schwieger.
1874.

sundheit und Kraft wiedergefunden. In England war ich wirklich seelenkrank, weil ich dort einen Zweck verfolgen sollte, der mich im Grunde des Herzens anwiderte, gab zu viel auf das Gerede der Leute, war mit einem Wort: nicht mehr ich selbst. Le temps, grâce à Dieu, est changé en tout pour moi. I am myself again."

Dasselbe Gefühl sprach er schon früher aus, als er seiner Schwester Clementine aus Dublin schrieb: „Aber täusche Dich nicht, ich ziehe die Heimath tausendmal allen diesen fremden Schönheiten vor, und nur Nothwendigkeit entfernt mich von jener. Die poetischen Schilderungen sind nur ein Trost, den ich mir selbst einrede, eine Gabe, die ich der Phantasie abfordere, und indem ich der geliebten Seele, die zu Hause weilt, den Genuß male, den ich hätte haben können, empfinde ich ihn erst selbst." Mein Schaffen in Muskau ist das einzige Streben meines Lebens, das ich mit vollem Gemüth umfaßt habe. Es ist aber nur eine Skizze, weit, unendlich weit zurück hinter dem Kunstwerk, das in meinem Geist vollendet steht."

Außer dem Park nahm auch das Muskauer Alaunwerk Pückler's Aufmerksamkeit sehr in Anspruch, das damals eines der bedeutendsten auf dem Kontinent war. Es fabrizirte jährlich 8000 Centner, und Pückler hoffte, daß diese Zahl mit geringer Kostenvermehrung leicht verdoppelt, ja vervierfacht werden könne, da seine Erzgruben unerschöpflich waren.

Pückler hatte so oft Lucien erklärt, er wolle Muskau nur triumphirend, oder niemals wiedersehen, und nun fand er doch so viel Befriedigung unter dem Schatten seiner heimischen Eichen, im Leben mit der Natur, als liebevoller, genialer Gärtner.

Mit Lucie gemeinsam nahm er alles in Augenschein, was in seiner Abwesenheit gearbeitet worden, mit ihr besprach er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Da er keine neue Lebensgefährtin mitbrachte, so hatte die Scheidung

gar keinen Grund mehr, und so lebten die geschiedenen Ehegatten auch vor der Welt wieder wie ungeschieden, indem ihr Verhältniß sich immer mehr wie das zwischen Mutter und Sohn gestaltete.

Während Pückler's Abwesenheit, im Jahre 1828, hatte der Regierungsrath Maximilian Karl Friedrich Wilhelm Grävell, der spätere Reichsminister von 1848, als sein Administrator und Bevollmächtigter die Standesherrschaft Muskau zur Verwaltung übernommen, und gab sich große Mühe, sie von der ungeheuren Schuldenlast, die auf ihr ruhte, zu befreien. Besonders auf Bitten der Fürstin, die er als eine Tochter des Staatskanzlers hoch verehrte, übernahm Grävell das schwierige Amt, dem er sich mit Eifer, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit, Talent, und so weit die schwierigen Verhältnisse es gestatteten, auch mit Erfolg widmete. Er war auch darin pflichttreu, daß er Pückler stets mit vollem Freimuth die Lage der Dinge auseinandersetzte, und der Fürst war viel zu unpartheiisch und gerecht, als daß er die Verdienste des braven Mannes so wie seinen guten Willen nicht hätte anerkennen sollen; aber da jener immer auf Ersparungen dringen mußte, während dieser darauf brannte für die Verwirklichung seiner Lieblingsidee neue Ausgaben zu machen, so entstanden daraus mitunter einige Reibungen. Aehnliches geschah früher zwischen Pückler und Dehn, als jener die Verwaltung hatte. Pückler sah in jenen Vorstellungen Grävell's eine lästige Einmischung und Bevormundung, während Grävell bei seinem Freisinn und seiner unabhängigen Denkungsart trotz aller Liebe und Verehrung für Pückler, doch eifersüchtig darüber wachte, fern von jeder dienstbeflissenen Unterthänigkeit zu bleiben, wie Andere sie dem Fürsten nur allzu reichlich bezeigten.

Die folgende Stelle eines Briefes von Grävell an Pückler ist nicht nur bezeichnend für ihr Verhältniß, sondern auch ehrenvoll für beide. „Sie, mein Fürst,“ schreibt Grä-

vell, „haben mir einigemal unnöthigen Verdruß gemacht, der gewiß unterblieben wäre, wenn Sie mich besser gekannt hätten und weniger rasch gewesen wären; aber nichtsdestoweniger weiß ich die trefflichen Eigenschaften, welche Ihnen die Natur verliehen hat, mir lebhaft zu vergegenwärtigen und zu lieben. Erziehung, Gewohnheit, Stand, Lebensgewohnheit und Lebensansicht haben zwischen Ihnen und mir einige Verschiedenheit erzeugt, deren Ecken sich getroffen haben. Aber ich sage mir oft, wie groß die Güte der natürlichen Anlage gewesen sein muß, welche sich unter so vielen, an ihr zerrenden Umständen behauptet hat; ich sage mir selbst oft, was Sie geworden sein würden, wenn Sie in meiner Stelle geboren worden wären und Ihre größeren Kräfte hätten üben und ihnen eine bestimmte Richtung hätten geben müssen, wie ich meinen viel geringeren Fähigkeiten."

Ein andermal schreibt er ihm: „Welch ein Argwohn plagt Sie, mein bester Fürst? Ich ehre Ihren Kunstsinn aufrichtig, und freue mich der schönen Schöpfungen, die Sie hervorrufen. Ich bin gewiß sehr darauf bedacht, für diesen Zweck alles zu thun, was in meinen Kräften ist. Bei der Ausführung selbst bin ich zwar in zwei Dingen nicht ganz Ihrer Ansicht, indem

1) ich für den Zweck die Mittel zu erhalten suche, wohl wissend, daß ein solcher Park nur von einem reichen Manne behauptet werden kann, daß also dem Ertrage bedeutende Einbußen zufügen indirekt den Park zerstören heißt, und daß

2) ich für die Ausführung mancher Idee Aufschub wünsche, um sie mit geringeren Opfern zu realisiren, da der Park groß genug ist, um an anderen Enden desselben zu schaffen.

Allein auch hier beschränke ich mich auf Einwendungen, Andeutungen, Mahnungen. Wollen Sie nicht darauf achten, hat der Minister das Seinige gethan, und dem Fürsten steht die Verfügung zu. Gerade weil Sie Künstler sind, und Ihr Kunstwerk wie ein einziges Kind lieben, ist es für mich ein

schwieriges Geschäft, dem Vater öfter zu verstehen zu geben, daß ihm die Vorliebe für sein Kind nicht die Augen verschließe vor dem, was die Zukunft heischt und gebietet Denken Sie wenigstens dabei, daß es aus freundschaftlicher Theilnahme bei mir kommt, wenn es Ihnen auch verdrießlich ist. Auch ich bin Gärtner, und zwar Ihr Gärtner. Mein Garten ist Ihre ganze Standesherrschaft. Wenn ich nun da mit großer Mühe mir eine Pflanzung gemacht habe, und der Herr kommt und wirft sie mir theilweise wieder um, da jammert mich auch die vergeblich aufgewendete Arbeit und sein Geld. Also haben Sie nur dabei auch Geduld mit mir."

Auch in der Ordnung der Geldangelegenheiten des Fürsten der Landschaft gegenüber war Grävell ihm sehr nützlich, und die fünf bis sechs Jahre, während deren er Pückler's Geschäfte führte, setzte er alle seine Energie darein das Beste zu leisten.

Hier sei auch endlich der Anlaß ergriffen, von Pückler's Jugendgenossen, Leopold Schefer, zu sprechen, dessen erste pseudonyme Gedichte Pückler herausgab, und der sich in der Litteratur durch sein „Laienbrevier" und seine Novellen vortheilhaft auszeichnete. Ein Jahr älter als Pückler, war auch er zu Muskau geboren, wo sein Vater Arzt, seine Mutter die Tochter eines Geistlichen war. Von frühester Zeit schloß er sich an Pückler an, machte manche Ausflüge mit ihm zusammen, studirte eifrig fremde Sprachen, und vollendete seine Schulbildung in Bautzen. Der Tod seiner Mutter rief ihn aber nach Muskau zurück, und von da an verwuchs er ganz mit der Pückler'schen Familie. Während Pückler im Kriege war, verwaltete Schefer die Standesherrschaft. Später gab ihm Pückler die Mittel, um seine Reiselust zu befriedigen; er besuchte nun England, hielt sich längere Zeit in Wien auf, wo er musikalische Studien betrieb, und dann ging er weiter nach Italien, nach der Türkei und Griechenland. Mit diesem Vorrath zu neuem schriftstellerischen Schaffen kehrte

er 1820 nach Muskau zurück, wo er sich bald darauf glücklich verheirathete, und in einer selbstgebauten Villa lebte. Er verkehrte täglich auf dem Schlosse, und nahm an allem Antheil, was sich dort zutrug.

Pückler ging von Zeit zu Zeit nach Berlin, wo er außer mit dem Hof mit seiner schönen Freundin, der Frau von Alopäus, mit Varnhagen, Rahel, Ludwig Robert und seiner schönen Frau Friederike Robert, die Heine eine Cousine der Venus von Medicis nannte, mit Stägemann, Schinkel und Rauch verkehrte. Auf Varnhagen's Geist und Urtheil legte Pückler so viel Gewicht, daß er bei Herausgabe der „Briefe eines Verstorbenen", wie auch bei seinen späteren Werken stets diesen um seinen Rath anging, worüber Lucie eifersüchtig wurde, und Varnhagen sein „Orakel aus der Mauerstraße" zu nennen pflegte. Von Rahels Eigenthümlichkeit wurde Pückler lebhaft angezogen, er bewunderte sie aufrichtig, und empfand es zugleich wohlthuend, daß sie, die auch die Eigenthümlichkeit Anderer so gut zu begreifen wußte, die seinige erkannte und schätzte. Heine, der auch in diesem Kreise verkehrte, lernte Pückler zufällig nicht persönlich kennen, aber Varnhagen, der stets so gern seine Freunde in eine gegenseitig fördernde Beziehung brachte, knüpfte die Fäden der Sympathie und Theilnahme zwischen beiden, so daß später, als sie nach langen Jahren in Paris sich begegneten, sie wie alte Freunde sich begrüßten.

Bei Varnhagen und Rahel war es auch, wo Pückler die Bekanntschaft Bettinas von Arnim machte, die mit dem ganzen Strahlenfeuer ihrer Begabung und ihrer Sonderbarkeiten sich seiner ausschließlich zu bemächtigen und ihn in ihre Zauberkreise zu ziehen suchte. Denn so wie Varnhagen seine Freunde einander zu nähern suchte, so strebte Bettina die ihrigen von einander zu entfernen, und stellte zu diesem Zwecke die ergötzlichsten aber doch oft auch recht störende Intriguen an. Das Verhältniß zwischen ihr und Pückler

war reich an Blumen, aber auch an Dornen. Beide hatten das miteinander gemein, daß sie lieber in der Phantasie als in der Wirklichkeit lebten, aber da ihr Verkehr nicht bloß von der Laterna Magica ihrer selbstgeschaffenen Mährchenwelt, sondern doch auch zuweilen von der hellen Sonne des Tages beschienen wurde, so konnte es an grellen Mißtönen nicht fehlen. Bettina mit ihrem begeisterten Herzen faßte eine Art Leidenschaft — eine ihrer vielen Leidenschaften — für den schönen genialen Mann voll sanfter, graziöser Milde im Umgang, der Voltaire'schen Witz mit Byron'schem Weltschmerz verband, und außer dem Zauber der liebenswürdigsten Persönlichkeit durch Rang, Stellung und Titel so ausgezeichnet war, Eigenschaften, die Bettinen auch stets imponirten. Pückler sah verwundert auf die Huldigungen, welche die seltsame Frau ihm darbrachte, indem sie zugleich seine Psyche darstellen wollte. Er glaubte nicht ganz an den Ernst und die Wahrheit dieser Bezeigungen, doch ließ er sie sich als ein Spiel gern eine Zeitlang gefallen. Er verglich sich Bettinen gegenüber einer kaltblütigen Eidechse, die einem immerfort aus den Händen fährt, der nähere Berührung wie Eis bedünkt, und die nur fascinirt, wenn sie, ihre Farben in der Sonne schillernd, mit diamantenen Augen lebendig funkelt, und graziös umherschwänzelt, oder unbeweglich im Gebüsche auf Beute lauert. Was von dem Briefwechsel zwischen Pückler und Bettina aufbewahrt worden, genügt wenigstens um einige Einblicke in ihre gegenseitige, merkwürdige Beziehung zu geben.

Verliebt war Pückler in Bettina nicht, und so war es natürlich, daß ein Bruch entstand, als Bettina auf dem Schlosse von Muskau erschien, und der Fürstin gegenüber beinahe gewaltsam die Rolle einer angebeteten Geliebten Pückler's spielen wollte, die sie nicht war. Es gab heftige Szenen und peinliche Störungen; doch stellte sich später eine freundschaftliche Beziehung wieder her, wozu erstens Pückler's leicht versöhn-

liches Gemüth, zweitens Bettinens Geschicklichkeit gehörte, die sich mit Recht rühmen durfte, daß sie auch verkehrte Lagen des Lebens zu durchtanzen verstehe, ohne den Boden der Gemeinheit zu berühren, und endlich gehört noch Varnhagen's treue Gutmüthigkeit dazu, der sich alle Mühe gab Pückler mit Bettinen wieder in gutes Vernehmen zu bringen.

Neben den gesellschaftlichen Beziehungen mußten auch in jener Zeit, was lange nicht geschehen war, die politischen Ereignisse Geist und Sinn in Anspruch nehmen. Die Julirevolution in Frankreich fand in Deutschland den mächtigsten Wiederhall, und auch Pückler war freisinnig genug, der neuen Bewegung seine Theilnahme zu schenken.

„Eine herrlichere Revolution, wie diese zweite französische", schrieb er begeistert an Lucie im August 1830, „kann es nicht geben! Welche Kraft, welche Einheit, welche Mäßigung, welche weise Maßregeln! Die Staats-Religion hat aufgehört — nun ist kein Hinderniß mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung aufhalten könnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Revolution hatte mit Blut gedüngt, die zweite trägt die Frucht."

Einige Tage später schrieb Pückler an Lucie über die Stimmung der höheren Kreise in Berlin: „Die Politik fährt noch immer fort alles zu absorbiren, und ich höre manchmal mit einer Art tragischem Entsetzen die jüngeren Generale und andere Offiziere in der Umgebung unserer Prinzen accurat so sprechen, mit denselben Ausdrücken und Mienen, derselben Jactance und Geringschätzung des Feindes, wie ich es vor 1805 in Dresden von den dorthin kommenden Generalstabsoffizieren hörte. Nach meiner Ansicht könnte Preußen nur mit Frankreich, nie gegen dasselbe gewinnen. Auch ist Preußens Rolle nur an der Spitze der Intelligenz, nicht dagegen, mit Erfolg zu spielen. Doch, fürchte ich, wird alles ganz anders kommen."

Pückler war der Ansicht, daß die Staaten nun alle konstitutionelle Regierungsformen annehmen müßten, weil ohne Einheit nichts lange bestehen, und man nicht mit einem langen und mit einem kurzen Zügel fahren könne. Uebrigens tröstete sich Pückler bei den bedrohlichen Wolken, die am politischen Horizont aufzogen, mit der „auf manches Reelle gegründeten historischen Ahnung, daß Preußen noch bestimmt sei, als einer der mächtigsten Hebel in die Weltgeschichte einzugreifen", eine Prophezeihung, die sich seitdem so glänzend bestätigt hat.

Trotz der vielfach absorbirenden Weltereignisse wurden die ersten beiden Bände der „Briefe eines Verstorbenen", die unterdessen erschienen, mit äußerster Beeiferung im Publikum aufgenommen. Pückler genoß seinen Triumph mit kindlicher Freude, Goethe's und Varnhagen's Lob, das ihn an der Schwelle seines Eintritts in die Litteratur empfing, der Beifall so vieler Anderen, neben dem einige tadelnde Stimmen nur den pikanten Reiz des Erfolges vergrößerten, der Streit über den anonymen Verfasser, als den man doch allgemein sogleich Pückler bezeichnete, die Stimmen der auswärtigen Presse, all dies war für Pückler eine ganz neue Unterhaltung und Anregung. Besonders freute er sich dessen um Luciens willen, die sehr ängstlich über die öffentliche Aufnahme gewesen war. „Hast Du die Rezensionen von Varnhagen und Goethe gelesen?" schrieb er, nach Muskau zurückgekehrt, den 10. Oktober an Lucie, die sich in Berlin befand. „On me loue trop, das sage ich mit Ueberzeugung, und eben deßhalb macht mich dieses Lob mehr timide, als es mich wahrhaft erfreut. Nur der äußeren Eitelkeit schmeichelt es, aber Deinetwegen freut es mich am meisten." Den 14. Oktober schreibt er wieder an Lucie: „Hast Du denn mit Varnhagen über mein Buch gesprochen, und Goethe's Rezension gelesen? Was sagst Du denn dazu? J'avoue, que ce petit triomphe me fait plus de plaisir, qu'aucun que j'ai

remporté, puisque je le dois uniquement à moi-même. Im Konversationsblatte und im Hesperus sollen auch schon Rezensionen stehen. Suche mir sie doch zu verschaffen. Vor allem aber habe mich lieb; denn einen besseren Lou wie ich für Dich kriegst Du doch nicht wieder. Du kannst ihn nie verlieren, heirathete ich auch noch so viel Weiber, als der Großsultan hat. En attendant cependant, je ne suis marié qu'avec mon livre, dessen dritter Theil nun völlig korrigirt und gerundet ist, was eben so viel Zeit weggenommen hat, als ihn zu machen. Morgen beginne ich den letzten und schwersten, weil er die englische Gesellschaft, das Theater u. s. w. behandeln soll, eine zu ernste Arbeit, um mich sehr dabei zu amüsiren. Diesen denke ich aber durchaus nicht hier fertig zu machen, sondern mich nur ein wenig in die Materie hineinzuarbeiten. Der dritte schließt mit der Parkreise mit Rehder, wo ich hoffe, daß der Warwick-Artikel einen guten Glanzpunkt abgeben soll. Freilich sind manche Wiederholungen nicht zu vermeiden, und ich gebe das Manuskript diesmal an Varnhagen, um zu streichen, was ihm beliebt. Deine Kinder triumphiren jetzt beide, Adelheid in der großen Welt, ich in der noch größeren litterarischen."

Den 23. Oktober schreibt er aus Muskau mit heiterem Sinne an Lucie: „Schicke mir doch das Blatt der Staatszeitung, und auch wenn feindliche Rezensionen kommen oder Propos, verheimliche sie mir nicht. Ich bin für alles das gewaffnet, und macht man mir's zu arg, so werde ich ein Türke. Meine Elastizität kann nichts Irdisches, nur der Tod unterdrücken. Der Geist ist stark, wenngleich das Fleisch schwach ist, und wenn man die Welt so sehr aus dem großen allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten gewohnt ist, so verliert das Einzelne die Wichtigkeit und affizirt nur im Moment. Fürchte also durchaus nie für mich, und suche selbst ein wenig mehr Kühnheit hervor. In ihr ruht in der Welt noch die beste Sicherheit."

Diese wenigen Worte schildern in kurzen, meisterhaften Strichen das innerste Wesen unseres Helden. Auch als die ängstlich besorgte Freundin in liebevoller Uebertreibung ihm mittheilt, daß er sich in Berlin außer Bewunderern auch viele Gegner und Feinde gemacht, steigerte sich beinahe nur seine rosige Laune und vergnügte Heiterkeit. „Tausend Dank", schreibt er den 1. November 1830 aus Muskau an Lucie in Berlin, „für alle Deine schönen und lieben Wünsche zu meinem fünfundvierzigsten. Deine Aengsten sind aber komisch, und ich werde wohl müssen mich auf die Socken machen, to comfort you. Es ist gut, daß Du mir die Alternative stellst, entweder mit 1000 Thalern, oder mit 300 Thalern, oder mit nichts zu kommen. Nur unter der letzten Bedingung, und zwar à la lettre, kann ich kommen, aber ich werd' es, et vogue la galère. Ich fühle den leichten Sinn junger Jahre wieder in mir, und vielleicht hält er aus. Mittwoch oder Donnerstag werde ich in dem alten englischen Wagen abreisen, also Freitag kannst Du mich spätestens erwarten, vielleicht schon Donnerstag, denn ich halte mich unterwegs nicht auf. Gleich nach meiner Ankunft werde ich die Runde bei den Prinzen machen, und alle Visiten, pour voir quelle contenance ou prendra vis-à-vis de moi. Ich bin nie so gern nach Berlin gegangen, denn „Nacht muß es sein, wo Frielands Sterne funkeln", et je ne crains rien que les indifférents. Dies ist die Waffe, die mich am Entmuthigendsten trifft. Um mir diese zu ersparen, habe ich einen guten Schritt vorwärts gethan, und das war alles, was ich wollte. Leider gab mir das Schicksal noch keine rechte Gelegenheit im Ernste aufzutreten; es blieb also nichts wie der Spaß übrig dazu. Ein bittersüßer Spaß, wie er mir eigen ist, un peu à la Méphistophle".

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Litterarischer Triumph. Gegner: Börne, der Minister Gustav von Rochow. Geselligkeit. Die „Freundschaftsliebe“ zu Lucie. Erscheinen der Cholera. Tod von Ludwig und Friederike Robert. Tod des alten Wolff. Pückler als Kommandeur in Görlitz. Notre-dame de Paris, von Victor Hugo. Der Saint-Simonismus. Werk über die Landschaftsgärtnerei. Tutti Frutti. Schlimme Lage der Gutsbesitzer. Schuldenlast. Brief an Lucie. Vorschlag Muskau zu verkaufen oder zu heirathen.

Wie Pückler nach Berlin kam, fand er, daß die „Briefe eines Verstorbenen“ das Ereigniß des Tages waren. Am Hofe wurden sie vorgelesen, die Blätter waren voll davon, die Gesellschaft riß sich das Buch aus der Hand, und die erste Auflage war rasch vergriffen. Englische und französische Uebersetzungen wurden vorbereitet. Zu einem vollständigen Triumph in der Litteratur gehört aber auch nothwendig, daß man einige Feinde, einige Gegner habe, wodurch das Interesse der Masse zunimmt, die Freunde sich leidenschaftlicher erklären, und wodurch ein Kampf entsteht, dem auch die Friedfertigsten wenigstens gern zuschauen. Auch dieses Glück wurde Pückler zu Theil: Ludwig Börne trat gegen ihn auf in der Oeffentlichkeit, er schrieb in seinen Briefen aus Paris vom 14. Februar 1831: „Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft, und die Schriften des Verstorbenen verbrennt.“ Dieser baroke Satz konnte Pückler nichts schaden, wohl aber noch mehr die Blicke auf ihn ziehen.

Ein anderer Unzufriedener war der Minister Gustav von Rochow, der sich durch die in dem Buche enthaltenen Ausfälle gegen seinen Stiefvater Fouqué und gegen seine Mutter Frau von Fouqué einigermaßen beleidigt fühlte; er sagte zu Pückler in einer großen Hofgesellschaft mit scharfer Bedeutung, es sei recht schade, daß der Autor sich im Dunkel halte, und man nun nicht wisse, wen man eigentlich zur Verantwortung zu ziehen habe. „Was das betrifft," erwiederte Pückler schneidend, „so kann es Ihnen an dem rechten Mann gar nicht fehlen! Der Verstorbene hat mir aufgetragen, in allen Fällen seine Vertretung zu führen, und ich bin jederzeit dazu bereit!" Rochow meinte, das sei ihm lieb zu erfahren, und drückte dem Fürsten stark die Hand, was dieser ebenso erwiederte. Doch weiter erfolgte nichts!

Viele Briefe der Zustimmung erhielt Pückler von ihm ganz unbekannten Personen, unter anderen von Damen, die ihm schwärmerische Verehrung bezeigten, auch von Ungenannten die dem Drange nicht widerstehen konnten, ihm ihren Dank auszudrücken.

So wurden denn Luciens Bedenken und Befürchtungen von allen Seiten widerlegt, und so sehr sich einst Pückler mit kindlicher Lust an dem Fürstentitel gefreut hatte, so war er doch weit stolzer darauf ein Gärtner und nun auch gar noch dazu ein Schriftsteller zu sein.

Lucie kam nun auch häufig nach Berlin, und die Geschiedenen machten gemeinschaftlich ein glänzendes Haus, mit dem Geschmack, der ihnen beiden eigen war; der Glanz bildete nur das Beiwerk zu dem geistigen Leben, das sie um sich verbreiteten, und zu sich heranzogen, so wie der prächtigste goldene Rahmen doch immer nur bescheiden zurücktritt gegen ein edles kunstvolles Gemälde, das er umschließt. Feine Formen, Güte, Takt und Liebenswürdigkeit hatten in ihrem Hause einen Mittelpunkt gefunden, in denen die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Berlins gern verkehrten.

Pückler behandelte Lucie stets mit der verehrungsvollen Beeiferung, die man für eine ältere Freundin, für eine Mutter hegt; er heuchelte keine Gefühle, die er nicht hatte, aber er zeigte die, welche er aus tiefstem Herzen empfand, aufrichtig und wahr. Es giebt Beziehungen im Leben, die in keine bestimmte Klasse oder Rubrik der herkömmlichen Gesellschaftsformen passen, unter keinen derselben angehörigen Titel zu bringen sind, und zu diesen Ausnahmen gehörte die seinige zu Lucie, die Varnhagen einmal als eine „Freundschaftsliebe" bezeichnet hat. Man kann Pückler freilich nicht als das Muster eines Gatten aufstellen, als Vorbild für diejenigen, die vor den Altar treten wollen, aber man thäte ihm sehr Unrecht, wenn man nicht anerkennen wollte, daß seine edelsten, vortrefflichsten, hingebendsten, zärtlichsten, gutmüthigsten und herzgewinnendsten Eigenschaften in seinem Verhältniß zu Lucie sich ausprägten, und in der Reihe langer Jahre sich unwandelbar treu bewährten.

Pückler machte in einem Briefe an eine ihm sehr befreundete Engländerin eine Beschreibung seines Bundes mit Lucie, und ihrer Scheidung aus Liebe. „Dies geht gewiß über Deinen Horizont," bemerkte er, „aber wir Deutschen sind odd people. Lucie lebt jetzt noch in Berlin, wo wir erst diesen Winter, obgleich divorced, ein Haus zusammen gemacht haben, in dem die höchste Gesellschaft sich zur Ehre rechnete, aufgenommen zu sein. Dies Beispiel ist übrigens neique, und so weit habe ich mein Berliner Publikum und all seine Prüden durch Beharrlichkeit gebracht, weil ich sie nach und nach daran gewöhnt habe: einem Original wie ich einmal sei, alles zu gestatten, sans conséquence pour les autres. Der König selbst hat sich so über mich ausgedrückt, et c'est tout ce que je voulais."

Die Erscheinung der Cholera im Jahre 1831 brachte manche Störungen in die geistigen Strömungen der Zeit, konnte sie aber doch nicht bewältigen, und heitrer Verkehr

und reicher Gedankenaustausch forderten unbeschränkt ihr Recht auch inmitten der Todesgefahr, welche die heranschleichende Seuche mit sich brachte. Sehr betrauert wurde der Tod von Ludwig und Friederike Robert, die beide als Opfer derselben in Baden-Baden dahingerafft wurden. Ein anderer Todesfall, der Pückler sehr bekümmerte, war der seines alten Freundes Wolff, der im 81. Jahre zu Muskau an Altersschwäche dahinschied. Der vortreffliche Mann war schon zu Zeiten des Grafen Callenberg, des Großvaters des Fürsten, in Dienst, zuerst Sekretair wurde er später Intendant, hatte die gesammte Schloßverwaltung, und er und seine Gattin wurden in der ganzen Pückler'schen Familie mehr als Freunde wie als Diener behandelt. Am meisten von allen aber war ihm der Fürst zugethan, der sich stets erinnerte, wie liebevoll Wolff ihm in seinen Jugendjahren beigestanden.

Pückler mußte zu seinem großen Mißvergnügen als Kommandeur des zweiten Aufgebots in Görlitz einem schweren Dienst vorstehen, Rekruten zurechtstutzen, Züchtlinge bewachen, Ersatzmannschaften für den Choleracordon nach Posen auswählen und abschicken, und den halben Tag auf dem Büreau zubringen.

„Wozu heut zu Tage die Freiwilligen und umsonst Dienenden nicht alles gut sind," schrieb er darüber an seinen Vetter, den Reichsgrafen Sylvius von Pückler, „eine Batterie zu nehmen wäre leichter — hier verdiene ich mir aber ohne Zweifel Gottes Lohn und eine Bürgerkrone, wenn auch kein irdischer Vortheil mich belohnt."

Nur Sonntags erholte sich Pückler in Muskau, und las den eben erschienenen Roman von Victor Hugo, „Notre-dame de Paris", der damals großes Aufsehen erregte, und über den er lebhaft mit Varnhagen und Rahel korrespondirte.

Nicht minder wurde Pückler vom Saint-Simonismus angezogen, dessen Schriften er mit Eifer in sich aufnahm. Eine soziale und religiöse Umgestaltung erschien ihm noch

weit wichtiger als eine politische. Er war entzückt davon. „Dies ist allerdings eine neue Lehre", schrieb er den 5. Februar 1832 an Varnhagen, „und die klare Erkenntniß einer beginnenden neuen Zeit, wenn auch diese nur ganz langsam sich entfalten sollte in Jahrhunderten. Uebrigens steht sie uns noch weiter, und bleibt blos als ein fernes Meteor zu beschauen, wenn man nicht nach Spandau wandern will."

Neben allen diesen Anregungen beschäftigte sich Pückler noch mit seinem Werk über Landschaftsgärtnerei, zu dem er in England bereits den Grund gelegt hatte, und das er nun weiter ausarbeitete. Auch wurden von Wilhelm Schirmer dazu Illustrationen angefertigt, um den Text zu erläutern, und um die darin ertheilten Lehren anschaulicher zu machen.

Gleichzeitig begann Pückler seine „Tutti Frutti" zu schreiben, in die er viel Selbsterlebtes hineinarbeitete. Nicht nur daß er sich selbst darin unter dem Namen „Mischling" einführte, sondern auch die anonymen Personen, die darin vorkommen, sind größtentheils Portraits, und ebenso die Begebenheiten der Wirklichkeit entnommen. Er ergötzte sich daran eine Menge Satyren einzuflechten, die besonders auf das preußische Publikum berechnet waren. So lieferte er in dem Kammerjäger Schuldmann ein burleskes Bild des Ministers Schuckmann, und unter der von ihm lächerlich gemachten Regierung war die Liegnitzer verstanden. In der „Flucht in's Gebirge" schilderte er Schlesien, Preblau war Breslau, und die Behörde, die er persiflirte, war die Generallandschaftsdirektion, über die er Grund zu bitterer Klage zu haben glaubte; deren Chef, den Grafen Dhyrn, verspottete er unter dem Namen des „alten Schlendrian".

Pückler war damals allein auf dem Schlosse zu Muskau, da Lucie gerade verreist war. Da gab er sich denn ganz seiner Neigung hin, die Nacht zum Tage zu machen. Er schlief bis drei Uhr Nachmittags, aß um acht Uhr Abends zu Mittag, und um Mitternacht zog er sich zurück, um zu

arbeiten. Sieben aneinanderstoßende Gemächer ließ er dazu glänzend erleuchten, und ging in ihnen auf und nieder, bald an einem Sekretair, bald an einem Stehpult schreibend. Selten hörte er vor sieben Uhr Morgens mit der Arbeit auf, die ihm die angenehmste Gesellschaft leistete, und ihm die Einsamkeit reizend und anregend machte.

Aber auch die materielle Frage wachte wieder auf, und trat mahnend in den Vordergrund. Die Zeitumstände waren für die preußischen Gutsbesitzer nicht günstig, große Abgaben lasteten auf ihnen, die sie zu erdrücken drohten. Unter solchen Umständen konnten Pückler's Finanzen sich nicht heben, und er sah ein, daß er sein Dichterleben verlassen, und einen entscheidenden Schritt in der Wirklichkeit thun müsse. Zu Einschränkungen hatte er sich schon vielfach entschlossen, und ertrug sie auch leicht, wo es nicht auf äußere Repräsentation ankam. Am meisten aber vermißte er ein Reitpferd, das er seit seinem zehnten Jahre nicht entbehrt hatte.

Da schrieb er denn eines Tages — es war den 14. April 1832 — an die bestürzte Lucie, die eben ruhig und vergnügt sich in Berlin aufhielt, den folgenden Brief, der ihr seine Lage und seine Pläne klar vorlegte:

Meine gute Lucie, meine geliebte Freundin!

Nachdem ich nun mich genau von allen Umständen unterrichtet, und das Resultat eigener Ansicht und Ueberzeugung aus den verschiedenen Rapporten gezogen, bin ich leider unumstößlich überzeugt, daß ohne eine Generalreform wir keine zwei Jahre mehr zu bestehen im Stande sind.

Die Schuldenmasse ist nun, nachdem man alles, auch die Steuerreste und Kassenscheine, die eingezogen werden, oder vielmehr eingelöst werden mußten, mit berichtigt, durch die ungeheuren Kosten der Bepfandbriefung u. s. w. wie durch die verschiedenen Schulden aller Art des Rentamts

schon über 500,000 hinausgerathen, so daß der Kredit auf pupillarische Sicherheit bereits völlig erschöpft ist, und keine neue Anleihe mehr möglich, ausgenommen vielleicht einige tausend Thaler Regulirungskostengelder, die noch aufgenommmen werden, aber nicht weit mehr reichen können."

„Es stehen nun zwei Sachen fest. Die erste, daß wir so nicht mehr fortleben können, die zweite, daß, so lange wir zusammen ein Haus halten, die Möglichkeit der Einschränkung höchstens in der Theorie da ist, aber nicht in der Praxis."

„Was hilft es sich zu täuschen, bis am Ende einer weichlichen, gegenseitigen Schonung und ängstlicher Rücksichten, unser beider Untergang die Folge ist!"

„Gute Schnucke, sieh hierin nichts Bitteres, sondern betrachte es und lies das Folgende mit Liebe und auch mit Gerechtigkeit."

„Sage Dir also, daß Du mir tausendmal versichert hast, daß Du mich über alles liebst, und daß Dein sehnlichster Wunsch, Dein Hauptglück darin liege, mich in einer gesicherten, in einer wünschenswerthen Lage zu sehen."

„Du hast mir die größte Liebe bewiesen, indem Du Dein ganzes Vermögen mir hingabst, aber habe ich seitdem etwas davon zurückgelegt, oder haben wir es nicht gleich, zugleich mit dem meinigen genossen?"

„Du hast mir ferner, meine Schnucke, einen noch größeren Beweis von Liebe gegeben, als den der Hingabe Deines Vermögens, indem Du in die Scheidung von mir einwilligtest, und dadurch mit dem größten Opfer das hingabst, was Dir theurer als Geld und Gut war. Glaube nicht, daß ich das je verkannt habe, noch vergessen kann; aber — wie nöthig es zu unserer beider Erhaltung und sicher gestellten Existenz gewesen ist, tritt uns jedes Jahr mit Riesenschritten näher, und wäre ohne die Bepfandbriefung durch meinen mißlungenen Versuch in England schon in Erfüllung gegangen."

„Der Verkauf Muskau's, oder eine Heirath können uns allein wahrhaft sichern. Selbst der Tod meiner Mutter würde nur eine Erleichterung, keine Radikalkur sein.“

„Der Verkauf ist aber, obgleich hundertmal das Wünschenswertheste, auch das bei weitem Unwahrscheinlichste, und im Hintergrunde droht doch immer noch der Verkauf mit einer unheilschwangern Wolke.“

„Es bleibt nun die Heirath zu beleuchten. Auch sie ist schwer; aber nach dem natürlichen Stande der Dinge sehe ich doch nicht ein, warum ein Mann von 47 Jahren, der gut konservirt ist, und einige Eigenschaften für die mangelnde Jugend bieten kann, überdem hohen Rang und einen fürstlichen Besitz (wenigstens dem Anschein nach) in die Waagschale legen mag, nicht eine Frau mit 300,000 Thalern Vermögen bewegen sollte können, ihn zu heirathen. Weniger kann mir freilich nichts helfen, und das bloße egoistische Vergnügen eine junge, schöne Frau zu haben, opfere ich Dir und unsrer zu ernsten Lage.“

„Nach allem diesen ist es klar, daß es der vernünftigste, ja der einzige Rath für mich ist, nochmals und zwar durch den früheren mißrathenen Versuch in vieler Hinsicht gewitzigt, einen zweiten zu machen, zu welchem natürlich nothwendig gehört, daß ich suche, denn sonst kann ich nicht finden.“

„Nun aber, liebe Schnucke, muß ich es sagen, daß sowohl meine eigene Erfahrung, als das einstimmige Urtheil aller derer, die darüber eine Aeußerung machen durften, dahin geht, daß, so lange wir noch wie Mann und Frau zusammenleben eine zweite Heirath eine völlige und unerreichbare Chimäre bleibt. Ganz anders wäre es meiner Ansicht nach, wenn ich wieder verheirathet wäre, und die neue Frau dociler Art und von Dir zu ertragen wäre. Aber ehe sie heirathen wird, wird jede, und noch mehr ihre Familie, sich an unser Verhältniß stoßen, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß selbst bei meiner englischen Reise dieser Umstand

im voraus ihren Erfolg fast unmöglich machte, wie er denn auch bei der, der einzigen, wo es zu ordentlichen, ernsten Unterhandlungen kam, daran scheiterte."

„Es ist also, glaube ich, unumgänglich nöthig, wenn ich heirathen soll, daß wir unseren Aufenthalt vor der Welt in sofern trennen, daß wir nicht dieselbe Haushaltung führen, was gegenseitige Besuche auch jetzt nicht ausschließt, und später, wenn der Zweck erreicht ist, einen neuen Lebensplan, wenn Du nur willst, gewiß gestattet; denn was könnte mir dann lieber sein, und alle meine Wünsche mehr erfüllen! Glaubst Du das nicht, so liebst Du mich auch nicht mehr wie sonst, und giebst einem Gefühle der Bitterkeit gegen mich Raum, das ich nicht verdiene, und das auf mein halb verzweiflungsvolles Spiel noch hinzusetzen zu müssen, mich sehr unglücklich macht! Ja, prüfe Dich deshalb, und wenn Du fühlst, daß Deine Liebe für mich aufhören muß, wenn ich wieder heirathe und wir nicht mehr ein und dasselbe Haus führen, so will ich freiwillig allen ferneren Plänen dieser Art entsagen, und unser endliches Schicksal dem Himmel und der Nothwendigkeit anheimstellen. Es kann sich vielleicht auch so, allen Berechnungen und Wahrscheinlichkeiten zum Trotz, noch ganz anders gestalten, wie wir erwarten, und ich habe Muth und Schnellkraft noch genug im Geiste, um auch das Aeußerste zu tragen, Du aber bist im schlimmsten Nothfalle durch Deine Rente wenigstens vor Mangel gesichert."

„Entscheide also darüber ganz frei und ohne Rücksicht auf mich; denn es mag geschehen, was da will, so werde ich Dich doch immer als meinen ange tutélaire auf dieser Welt ansehen, und kein Verhältniß kann dies ändern. Ich würde ohne Deine Liebe, ja selbst nach Deinem Tode, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Du mich mit aller Liebe gesegnet, nie wieder glücklich, selbst im Genusse aller Schätze, sein können. Dies ist wahr, und aus dem tiefsten meines besten Selbsts geschrieben, also wenn Du dieses letzte, wie ich glaube,

für unser beider irdisches Wohlsein und Sicherheit nothwendige Opfer nicht aus Liebe und mit Liebe bringen kannst, so sei dieses Thema auf immer zwischen uns abgebrochen. Fremd zwischen uns würde ein Schlimmeres sein, als feindlich bei Anderen, wenn man so wie wir zusammen gelebt hat. Du mußt also diese neue Lebensart durchaus nicht als die geringste größere Trennung unserer Wesen und Personen, sondern nur unserer äußerlichen Verhältnisse ansehen; ja vielleicht wird bei unserer jetzt so gedrückten, und folglich gereizten Lage, wie überhaupt bei den Eigenthümlichkeiten meines Karakters ein noch milderes Verhältniß eintreten, und einer noch größeren Sehnsucht nach Dir bei mir Raum gegeben werden. Und würde ich, wenn ich Dich aufsuche, nicht mit offenen Armen und alter Liebe mich aufgenommen finden, so würde für mich zwar ein Stachel im zartesten Lebenskeime zurückbleiben, aber auch Deine Liebe keine ächte, sondern nur am Eigenthum hängende gewesen sein."

„Ich habe mich nun ganz und so offen ohne alle Bemäntelung im Dir Unangenehmen wie Dir Lieben so wahr ausgesprochen, daß nichts darüber hinzuzusetzen bleibt."

„Nun laß mich aber nochmals wiederholen, beste, liebste Schnucke, daß Du die Herrin bist zu entscheiden, und ich mich in eins wie das andere finden will, auch Dir schwöre, daß von nun an, wenn Du diese Vorschläge verwirfst, kein Vorwurf irgend einer Art, wenn es später übel gehen sollte, mir entschlüpfen soll, überhaupt die bestimmte Gewißheit für eine oder die andere Seite die bisherige launige und trübe Gewitterstimmung gänzlich beseitigen soll; denn diesen unmännlichen, und ich möchte fast sagen, unwürdigen Zustand ewiger Ungewißheit bin ich fest entschlossen ganz aufhören zu lassen. Was nun entschieden wird, bleibt keinem längeren Zweifel unterworfen."

„Vor allem aber mache mich nicht weich durch Trauer und kummervolle Ausdrücke, die ich nicht ertragen kann."

„Ich fühle mit der heiligsten Gewißheit in mir, daß meine Liebe zu Dir selbst mit dem Verluste der Deinigen, was ich sonst wohl geglaubt, doch nie aufhören würde, denn Du würdest in mir immer fortleben, so wie Du warst, als das mir ergebenste Wesen, das ich gekannt, und dasjenige, dem ich am vollständigsten, ja fast übermenschlich vertraut, und das ich nach meiner freilich nicht sehr empfindsamen Art, allein eigentlich von allen einzelnen Menschen liebe."

„Also glaube nicht, daß theilweise Entfernung und Aufhören des häuslichen Zusammenwirkens meine Liebe zu Dir um das mindeste verringern können, wohl aber konnte bisher gerade dies letztere, verbunden mit eigentlich gezwungenen Verhältnissen, diese innige Ergebenheit wenn auch nicht schwächen, doch oft temporair verdunkeln, besonders wo Sorge und Bedrängniß und das Gefühl, daß wir beide vereint nie in ökonomischer Hinsicht ganz vernünftig zu handeln fähig sein würden, fortwährend Beunruhigung in unser tägliches Brod mischte."

„Doch alles dieses letzte wird in beiden Fällen Deiner Entscheidung ebenfalls schwinden; denn wenn man einmal seine Parthie bestimmt, und unwiderruflich ergriffen hat, so gewinnt auch das Nachtheilige eine andere Seite, wenn dessen Nothwendigkeit sich fest im Bewußtsein eingeankert hat."

„Was mich selbst nun betrifft, so hebe ich im Fall des neuen Arrangements die Haushaltung hier ganz auf, lasse den Park fest auf seinem alten Etat, richte für die Administration es so gut ein, als ich kann, übergebe Rother'n die Oberaufsicht, und versuche dann mit den Mitteln, die übrig bleiben, mein Heil von neuem, jedoch so, daß ich mich keinesfalls weder auf eine unanständige, noch unheilbringende Art verkaufe."

„Also, Schnucke, beherzige alles, was ich Dir gesagt, nimm es, wie es ist, und sieh es nicht mit schwarzer Brille an, und entscheide frei nach Deinem Gefühl. Habe mich aber

nur lieb — es gehe im übrigen, wie es wolle, denn ich wiederhole es als mein eigentlichstes Motto:

„Am letzten Ende kann ich alles entbehren, nur Deine Liebe nicht."

„Immer werde ich Dein Lou bleiben, gehörte ich nebenbei auch noch zehn Anderen an, Du nur wirst meine Seele, mein volles Vertrauen ewig besitzen. Nun genug von diesem Kapitel."

„Es ist sonderbar, daß, sowie ich Muskau betreten, meine Gesundheit wieder ganz schlecht geworden ist, also diesmal ist es nicht der Aerger, den Du, arme Schnucke, mir gemacht. Mangel an Appetit und der größte Mißmuth beherrscht mich, ja selbst die Anlagen haben keinen rechten Reiz mehr für mich, und zur Autorschaft bin ich nicht aufgelegt."

„Es ist hier kein Aufenthalt mehr für mich, und der Gedanke, Muskau nie wiederzusehen, hätte auch nicht das geringste Abschreckende mehr für mich, im Gegentheile, ich möchte es mit allen Erinnerungen gern begraben, und einen neuen Grund wo anders legen. Demohngeachtet kann ich, so lange ich es habe, mich auch nicht mit dem Gedanken versöhnen, mein Werk unvollendet zu lassen."

„Ich habe diesen Brief, krumm zusammengezogen im Bette geschrieben, eine Anstrengung, die mich jetzt so unwohl macht, daß ich aufhören muß."

„Lebe wohl, sei gut und milde, nicht traurig, aber liebevoll."

„Dein Lou."

Es ist hier eine seltsame Umstimmung in Pückler wahrzunehmen; er verfiel von einem Gegensatz in den anderen. Muskau, das herrliche Muskau, für das er einst leben und sterben wollte, dem er mit Lucie vereint, die größten Opfer brachte, wie einem geliebten Kinde, wurde ihm plötzlich zuwider! Er fühlte sich beklommen und unheimlich dort. Aber dies war keine bloße Laune. Der Ruin, von dem er seine

Verhältnisse bedroht sah, konnte mit Recht den ruhigen Genuß eines idealen Landlebens stören.

So war denn das Wort: Verkauf von Muskau zum erstenmale ausgesprochen; freilich nur als ein Gedanke, als ein Nebelbild, als ein Wort, aber das einmal ausgesprochene Wort hat eine dämonische Kraft, und sucht oft gewaltsam sich in That zu verwandeln.

In die andere Seite der Waagschale legte er wieder den früheren Plan: Heirath. Das sollten die beiden Rettungsanker sein, um ihn aus der bedrängten Lage zu reißen, die ihn gefesselt hielt.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Erwägungen und Berathungen. Neue Arbeiten in Muskau. Das Jagdhaus. Reise nach Hamburg. Angenehmes Leben dort. Hoffnung auf Alaun=Stabholz und Potascheabsatz. Das zu bezahlende Beefsteak. Ein Liebesroman. Ein Virtuose beim aus dem Wagen Fallen. Reise nach Leipzig. Pückler und Lucie, Philemon und Baucis.

Kaum hatte Pückler seinen Brief an Lucie abgeschickt, so beunruhigte ihn die Furcht, er möchte sie zu sehr betrüben, und er schrieb ihr auf's neue herzlich und liebevoll, sein Schicksal ganz in ihre Hand legend; ja, so sehr stand ihm Luciens Befriedigung über der eignen, daß er ihr erklärte, er wäre sogar bereit, um ihr Freude zu machen und für immer einen Riegel gegen alle Rückfälle seiner Phantasieen vorzuschieben, sich wieder mit ihr zu verheirathen, und möge die Welt auch immerhin ein wenig darüber lächeln. „Ich bin nie, meine Schnucke," schrieb er ihr, „zärtlicher für Dich gestimmt gewesen, das glaube mir, ja, ich finde mehr Gefühl, mehr Bedürfniß Deiner jetzt in mir, als ich selbst geglaubt habe, und das macht mich selbst im Schmerze glücklich, wie es Dich beruhigen muß, und Dir Kraft geben."

Luciens Antwort ist nicht mehr vorhanden; so viel ist aber gewiß, daß sie traurig und resignirt war; bei dem englischen Plane hatte sie sich opferfreudig gezeigt; nachdem dieser mißglückt, dachte sie nun, daß nicht zum zweitenmale so schwere Anforderungen an sie gemacht werden könnten. In ihrer Antwort kam die Stelle vor: „Denke an mich, als an die Seele, die Dich am meisten liebte, und es am treusten

mit Dir meinte." Pückler war tief erschüttert. „O mein Gott! Wäre dem so und es bliebe nicht Deine Liebe zu mir dieselbe in jeder Gegenwart, so möchte ich nicht länger leben", schrieb er an Lucie den 29. April 1832. „Zerreiße mir also durch solche Worte das Herz nicht unnützerweise, es trägt wahrlich ohnedem nicht wenig, und mehr, weit mehr vielleicht, als Du mir zutraust! Aber was soll ich noch sagen. Hätte ich nicht geglaubt, es uns Beiden schuldig zu sein, ich hätte Dir gewiß diesen Kelch erspart. Aber selbst der treueste Freund muß rathen das Bein abzunehmen, wenn sonst der ganze Körper zu verderben Gefahr läuft. Glaubst Du es anders, so beschwöre ich Dich nochmals: auf alles, was ich geschrieben, keine Rücksicht zu nehmen, und wie auf ein Evangelium darauf zu bauen, daß kein Vorwurf deshalb meinen Lippen weder, noch, was mehr ist, meinem Herzen, entgehen wird. Ich werde sagen, meine Schnucke ist schwach, aber aus zu großer Neigung zu mir, und was auch komme, wir werden es liebend tragen können. Ich leide jetzt am Herzen — ach, es ist eine traurige, traurige Welt! und ich bin ihrer oft todtmüde." —

Nach allem Ueberlegen und Berathen fanden beide, Pückler sowohl als Lucie, den ehemals schon vorwaltenden Auffassungen gemäß, es besser, und von zwei Uebeln das kleinste — sich für eine Heirath zu entscheiden, die ihnen erstens leichter zu ermöglichen schien, als im dermaligen Augenblick der Verkauf der Standesherrschaft, und dann auch, weil, so bedrückend der Anblick von Muskau Pückler gegenwärtig auch war, es seinem künstlerischen Schaffenstrieb doch sehr schmerzlich gewesen wäre, sein Werk unvollendet zu lassen.

„Bedenke, was ohne diese (seine Anlagen) mein Leben gewesen wäre und zurückließe," schrieb er an Lucie den 8. November 1838. „Ein Nichts — während ich jetzt schon, und noch mehr bei weiterer Vollendung in späterer Zeit, mit dem beruhigenden Gedanken sterben kann, nicht wie ein

Kohlstrunk vegetirt zu haben, sondern zurückzulassen, was meinen Namen Jahrhunderte lang vielleicht mit Ehre und Liebe nennen lassen wird. Das gleicht gar viele Irrthümer aus; denn die erste aller Pflichten ist Thätigkeit, nach Gottes Ebenbilde etwas zu wollen, etwas zu schaffen."

Und in diese Thätigkeit stürzte er sich auch jetzt, schrieb an seinem Gartenwerk und den „Tutti Frutti", arbeitete und pflanzte in romantischer Einsamkeit am Jagdhaus, wo er sich weit wohler und noch zurückgezogener fühlte als im Schlosse.

Aber nun sollte doch auch Ernst gemacht werden wegen der Heirath. Jeder Schritt hiezu war Pückler widrig, und er that ihn nur lässig. Doch machte er sich Ende Februar auf die Reise nach Hamburg. Die berühmte blühende Handelsstadt schien für seine Absichten ganz geeignet; unter den Bürgern der kleinen Republik waren viele wegen ihres außerordentlichen Reichthums bekannt und beneidet.

Es gefiel ihm dort ungemein; der schöne Jungfernstieg mit der blauen Alster, der Wohlstand und das lebhafte Geschäftstreiben, die anmuthigen Villen an der Elbe, die Einladungen, mit denen er von den Diplomaten und den ersten Kaufleuten der Stadt überschüttet wurde, die vortrefflichen Diners und guten Weine, die Huldigungen, die man dem Verstorbenen, dem Fürsten, dem liebenswürdigen geistvollen Manne erwies, die Beeiferung schöner und freundlich gesinnter Damen, alles versetzte ihn in die heiterste Stimmung.

Um so weniger Lust hatte Pückler an das „Geschäft", wie er es nannte, zu gehen. Und da ihm der preußische Konsul, Herr Oswald, Aussicht machte, unter vortheilhaften Bedingungen seinen Alaun, sein Stabholz und seine Potasche abzusetzen, so dachte er vielleicht im Stillen, daß es mit der Braut noch keine so große Eile habe. Eine reiche Erbin, der man ihn vorstellen wollte, verweigerte er entschieden kennen zu lernen, damit man nicht glaube, daß er sich um sie bewerben wolle.

Er theilte Lucie die gute Aussicht auf den Absatz der Muskauer Produkte mit, fügte aber hinzu: „Im Uebrigen lasciate ogni speranza, et l'impossibilité git en moi-même. On ne peut pas aller contre nature, et l'homme le plus fier et le plus haut ne peut pas flatter la canaille, ni encore moins solliciter de qui que cela soit sans la plus grande répugnance, et avec la rage dans le coeur. Es ist nur eine Möglichkeit für solche Geschäfte, wie ich Dir schon gesagt — sie einen Dritten ganz allein abmachen zu lassen. Findet sich eine solche Gelegenheit, gut, wo nicht, muß man daran gar nicht denken." Traurig klagt Pückler, daß er kein freier Mann sei, sondern ein armer Sklave an der Kette, die er fortwährend hinter sich klirren höre, und wohl nicht anders als mit dem Leben loswerden würde.

Pückler besuchte in Hamburg häufig ein Haus, wo, wie damals in vielen Hamburger Familien, die Unsitte herrschte, daß die Dienerschaft sehr auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen war; die Herrschaft bekümmerte sich bisweilen ganz merkbar um dies Verhältniß, und sprach von den Gaben, machte den Gästen, welche zu wenig schenkten, eine Unehre daraus. Abends nach dem Essen, welches gewöhnlich in nur Einem Gericht, sehr oft in einem Beefsteak bestand, begleitete der Wirth den Fürsten hinaus, und gab Acht, wem und auch wohl wie viel er Trinkgeld gab. Einesmals war das Pückler allzu mißfällig, und als unter den Augen des Wirthes vier Bediente zugleich sich zur Hand des Fürsten drängten, stand er plötzlich still, wandte sich zu dem Wirth und fragte mit liebenswürdigster Unschuld: „Sagen Sie mir doch gütigst, welchem von diesen Leuten soll ich denn mein Beefsteak bezahlen?" Der Wirth erblaßte, und stotterte Entschuldigungen. Pückler besuchte das Haus nun nicht mehr.

Dagegen nahm ihn ein romantisches Ereigniß in Beschlag; eine junge, schöne, liebenswürdige Frau in Hamburg

verliebte sich heftig in ihn. Sie war verheirathet, und schien in jeder Weise gebunden; aber Leidenschaft und Sympathie wollten sich hierein nicht finden; der spannende Roman rückte rasch vorwärts, und die Abentheuerlichkeit und Schwierigkeit desselben zogen Pückler an. Es war von einer Entführung, von einer Scheidung und dadurch zu ermöglichenden Verbindung die Rede, und auf diesem Umweg hätte sich ja zugleich ungesucht die von ihm beabsichtigte Heirath gefunden. Aber die Sache ließ sich nicht durchführen, und wurde, wenn nicht von beiden Seiten, doch gewiß von einer aufgegeben.

Auf der Rückreise geschah Pückler das Ungemach, daß er mit seinem schwerbepackten Wagen auf dem elenden Wege bei Lauenburg umgeworfen, jedoch nur wenig beschädigt wurde. Durch die nicht weniger jämmerlichen Sandwege in der Lausitz war er nämlich schon so oft umgeworfen worden, daß er für diesen Anlaß sich große Uebung und eine wahrhaft seltene gymnastische Geschicklichkeit erworben hatte, in der er für einen Virtuosen gelten durfte, wobei ihm auch seine unerschütterliche Kaltblütigkeit zu Hülfe kam. Er behauptete, wenn der Wagen umstürze, so müsse man nicht, wie es die Meisten im Schrecken unwillkürlich thun, sich nach der entgegengesetzten Seite wenden, sondern gerade nach der niederstürzenden, weil da der Gegenprall die Gewalt des Stoßes mildere. Wahrscheinlich wird wohl Pückler der letzte Vertreter dieser seltenen Kunst gewesen sein, da das Wagenumwerfen glücklicherweise jetzt, wo man auf Eisenbahnen reist, zu den Seltenheiten gehört.

Er machte nun noch einen anderen Ausflug nach Leipzig, der aber auch kein Ergebniß lieferte, gewiß weil er sich immer selbst nicht ernst entschließen konnte. Er verglich sich dabei humoristisch mit dem ewigen Juden, der den Tod immerfort sucht, ohne ihn finden zu können.

Nun kehrte er nach Muskau zurück, wo es sich ergab, daß es mit dem Alaunverkauf durchaus nicht günstig stand; da

wollte er denn wieder heirathen. Er schrieb an Lucie: so lange er mit ihr in Muskau lebe, werde ihm jede neue Anknüpfung höchst schwierig gemacht, da man dann seine Scheidung nicht recht für Ernst ansehen möchte.

Das war für die arme Lucie höchst betrübend; hatten sie sich doch beide gewöhnt, Muskau für das Paradies, und sich selbst darin als Adam und Eva zu betrachten! Nun sollte sie allein diesem Paradies entsagen, noch weit unglücklicher als ihre Stammmutter, die doch den Gatten wenigstens mit sich nehmen durfte, als der Engel mit dem Schwert sie verjagte! — Es ist immer verhängnißvoll, wenn Wünsche sich bis in ihre letzten Tiefen erfüllen: Pückler hatte seit seiner Verlobung mit Lucie nur immer das Bestreben, daß ihr Muskau gefallen, daß es sie entzücken solle, zur Hauptsache gemacht: es war ihm vollständig gelungen! Um so größer war aber nun ihr Kummer und Gram. „Das sei erst sein wahrer Scheidebrief", antwortete sie schmerzlich klagend.

Luciens Betrübniß wirkte tief auf Pückler zurück. Diese beiden Wesen, sie mochten sich noch so oft streiten, waren durch unauflösliche Bande mit einander verbunden. Nun klagte auch Pückler laut und bitter. „Was wird mein Loos sein," schrieb er an Lucie, „entweder hinausgestoßen aus dem Garten, den ich bewohnte, in die Wüste der Armuth, oder genöthigt, selbst den Garten in einen Sumpf der Gemeinheit zu verwandeln; denn was wird am Ende eine solche Heirath anders sein? Bei dieser kummervollen Alternative hatte ich einen Trost, eine treue Freundin, ein anderes Ich, die mit mir leidet, mit mir hofft — ach, und ein paar Zeilen, von Verdruß und Jammer schroff gemacht, von der Noth ausgepreßt, können Dir als der wahre Scheidebrief solches Bundes erscheinen? Es ist blutig traurig! Behüte Dein Gewissen, meine gute Schnucke, denn so könntest Du mich leicht umwerfen, und die Reue käme zu spät, wiewohl es vielleicht

am besten wäre, wenn ich, der alle diese Unruhe anstiftet, nicht mehr wäre. Ich bestrafte mich, wie ich's vielfach verdiene, und befreite Andere."

Die unendliche Güte, die in Pückler's Herzen wohnte, wallte hoch auf, wie ein wogendes Meer, und er ergoß sich gegen seine Freundin in den naivsten, beredsamsten Liebesbetheurungen, wie sie nur wahres Gefühl eingiebt. „Gott sei mein Zeuge", fuhr er fort. „Schaffe uns nur 12,000 Thaler jährlichen sicheren Ueberschuß, ohne welchen wir, wie wir und die Umstände einmal sind, dort nicht existiren können, und ich will mit Jubel meine alte Schnucke wieder, heirathen und alle Riesenpläne meines Lebens aufgeben, in Deinem Glücke auch das meinige findend. Aber in Elend und Noth, wie kann es uns da frommen!" —

Und sein dankbares Herz fügte noch hinzu: „Wenn ich Dir dadurch vergelten könnte, ich wollte gern sterben; wirst Du nun glauben, daß ich für so viel Liebe Dir mit Undank lohnen könnte, so wirst Du mich tödten. Du kennst mich nicht, und ich fühle jetzt, daß ich mich selber nicht kenne. Es ist viel eiskaltes Krystall um mich her krystallisirt, aber im tiefsten Mittelpunkt liegt ein himmlisches Feuer, das, wer es zu lösen versteht, die härtesten Rinden wie flockigen Schnee zerschmilzt. Dies Feuer zu Tage zu bringen, hat Deine Liebe gearbeitet; aber der letzte Brief, der Brief, war eine zu schmerzliche Sonde. Ich fühle jetzt erst so recht eigentlich, was Du mir oft von Deinem Kummer und Schmerz sagtest, und bedaure Dich und mich."

Zuletzt suchte er noch seine Lucie zu trösten und aufzurichten. „Schnucke," schrieb er, „ich bin mit Dir so verwachsen, wie mit einem meiner Glieder. Ist einmal das Ziel erreicht, so hoffe ich zu Gott, daß wir beide es genießen wollen, und dann kann vielleicht das Muskauer Paradies, das mir jetzt eine Hölle ist, mir noch wahrhaftigen Genuß, ohne die furienartige Sorge gewähren, die jetzt ihre Fleder-

mausfittige aller Orten über uns hält, und mit einer Todtenfratze uns anstarrt. Ach, Schnucke, sei vernünftig, sei liebevoll, habe Mitleid mit uns beiden, sonst gehen wir zu Grunde."

Alle Quellen von Pückler's Gemüth öffneten sich in Anhänglichkeit und Schmerz. „Was ist am Ende", schrieb er an Lucie in einem späteren Briefe, „das ganze Leben? Tand! Nur das Innere ist etwas Wirkliches. Wie gänzlich todt war für mich die Natur, alle meine Lieblingsspielereien in diesen schweren Tagen! Es hatte alles aufgehört etwas zu sein, weil mein Sinn, der es allein belebt, abgestorben war, und es noch ist. — Welche schreckliche Existenz muß es sein, wenn die Seele von einem solchen Kummer erst ganz gesättigt und durchdrungen ist, wie es mir gegangen sein würde, wenn ich nach einem solchen Briefe Deinen Tod erfahren, und auch Dir vielleicht wären diese meine letzten Zeilen. — Ach, das Leben hat schaurigere Geheimnisse, als die Phantasie sie auffinden kann! Manches geht vorüber, manches vielleicht nie! — Nur an der Liebe, an der wahren, darf man nicht sündigen. Alles andere wiegt zu leicht, jenes kann niemand verzeihen, sich selbst nicht, wenn es zum Wiedergutmachen zu spät ist"

Und wie sollte Lucie ihren Lou nicht weiterlieben. „Ich kann meine Schnucke so wenig entbehren als sie mich," schrieb er ihr den 21. Juli 1833, „dies ist nun unser Evangelium für ewige Zeiten; wir glauben daran so fest, als an ein höchstes Wesen über uns, es ist unsere andere Natur geworden, und nur in dieser können wir frei leben und athmen."

Um dieses merkwürdige Verhältniß ganz zu bezeichnen, möge hier noch ein Wort von Pückler stehen, wunderbar treffend, mit dem Scharfblick seines genialen Herzens schlagend ausgedrückt: „Wenn unsere Nachkommen einst unsere Korrespondenz in der Bibliothek finden, werden sie sie nicht so

uninteressant wie wir die Callenbergischen finden, aber verwundert oft ausrufen: „Das waren sonderbare, leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis!“

Ja, eine Art von Philemon und Baucis, und es wäre ihnen ganz gemäß gewesen, wenn ihnen Jupiter wie diesen, vergönnt hätte, am Ende ihres Lebens sich in zwei Bäume zu verwandeln, deren Kronen sich liebend ineinanderranken, und somit noch nach ihrem Tode mit zum Schmucke des Parkes von Muskau beizutragen, und ihn nie zu verlassen.

—

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Rahels Tod. Freundschaft mit Varnhagen. Abschied als General. Erscheinen der „Tutti Frutti". Verschiedene Stimmen darüber. Das schlesische Schloß und die Familie von Lieres. Oberst Kurssel. Plan einer Reise nach Amerika. Aufenthalt in Paris. Aufnahme am Hofe und in litterarischen Kreisen.

Das Jahr 1833 brachte für Pückler außer diesen inneren Stürmen und Kämpfen auch noch andere Schmerzen und Störungen. Sehr erschüttert wurde er durch den am 7. März erfolgenden Tod Rahels. Er hatte sie schon früh kennen gelernt; in der ersten Zeit, als er von seiner romantischen Jugendreise nach der Heimath zurückkehrte, war er ihr in Berlin mehrmals begegnet. Am Neujahrstag von 1820 traf er sie einmal, bei Stägemann's, worüber Rahel in ihrem Tagebuche bemerkte: „Graf Pückler war dort, ich fand ihn klug, gesammelt, gehalten: und traurig."

Besonders aber in den letzten Jahren waren sie sich herzlich und freundschaftlich nahe getreten, wodurch der unerwartete Verlust ihm nur um so schmerzlicher wurde.

Die liebevolle, zarte und wahrhaft freundschaftliche Art, mit welcher er Varnhagen in seinem tiefen Kummer zusprach, zeigte wieder ganz das warme Gefühl, das ihn beseelte, wie denn überhaupt sein ganzes Verhältniß zu Varnhagen und der Briefwechsel beider ein edles Zeugniß ist, daß Pückler auch der reinsten Männerfreundschaft fähig war, und nicht bloß, wie Manche behaupten wollten, nur ein Herz für Freundschaften mit Frauen besaß.

Auch die früher erwähnten Verdrüsse mit Bettina, ihr verhängnißvoller Besuch in Muskau fielen in jene Zeit. Ein anderer Aerger war für ihn, daß er ungesucht seinen Abschied in der Armee als General erhielt. Der Generalstitel entschädigte ihn nicht für das, was er als eine persönliche Kränkung und Ungunst betrachtete; er äußerte gegen seine Freunde, den lächerlichen schwarzen Strich, welchen in der preußischen Armee die Uniformen der verabschiedeten Generale aufweisen, wolle er nie tragen, und lieber von nun an nicht mehr am Hofe erscheinen; was um so besser sei, da er damit zugleich allen lästigen Zwang los werde.

Das Erscheinen der ersten beiden Theile der „Tutti Frutti“ im Februar 1834 führte ihn wieder auf den litterarischen Kampfplatz, auf dem es diesmal heiß hergehen sollte. Die Neugierde, die Spannung des Publikums konnte ihm niemals mehr fehlen. Die erste Auflage war schon bestellt, bevor sie ausgegeben wurde, so daß vor ihrem Erscheinen bereits der Druck der zweiten angeordnet werden mußte. Varnhagen war nicht so begeistert von den „Tutti Frutti“ wie von den „Briefen eines Verstorbenen“, lobte jedoch auch an ihnen die freie Weltanschauung, den hellen, durchdringenden Verstand, die Anmuth des Scherzes und die Kühnheit und Eleganz der satyrischen Laune; er verglich das Buch mit schäumendem Champagner, der freilich kein alter Johannisberger sein könne und wolle. Alexander von Humboldt las die „Tutti Frutti“ in einem Zuge, und pries den Witz, die Laune, den Geist darin. Bei Hofe ließ der König sie sich nach dem Thee vorlesen, und so wurde auch jener hohe Kreis, in welchem man sich sonst meist zu langweilen pflegte, durch scharfe und lebendige Elemente angeregt. Die Frommen waren unzufrieden. Auch das war amüsant. Die Juden dagegen waren ihm dankbar, daß er vorurtheilslos und mit Wärme ihre Sache vertrat. Er pries ihre Emanzipation in England als ein glorreiches Zeichen des Fortschritts, als

einen schönen, endlichen Sieg der Menschheit und Gerechtigkeit, der Welt zum Beispiel aufgestellt. Er erklärte, daß, seit er zu Verstande gekommen, er nie einem gebildeten Juden begegnet sei, ohne sich gewissermaßen vor ihm zu schämen, indem er lebhaft fühlte: „daß nicht wir zur Verachtung seiner Glaubensgenossen, wohl aber er zur Verachtung der unserigen ein Recht habe.“

Varnhagen schrieb den 13. März 1834 aus Berlin an Pückler: „Der Eindruck des Buches ist im Ganzen, wie er zu erwarten war, pikant. Wer aber pikirt ist, der lobt den Stachel nicht, ja er möchte den Honig läugnen. Dagegen wird der Pikirte selber eine Süßigkeit, denn die Schadenfreude ist ja —“. Hier wurde der Schreiber unterbrochen.

Doch noch ein anderer Vorgang sollte sich an dieses Buch knüpfen. Pückler hatte im zweiten Bande die Beschreibung eines verfallenen Schlosses gemacht, das er in Schlesien besucht hatte, und an das er zugleich eine romantische Erzählung, eine vollständige dichterische Erfindung knüpfte, von einer Familie, der es gehörte, und die viele wunderliche Schicksale gehabt, unter anderen, daß eines ihrer Mitglieder ein Räuber geworden u. s. w. Diese Familie hatte Pückler auf gut Glück: von Bork getauft, und die Burg, die Königsberg hieß: die Königsburg.

Da fand sich das Sonderbare, daß der Zufall auch den Romandichter machen wollte, denn jene Burg war das Besitzthum einer Familie von Lieres gewesen, und mehrere Umstände, die Pückler sich erfunden, konnten, ohne daß er es ahnte, auch auf diese Familie bezogen werden. Ein Oberst Kurssel aus Aachen, dessen Frau eine geborne von Lieres war, ließ vereint mit einem Lieutenant und einer Dame eine Anzeige in die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ einrücken, in welcher der Verfasser der „Tutti Frutti“ der „schändlichsten Verläumdung“ angeklagt wurde.

Pückler las diese Anzeige mit dem größten Staunen in Karlsbad, wo er sich gerade auf einem Reiseausflug befand, denn, seiner gewöhnlichen Art nach, nie lange hintereinander bei einem Plane zu verweilen, und wenn auch nichts ganz loszulassen, doch auch nichts ganz festzuhalten, hatte er die widrigen Heirathspläne ruhen lassen, Lucie wieder nach dem geliebten Muskau berufen, und war selbst davongeflogen, um sich an neuen Orten und Eindrücken zu erfrischen. Als in Karlsbad zufällig er die Anzeige Kurssel's las, war sie beinahe einen Monat alt, und vom Präsidenten Rother aus Berlin erfuhr er, daß Kurssel, der ein Jugendfreund von diesem war, ein durchaus achtbarer Mann sei. Natürlich ließ es Pückler an einer scharfen öffentlichen Erwiederung nicht fehlen. Die Sache drohte zu einem Zweikampf zu führen, dem Pückler, so unschuldig er sich auch fühlen mußte, auf keinen Fall ausweichen wollte.

Pückler ging unterdessen weiter nach Bamberg, wo er durch die Krankheit seines Dieners länger aufgehalten wurde. Er machte dort die Bekanntschaft des amerikanischen Konsuls, der ihm sehr freundlich begegnete, und ihm sagte, in den Vereinigten Staaten sei kein Kind, das ihn nicht kenne, und wenn er dorthin käme, so würde er empfangen wie Lafayette.

Wie Lafayette! Diese Worte fielen wie ein zündender Funken in Pückler's Phantasie. Es stand nun plötzlich fest: er wollte, er mußte nach Nordamerika. Nur der Handel mit dem Oberst Kurssel mußte vorher abgemacht werden, denn, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, ging ihm die Ehre über alles, auch über seine liebsten Wünsche.

Langsam fing er nun an seine gute Lucie auf diesen neuen Stoß vorzubereiten. Er schrieb ihr aus Bamberg den 1. Juli 1834, daß er einstweilen nach Paris gehe, zum nächsten Frühjahr spätestens oder Anfangs des Sommer wieder in Muskau sein wolle. „Bis dahin mußt Du Dich schon gedulden, Schnücklein,“ fügte er hinzu, „denn ehe ich voll

Fünfzig bin, muß ich noch etwas von der Welt sehen, sonst habe ich später gar keine Ruhe mehr. Also darin störe mich nicht! Desto freudiger werden wir uns dann wiederfinden, und desto mehr werde ich Dir zu erzählen haben."

Schon vierzehn Tage später mußte er sich entschließen Lucien gleichzeitig den wahrscheinlich bevorstehenden Zweikampf mit Kurssel und zugleich die beabsichtigte Reise nach Amerika mitzutheilen, vielleicht hoffend, daß die eine Sorge den Stachel der anderen schwächen würde.

„Würzburg, den 14. Juli 1834."

„Meine herzliebe Schnucke!"

„Ich habe mich vor dem heutigen Briefe immer ein wenig gefürchtet; aber es hilft doch nichts, ich muß ihn schreiben; und wenn Du nur ein bischen vernünftig und standhaft sein willst, so kann er Dich weder ängstigen noch betrüben."

„Du weißt es ohne Zweifel schon durch die nimmer ruhende Fama, daß der Oberst Kurssel, wahrscheinlich von Uebelintentionirten aufgehetzt und schwach am Geiste, einen Artikel in die Allgemeine Zeitung hat setzen lassen, den ich mir hinsichtlich der Albernheit nicht besser wünschen konnte, der mich aber doch gezwungen hat (denn daß Dein Lou als ein Poltron in der Welt angesehen werde, kannst Du doch unmöglich wünschen) so zu antworten, wie ich geantwortet."

„Es ist damit noch keineswegs gesagt, daß ein Duell zwischen uns unvermeidlich sei; aber es ist allerdings jetzt leicht möglich. Ich selbst gehe dazu wie zum Tanze, und habe gar keine Idee, daß es schlecht für mich ablaufen könnte. Du giebst viel auf Ahnungen, also thue es auch diesmal. Uebrigens ist es Thorheit, sich über Dinge zu grämen, die erstens ungewiß, und zweitens noch gar nicht einmal da sind. Wende alle Deine Liebe für mich an, mir gutes Glück zu

wünschen, und mein Betragen zu billigen, wie es verdient — Dies wird mir ein größerer Beweis Deiner Liebe sein, als nutzloses und eitles Klagen und Jammern."

„Der zweite Punkt, liebes Herz, ist Amerika."

„Bedenke, daß es mir ein wahres Bedürfniß ist, ehe ich zu alt werde, noch fremde Länder zu sehen, und daß, thue ich es nicht, nur Mißvergnügen zu Hause mich erwartet. Wie reich werde ich dadurch in der Erinnerung zurückkommen, und Du, mein Schnücklein, wirst diesen Reichthum auch theilen."

„Uebrigens ist es bei dem Verfolgungsgeist, der jetzt an einigen Orten gegen mich herrscht, vielleicht recht gut, ihnen eine Weile aus den Augen zu gehen. Schreiben aber werde ich häufig, und auch von Dir erwarte ich jeden Monat einen Brief in New-York, den Rother besorgen wird."

„Ein schönerer Reiseplan kann nicht existiren als der meinige, und zum Herbst 1835 bin ich wieder in Muskau. Da ich allein ohne Diener reise, werden auch die Kosten nur sehr mäßig sein. Zurück gehe ich über Teneriffa und Madeira, Lissabon, Madrid, Valencia, Marseille oder Paris."

„Sei also gut, lieb und vernünftig. Ich bin jetzt wohl, rüstig und in bester Stimmung. Verdirb sie mir nicht, sondern erhöhe sie zehnfach, denn nur Du kannst das eine und das andere."

„Ich küsse Dich von ganzer Seele, mein anderes Ich, bleibe mir treu, sei heiter, denn der Mensch kann viel durch den festen Willen, sich das Angenehme statt des Uebeln, hoffe statt zu fürchten, und denke, daß ächter Liebe keine Entfernung, ja selbst vielleicht der Tod nicht — etwas anhaben kann."

„Dein Lou."

Ja, wie zum Tanze ging er zum Duell, so kühn, so gefaßt, und mit Recht durfte er von sich rühmen, daß er sich fest vorgenommen habe, überzeugt zu sein, daß es gar

nichts Unangenehmes auf der Welt gäbe, und daß sein Geist eine Schnellkraft besäße, der alles möglich sei. „Die Oktaven meiner Seele haben einen ungeheuren Umfang," schrieb er seiner Lucie. „Sie kann die schwächsten und die stärksten, die tiefsten und die höchsten Töne angeben."

Durch solchen Zuspruch suchte er die betrübte Lucie zu trösten; auch wegen Amerika bestrebte er sie zu beruhigen, und meinte, wenn er einen schönen Ort dort fände, so holte er sie nach, und sie wollten dann Europa und seine Melancholie für immer verlassen.

Varnhagen vertraute er freudig schon den ganzen Reiseplan: wie er zuerst in die Bäder von Saratoga gehen wolle, wo er die Crême der amerikanischen Aristokratie finde, dann nach dem Hudson und Niagarafall; in Washington werde er dem Kongreß beiwohnen, in der besten Jahreszeit New-Orleans und Havanah sehen, hierauf im Frühling zurück zu Lande durch die ganzen Vereinigten Staaten, Urwälder u. s. w. bis New-York, und dann weiter nach Teneriffa und Madeira, um über Lissabon, Madrid und Paris nach Muskau zurückzukehren.

Doch die Ouvertüre zu der Reise mußte das Duell sein. Er fuhr daher mit der großen Diligence in drei Tagen und vier Nächten von Frankfurt nach Paris, ohne aus den Kleidern zu kommen, ohne sich einen Augenblick ausruhen zu können, was er trotz der furchtbarsten Julihitze bestens ertrug. In Paris hoffte er seinen Gegner zu treffen, da er ihn dort hinbestellt hatte, aber jener, durch Dienstverhältnisse abgehalten, konnte nicht kommen, und bat Pückler, er möge sich nach Aachen zu ihm begeben.

Um die Zeit des Abwartens auszufüllen, ließ sich Pückler am Hofe des Königs Louis Philipp vorstellen. Der berühmte Fremde wurde dort mit Artigkeiten überhäuft. Der König unterhielt sich vorzugsweise mit ihm, und zeichnete ihn auf jede Weise aus; die Königin bot ihm bei einem Diner, zu

dem er eingeladen war, den Arm, um sich zur Tafel führen zu lassen. Die Prinzessin Adelaide und die jungen Prinzessinen bezeigten ihm gleichfalls die größte Freundlichkeit, sowie die Herren Guizot und Dupin, und General Athalin, die der König ihm vorstellte. Herr Fontanes, einer der ersten Architekten Frankreichs, zeigte Pückler im Auftrage Louis Philipps alle königlichen Villen, Gärten und Stallungen. Seine alte Freundin Sophie Gay empfing ihn mit treuer Herzlichkeit; sie hatte sich ihren heiteren Geist, und dadurch auch ihre Anziehungskraft für ihre Freunde bewahrt; ihre Tochter Leontine sah er als Mad. de Girardin wieder, und in ihrem Salon lernte er eine Reihe der interessantesten litterarischen Persönlichkeiten und anderer Berühmtheiten kennen. Er machte die Bekanntschaft von Beranger, Balzac, Alfred de Musset, des Marquis de Custine, Rossini, L'Herminier, Sir Sidney Smith, der Herzogin von Abrantes, der Frau von Chezy, und vieler Anderer. Heine sah er wieder nicht, durch gegenseitiges Verfehlen. Dagegen besuchte er einigemal Mad. Recamier, wo er Chateaubriand zum erstenmale begegnete, der lebhaft seine Bekanntschaft gewünscht hatte. Die französischen Journale sprachen beinahe täglich von Pückler, und in den Gesellschaften drängte sich alles in seine Nähe. Dazu Theater und Ausfahrten; kurz, einige Wochen vergingen bei diesem Leben auf das angenehmste.

Aber dicht neben der Heiterkeit stand der Ernst.

Die Verhandlungen wegen des Duells wurden fortgesetzt. Die Generale Exelmans und Gourgaud lieferten Pückler einen Sekundanten in der Person des Obersten Caron, einem alten Soldaten, der unter Napoleon gedient hatte.

Pückler, um nicht den Anschein zu haben, daß er gewaltsam auf das Duell dringe, hatte dem Obersten den Vorschlag gemacht, es solle von beiden Betheiligten eine Erklärung in den Zeitungen erscheinen, und zwar so, daß auf der ersten

Spalte der Oberst seine frühere Anzeige zurücknehme, und auf der zweiten Pückler ebenfalls wie billig seine Antwort. Hiezu aber wollte der Oberst sich nicht verstehen.

Man verabredete nun, daß der Zweikampf an der preußischen Grenze, sechs Meilen von Verviers, stattfinden sollte. Pückler drang um so mehr auf Eile, da er fürchtete der Verzug möchte ihn verhindern in der geeigneten Jahreszeit die Reise nach Amerika antreten zu können.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Abreise von Paris. Herzliche Abschiedsworte an Varnhagen. Brief an Lucie. Zweikampf mit Oberst Kurssel an der preußischen Gränze. Verwundung des Gegners. Rückkehr nach Paris. Abreise nach den Pyrenäen, um nach Afrika und Asien zu gehen.

Den Tag vor seiner Abreise, den 1. September 1834, schrieb Pückler noch einige herzliche Worte an Varnhagen, ihn benachrichtigend, daß dies vielleicht der letzte Brief sei, den er ihm schreibe, da er ein ernstes Duell mit dem Obersten Kurssel zu bestehen habe, das übrigens zu vermeiden er alles gethan habe, was seine Ehre erlaube. „Sonderbar ist es immer," schrieb er, „und fast romantisch, daß ich beim ersten Blick, mit dem ich den Oberst Kurssel sehen werde, ihn vielleicht todtschießen muß, und so vice versa. Geschieht das letzte, so bitte ich um ein freundliches Andenken." — Am Schlusse fügte er noch mit Innigkeit hinzu: „Sie wissen: im Leben, hier oder wo anders, bleibt geistiger Zusammenhang, denn wir fallen nie aus der Welt, und ist auch der unsere, einmal gewesen, ewig. Freundlich und herzlich noch einmal meinen Dank, und ist es nicht zum letztenmal, desto besser! Ganz der Ihrige, H. Pückler."

An Lucie schrieb er für den Fall seines Todes den folgenden Brief: „Meine gute, alte, treue, liebe Schnucke. Wenn Du diesen Brief erhältst, bitte ich Dich innig und mit dem liebendsten Herzen, vernünftig zu sein. — Ich sage es Dir vorher, der Brief enthält eine sehr schlimme Nachricht, eine, die Dich sehr tief erschüttern wird, aber wozu hätten

wir die Vernunft, wenn wir sie nicht gerade in jenen Augenblicken gebrauchen wollten, wo wir sie am nöthigsten haben, und glaube mir: das Schlimmste selbst hat doch auch noch seine vortheilhaften Seiten, nur eins macht eine schreckliche Ausnahme — wenn der, den wir lieben, seine Seele oder seine Ehre gebrandmarkt hat. — Selbst wenn ich, zum Beispiel, zehn Jahre früher wie Du sterben müßte, so denke, gutes Schnücklein, daß bei unserem Glauben an Seelenwanderung dies das einzige Mittel ist, wie, entweder hier auf der Erde noch, oder in einem anderen Stern, das umgekehrte Verhältniß, was uns in diesem Leben an einem vollkommenen Glücke gehindert hat, in's Rechte gerückt werden, und ich dann erst die wahre, ganz glückliche Ehe mit Dir führen kann. — Ferner würden auch für die Zeit, die Dir hier übrig bleibt, unsere Affairen sich für Dich allein mit Hülfe eines treuen Freundes und durch das allgemeine Interesse, was Du einflößen mußt, nebst den Erinnerungen der Dankbarkeit für Deinen Vater, zu endlicher Ruhe und Sicherheit besser gestalten, als es vielleicht jetzt möglich ist. Du aber würdest eine sanft tröstende Beschäftigung darin finden, meine Pläne, die Du alle kennst, weiter zu führen, und für die Erhaltung dessen zu sorgen, was bereits geschehen. Die Ueberzeugung daneben, daß niemand sich untereinander treuer geliebt als wir, niemand sich gegenseitig inniger und rücksichtsloser vertraut — daß ich dieses Leben nur mit heißem Dank und tiefster Liebe für Dich verlassen habe, müßte selbst Deinem größten Schmerz noch eine süße Beimischung geben! Dann denke: per aspera ad astra, jene Devise aus Deinem alten Buche: Durch Unglück geht man in den Himmel ein! Sei also, meine treue Seele, gefaßt, wenn das Schicksal eine große Trauer über Dich verhängen sollte. Es ist möglich — ich darf es Dir nicht verbergen, wäre es aber nicht hundertmal schlimmer, wenn ich aufgehört hätte Dich zu lieben, oder Du mich ver-

achten müßtest! — Der Tod selbst ist wie jene Reise nach Amerika oder dem Orient — ist für Seelen, die sich einmal gefunden, nur eine zeitliche, keine ewige Trennung. Ewig aber ist die Sympathie, die ohne irdisches Interesse die Geister bindet. — Der meinige wird Dich umschweben, und ein Kuß Dich rufen, wenn Du mir folgen sollst."

„Dein bis im Tode treuer Lou."
„Vergiß mein nicht!"

„Es ist meine feste Ueberzeugung, im Moment des Todes augenblicklich wieder in den Keim eines neuen Lebens überzugehen, und wer würde nicht gern wieder jung, wem gönnte es ein liebendes Herz nicht mit Freuden! So sieh es an, meine Schnucke, und fühle in Deinem eignen Herzen die Gewißheit des Wiederfindens. Wer weiß, wie oft wir uns schon so getrennt haben, ohne eine Ahndung davon zu behalten. Noch einen Kuß im Geiste, und Ade für diesmal. — Wir sehen uns wieder, bis dahin lebe in der Erinnerung, auch diese ist süß, und banne thörichten Schmerz. Nicht mehr als recht ist."

„Noch ein Wort, mein Herz:"

„1) Heirathe nie wieder. So absurd Dir dies vielleicht jetzt klingt, es könnte doch eine Zeit kommen, wo Du anders darüber dächtest, dann denke meines Wunsches."

„2) Trage Zeitlebens eine halbe Trauer für mich. Ich habe es verdient, und dies sei das Zeichen Deiner unerschütterlichen Treue für den Todten, der Dir vielleicht liebend jetzt schon nahen darf."

„Dein Lou."

„Ich küsse und segne Dich."

Was deutlich aus diesem Briefe hervorgeht, ist, daß Pückler vor allem daran dachte, Lucie im Fall seines Todes zu trösten und zu beruhigen, und daß er dabei mehr an sie als an sich selbst dachte.

Glücklicherweise war unserem Helden vom Geschick ein langes Leben beschieden, und er bestand auch diesen Zweikampf — es war sein achter — unversehrt.

Als Pückler auf dem Kampfplatz erschien, zu dem ein freier Rasenplatz ausgewählt worden, sah er, wie Augenzeugen berichten, außerordentlich stattlich und jugendlich aus; obgleich er sich denselben Morgen wegen heftiger Zahnschmerzen einen Zahn hatte ausziehen lassen, fühlte er im Eifer und der Lebhaftigkeit des Augenblickes nichts von Nervenschwäche, und seine Hand war fest und sicher. Er war niemals froher und kaltblütiger, als wenn es Gefahren galt. Als Talisman trug er auf der Brust eine Rose, die ihm seine Schnucke beim Abschied geschenkt hatte.

Sobald Oberst Kurssel Pückler erblickte, zog er mit freundlichem und unbefangenem Gruße den Hut, was Letzterer erwiederte, indem er sich ihm näherte.

„Mein Herr," versetzte Pückler, „es würde vielleicht unpassend sein, wenn ich behauptete, es freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, aber Sie sehen wenigstens, daß ich mich nicht geweigert habe, zu diesem Behuf Ihnen hundert Lieues entgegenzukommen."

Kurssel verbeugte sich und erwiederte: „Ich bedaure, Ihnen die Mühe gemacht zu haben, aber es giebt Fälle, wo der Mann von Ehre nur von seinem Gefühl Gesetze annehmen kann."

„Nicht mehr als billig," sagte Pückler, „und so können wir anfangen."

Die Sekundanten maßen die Schritte, und man lud die Pistolen, während ein starker Regen auf das hohe Gras niederströmte.

Die beiden Gegner sollten der Abrede gemäß im Avanciren schießen; auf Pückler hatte aber die ganze Erscheinung des Obersten Kurssel, eines bejahrten Mannes, der Gatte und Vater war, und dessen offene Züge Redlichkeit und

Heiterkeit wiederspiegelten, den günstigsten Eindruck gemacht; er sah, daß der Oberst sich in jedem Sinne ritterlich und wie ein Ehrenmann benahm, ja selbst ohne alle sich deckende Vorsicht ihm frei, mit voller Brust, wie ein sicheres Opfer entgegenschritt, und während die Freunde Pückler's auf dessen außerordentliche Geschicklichkeit im Pistolenschießen bauten, vergaß er ganz sich selbst, und wurde von einem Mitleid ergriffen, das ihm jedes mörderische Zielen unmöglich machte, um so mehr, da er an demselben Tage zufällig erfahren, daß der Oberst gar kein gewandter Schütze sei.

In diesem Gefühl zielte Pückler nach Kurssel's Schulter, aber auch dies nur einen Augenblick lang. Er traf ein paar Zoll höher den Hals. Fast in derselben Sekunde hatte der Oberst losgedrückt und gefehlt.

Kurssel erklärte sich sogleich für verwundet, und nunmehr völlig zufriedengestellt. Der Arzt, der den Verband auflegte, that den Ausspruch, daß die Wunde nicht lebensgefährlich sei, obgleich zwei Linien tiefer sie doch tödtlich gewesen wäre.

Pückler seinerseits, indem er seine Freude bezeigte, daß sein Gegner nicht gefährlich verletzt sei, meinte doch darauf bestehen zu müssen, daß er nicht eher zufriedengestellt sei, bis der Oberst die Veröffentlichung jenes Widerrufs, wie er sie ihm früher vorgeschlagen, wörtlich genehmige.

Hierein willigte nun der Oberst, und sie schieden als gute Freunde. Die Erklärungen wurden in den öffentlichen Blättern abgedruckt.

Da nun die Gefahr so glücklich überstanden war, schrieb Pückler an Lucie heiter aus Verviers den 9. September 1834: „Meine sehr gute Schnucke! Diesmal war es Dir nicht bestimmt, Wittwe zu werden", und berichtete ihr ausführlich den guten Ausgang. Einen zweiten Brief schrieb er an seinen Freund Varnhagen. Auch diesem theilte er später, im ersten freien Augenblick, den ganzen Hergang genau mit.

„Uebrigens ist es mir in dieser Zeit merkwürdig geworden," fügte Pückler hinzu, „wie gleichgültig mir das Leben ist, obgleich ich es doch auch wieder recht sehr liebe. Ich bin aber in Wahrheit schon seit langer Zeit so fromm, das heißt, ich lebe so im All, in Gott, daß mir der Tod ganz indifferent erscheint, und nur zwei Seiten hat, die Eindruck auf mich machen — der Seelenschmerz derer, die mich lieben, und der Körperschmerz, der für mich selbst damit verbunden sein kann. Doch den einen tröstet die Zeit, und den anderen muß man früh oder spät ertragen, so ist einmal das Gesetz der Natur! Geburt und Tod sind Krisen, wie andere Krankheiten, und wieder jung nachher zu werden ist auch eine sehr tröstliche Aussicht, um derentwillen man schon etwas leiden mag. — Ich fühle wohl, daß diese Seelenstimmung einen Menschen ohne Gutmüthigkeit, formidabel machen kann. Ich aber bin ein Kind. Gottlob! — Sie sehen, theurer Freund, ich schreibe Ihnen auch mit der Aufrichtigkeit eines solchen, eben so wie ich an Rahel geschrieben haben würde, die so gut die Seelen verstand! Beurtheilen Sie immer die meine mit Liebe und Nachsicht."

Die Aufregung des Zweikampfes war nun vorbei, und Pückler sehnte sich sogleich nach einer neuen. Er empfand, nach Paris zurückgekehrt, eine Art von Leere, daß nun nichts Besonderes mehr vorging, was ihn beschäftigte. Obendrein war es nun in diesem Jahre zu spät, um nach Amerika zu gehen.

Doch an die Stelle des einen Planes stellte er schnell einen anderen. Die Reiseleidenschaft war einmal in seinem Gemüth in den Vordergrund getreten. Heirathslustig war er dagegen für den Augenblick nicht mehr. So beschloß er denn, einen Blick auf die Pyrenäen zu werfen, und dann über Marseille nach Algier zu gehen und weiter nach Aegypten. Afrika und Asien lockten ihn wie Tausend und Eine Nacht. Nichts konnte ihn zurückhalten. An Lucie schrieb er, sie

möge vernünftig sein, und recht gut und liebevoll, ihn nicht zu verhindern suchen, ihn mit Vorwürfen und Predigten verschonen, die ihn tödten würden, und sich einstweilen damit begnügen, zu wissen, daß niemand in der Welt sie lieber habe als ihr ewigtreuer, unwandelbarer Lou. Aber reisen müsse der Lou, es ginge nicht anders.

Und so reiste er ab mit einem wie in seinen Jugendtagen vor Freude und Ungeduld klopfenden Herzen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Reisefreude. Neue Selbstschilderung. Aufenthalt in den Pyrenäen. Die Polizei glaubt den Abbé von Lammenais zu überwachen. Abfahrt auf dem „Crocodill" nach Afrika. Algier. Jussuf. Expedition nach Buffarik. Ausflug nach dem Gipfel des Hammal, dem höchsten Berge des Atlas. Nachtmusik der Schakals und Panther. Bougie. Bona. Expedition mit den französischen Truppen. Sauhetze. Jagdlorbeern. Ein Frühstück mit Lämmergeiern. Ein Löwenpaar. Utica, und ein Toast auf Cato's Gesundheit. „Es giebt keine heißen Länder!" Hitze. Leben ohne Tische und Stühle. Reisetagebuch. Die Ruinen von Carthago. Gazellenjagd und Fischfang. Wüste. Wüstentoilette. Ehren und Auszeichnungen. Liebesverhältnisse. Das rinfresco des Bey von Tunis. Schriftstelleransehen. Malta. Quarantaine. Der fünfzigste Geburtstag.

Reisen, auf der Landstraße sein, war für Pückler stets eine Vergnügung, die ihn heiter und froh machte. Er war nun den Fünfzigen nahe, aber niemand hätte es ihm angesehen. Im ersten Bande von „Semilasso's Weltgang" giebt er ein Bild von sich gerade aus jener Zeit, das wir hier einschalten, denn in Betreff Pückler's kann es niemals einen unpartheiischeren Zeugen geben als Pückler selbst.

„Es war ein Mann von hoher Statur," heißt es darin, „dem Anschein nach reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt, eine schlanke, wohlgeformte Gestalt, die jedoch physisch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Festigkeit verrieth. Eine nähere Betrachtung zeigte dabei auf den ersten Blick, daß bei dem vorliegenden Individuum das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem

ausgebildet sei, und die intellektuellen Eigenschaften die sogenannten thierischen überwogen. Ein Phrenolog würde sogar bald daraus geschlossen haben, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt, und er folglich nicht zum Glück bestimmt worden sei. — Jeder aber, dem einige Weltkenntniß eigen, mußte erkennen, daß der Fremde in demjenigen Stande geboren und erzogen sei, den man übereingekommen ist den vornehmen zu nennen. Seine Züge, ohne schön und noch weniger regelmäßig zu sein, waren dennoch fein, geistreich und auffallend, so daß man sie, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaß. Wenn sie einen Reiz ausübten, so lag dieser besonders in ihrer außerordentlichen Beweglichkeit. Bei wenig Menschen waren die Augen ein treuerer Spiegel der jedesmaligen Seelenstimmung, und man konnte sie in Zeit weniger Sekunden matt, abgestorben, farblos werden, und dann plötzlich wieder mit dem Glanz der Sterne funkeln sehen. Der permanenteste Ausdruck dieser Züge war jedoch eher leidend zu nennen, ein sonderbares Mittelding zwischen schwermüthigem Nachdenken und sarkastischer Bitterkeit, das selbst dem Doctor Faust nicht übel angestanden haben würde. Doch glauben wir, daß unser Freund mit diesem nicht allzuviel Aehnlichkeit hatte, vielmehr ein großer Theil weiblichen Elements in ihm vorherrschte, daher er auch weichlich und eitel, und dennoch großer Selbstüberwindung und Ausdauer fähig war. Sein größtes Glück lag in den Freuden der Einbildungskraft, in den Kleinigkeiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, war sein Genuß, und wenn er kindlich Bilder zusammensetzte und mit bunten Seifenblasen spielte, war er am liebenswürdigsten für andere und am genußreichsten für sich selbst."

„Während wir den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit ohne daß er es ahnt, so scharf analysiren, hat er sich eben recht grazieus zurückgelegt, und schaut mit seiner Lorgnette

in den Wald, als wenn er uns dort entdecken wollte. Sein nicht mehr allzuvolles schwarzes Haar (böse Zungen behaupten, es sei gefärbt) dringt unter einem rothen tunesischen Fez hervor, dessen lange blaue Quaste lustig im Winde flattert. Um den Hals ist nachlässig ein bunter Cashemirshawl geschlungen, und die hohe, weiße Stirn, das blasse Gesicht, passen gut zu dieser halb-türkischen Kleidung. Ein schwarzer military frockcoat mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besetzt, Pantalons von Nankin, und leichte Stiefeln, deren Lack wie polirter Marmor glänzt, vollenden die etwas pretenziöse Toilette — und nun ist es wenigstens unsere Schuld nicht, wenn unsere reizenden Leserinnen sich nicht die deutlichste Vorstellung von dem Weltgänger machen können, der auf ihre Begleitung hofft."

Im zweiten Bande von „Semilasso's Weltgang" vervollständigt Pückler seine Selbstcharakteristik, indem er sich selbst folgendermaßen anredet: „Jeder Mensch hat zwar, mehr oder weniger, zwei verschiedene Naturen in sich vereinigt, bei Dir sind sie aber zu heterogen, um verstanden werden zu können. Man sollte meinen, guter Freund, in Dir sei Mephistopheles in die Seele eines sechzehnjährigen Mädchens gefahren! Ich weiß es ja recht wohl, Du machst Dir im tiefsten Herzen aus nichts mehr viel, weder aus dem Leben noch aus dem Tode, weder aus Glück noch Unglück, weder aus Reichthum noch Armuth, ja ich glaube selbst, Gott verzeih' mir's, weder aus Ruhm noch Schmach — Du stehst allein, Du hast Dir isolirte Grundsätze geschaffen, nach denen Du handelst, die Dein einziges unwandelbares Gesetz sind, und Dir einen festen Halt geben, obgleich sie in einem allgemeinen Codex der Moral, der Religion und vollends der guten Sitten eine wunderbare Rolle spielen würden. In diesem etwas engen Kreis ruht Dein Gewissen. Wie steht es aber mit der Erregbarkeit des Augenblicks? Mein Gott, Du bist ein Kind in dieser Hinsicht, der impressio-

nabelste aller Menschen! Habe ich Dich nicht hundertmal erblassen sehen bei Anlässen, die der Schüchternste nicht begreifen kann, und eben so oft erröthen über Dinge, welche die junge Frau am Hochzeitmorgen nicht anfechten würden? Habe ich Dich nicht Tage lang über den Tod eines Hundes weinen sehen, ohne von Menschen zu sprechen, Dich opfern für einen Feind, bloß weil ihm Unrecht geschah, und einen Freund mit grausamer Härte behandeln, bloß weil er Deine Eitelkeit gereizt? Spielst Du nicht von Morgen bis Abend mit Puppen, und siehst zu ihrem großen Aerger die ernsthaftesten Leute dafür an? Schreist Du nicht, sobald Dir ein Spielzeug zerbrochen wird, und läufst gleich darauf einem anderen nach? Wahrlich, Du bist ein Kern von Eisen in Eiderdun gehüllt, der sich bald dahin, bald dorthin verschiebt. Schlimme Natur! Denn beide können sich nicht durchdringen; man trifft auf eins oder das andere, und trifft man's verkehrt, so leidest Du oder der Andere."

Doch begleiten wir unseren Helden auf die Reise. Er nahm seinen Weg durch das südliche Frankreich nach den Pyrenäen, wo ihn überall die schönen Gegenden entzückten. „Les 50 ans commencent à se faire sentir," schrieb er an Lucie, „malgré le jeune coeur, qui ne vieillit guères." Dieses junge Herz malte ihm dann aber auch sogleich wieder tausend reizende Bilder vor, und er meint, das Honorar, welches ihm die vier Theile seiner Reisebeschreibung einbringen sollten, möchte vielleicht hinreichen, um für sich und seine Schnucke ein Schloß in den Pyrenäen zu kaufen, denn irgendwo außer Muskau müßten sie eine Hütte haben.

In Tarbes machte er einen stillen Aufenthalt von sechs Wochen, um aus seinen Tagebüchern die beiden ersten Theile seines Reisewerkes zusammenzustellen. Diese geheimnißvolle Zurückgezogenheit war ihm wohlthuend, und, von der Welt entfernt, schenkte er sich auch eine Zeitlang das lästige Haarfärben, von dem er oft klagte, daß es sich wie ein schwarzer

Faden durch sein Leben ziehe, und er sah nun, wie er selbst an Lucie schrieb, „schlohweiß wie ein Gletscher“ aus.

Dabei empfand er einmal wieder recht, wie wenig er für seine eigene Persönlichkeit zu seiner Zufriedenheit bedürfe, und daraus folgte, daß er den Gedanken eines Verkaufs von Muskau wieder aufnahm. Er erklärte Lucien, er sei überall sicher, vergnügt und angenehm zu leben, wo er ein zu Hause und ein kleines Grundstück habe, mit dem er sich beschäftigen könne. Wenn er von seiner Reise zurückkehre, wollten sie sich da ansiedeln, wo es ihm am besten gefiele. „Kommst Du nicht mit,“ fügte er hinzu, „so geh' ich allein, und hole mir eine Andere.“

Lucie mag, da sie den Unbestand der Wünsche ihres Freundes kannte, den Verkauf von Muskau kaum als eine ernstliche Möglichkeit in's Auge gefaßt haben, um so mehr, da es nicht leicht war, einen Käufer für einen so großen Besitz zu finden.

Während Pückler in Tarbes sich in seine Schriftstellerei versenkte, wurde er, was er erst viel später erfuhr, von der französischen Polizei, der seine ungewöhnliche Lebensart auffiel, sorgfältig überwacht, da sie ihn für den Abbé von Lammenais hielt.

Von der Großartigkeit der Pyrenäen fühlte sich Pückler wahrhaft beglückt. Er erklärte die dort zugebrachte Zeit für ununterbrochene Festtage seines Lebens.

Den 11. Januar 1835 endlich segelte Pückler mit dem „Crocodil“, dem Dampfschiff der Regierung, nach Algier hinüber, wo er den 14. Januar an's Land stieg. Die ganze fremdartige Umgebung bezauberte ihn. Das weiße Algier, das einem ungeheuren Marmor- oder Kalkbruch ähnlich, mit seinen Minarets ihn schon vom blauen Meere aus begrüßte, und hinter dem links der schneebedeckte Atlas ernst und majestätisch hervorragte, fesselte ihn durch die mit den französischen bunt sich mischenden afrikanischen Elemente, durch

die hunderte in weiße Burnous eingehüllten schwarzen und braunen Gesichter, auf das lebhafteste. Die Moscheen, die Cassuba, die ehemalige Wohnung des verjagten Dey, die Kaffeehäuser, alles zog ihn durch Fremdartigkeit und Seltsamkeit an. Eine besondere Vorliebe faßte er für den durch seine Schönheit und Tapferkeit, so wie durch seine romantischen Schicksale ausgezeichneten Jussuff, den Kommandanten der französischen Spahi's in Bona, dessen Bekanntschaft er in Algier beim Gouverneur machte, und den er in seinen Schriften vielfach verherrlicht hat.

Die Natur vor allem berauschte ihn. Die ersten Worte, die er an Lucie aus Algier schrieb, waren: „Hier ist es göttlich! Ein Paradies, alles neu, wunderlich, primitiv, des moeurs épouvantables autant qu'on veut, schöne Menschen, die größte Natürlichkeit, ein Klima schon jetzt wie der schönste Sommer; als Unkraut Aloe, Caktus und gelber Jasmin, die ewigen Schneeberge des Atlas im Hintergrund — je me retrouve de nouveau jeune ici."

Und zu der Poesie der Schönheit fügte sich auch noch für Pückler die Poesie der Gefahr, um ihn vollends zu beglücken. Er begleitete eine Expedition von 2000 Mann, die General Rapatel anführte, zwölf Lieues in's Innere, nach Buffarik, dem Atlas zu, wo die Kabylen hausten. Pückler bestand dabei alle Anstrengungen wie ein Jüngling, er saß achtzehn Stunden beinahe ununterbrochen zu Pferde, frühstückte mit seinen Genossen, ländlich sittlich, mit den Händen essend, und den Wein dazu aus lederner Tasse trinkend, und ertrug geduldig die glühenden Sonnenstrahlen.

Wenn er die maurischen Villen betrachtete, die in großer Anzahl Algier umgeben, wünschte er sich hier anzukaufen, und meinte, es sei ein Unsinn im preußischen Sande zu leben, wenn man solche Herrlichkeit erblickt habe. Er beruhigte die besorgte Lucie, sie möge sich nur keine falsche Vorstellung von dem „guten, lieben Afrika" machen, das ihm

weit besser gefalle als Europa; die Mühseligkeiten und Gefahren seien lange nicht so groß als sie sich vorstelle; auch seien diese ja einmal sein eigentliches Leben: von dem Tage erst, wo er keiner Gefahr mehr sich auszusetzen Willen und Muth habe, von dem Tage erst müsse sie für ihn fürchten.

Dieser Tag war freilich noch nicht erschienen, und erschien niemals in Pückler's Leben.

Eine kühne Unternehmung machte er nach dem Gipfel des Hammal, einem der höchsten Berge des Atlas, allein in Begleitung eines Adjutanten der Regierung, einem Syrier Abaibi, der ihm als Dolmetscher diente, eines belgischen Majors, eines Banquieurs aus Algier, seines Sekretairs und etwa zwanzig wohlbewaffneten Arabern, während die Franzosen ihn warnten, ihm werde gewiß der Hals abgeschnitten werden, und ihm erklärten, ohne zweitausend Mann Truppen sei eine solche Expedition unmöglich. Aber Pückler der vergebens auf eine militairische Expedition gewartet hatte der er sich anschließen könne, und dem nun die Ungeduld des Reisenden keine Ruhe mehr ließ, wurde dadurch nicht abgeschreckt, und als Beduine gekleidet, fünf Pistolen im goldgestickten Gürtel, einen Dolch, Säbel und Flinte außerdem tragend, überblickte er ruhig und vergnügt von der Höhe des Hammal den fremden Welttheil, der wie eine Landkarte vor ihm ausgebreitet lag.

Die Araber wurden von dem ehemals berühmten Räuber Ali Ben Khasnadschi, der nun vom Gouverneur von Algier zum Caïd der Stämme von Beni-Mussa gemacht worden, und dem Caïd von Chraschna angeführt, und beide waren in reiche arabische Tracht gekleidet. Das war denn freilich eine durch ihre Neuheit anziehende und weit amüsantere Gesellschaft für Pückler als die Berliner Sandvipern, wie er sie nannte, als alle europäischen Junker und Hofschranzen, deren Reden er im voraus auswendig wußte!

Pückler selbst trug einen den beiden Anführern ähnlichen Anzug, und ritt ein mit dem schönsten orientalischen Schmuck verziertes feuriges Streitroß, welches ihm der französische Oberst Marey freundlich für die Expedition angeboten hatte. Fünf Nächte schlief man im Freien, unter Regen, Sturm, und einmal unter einem furchtbaren Gewitter, unter improvisirten Hütten, während die Schakals und Panther zu Hunderten in der dunkeln Nacht ihr unheimliches Geheul vernehmen ließen, welches aber Pückler gewiß für die schönste Musik nicht hergegeben haben würde. Der ganze Ausflug lief glücklich ab; er erregte aber nicht nur in Algier großes Aufsehen wegen seiner Waghalsigkeit, sondern auch die Umgegend des Hammal wurde in Unruhe versetzt durch die Erscheinung unbekannter Fremden, deren Kommen die Araber sich nicht zu deuten wußten.

Den 25. März verließ Pückler Algier, und schiffte sich auf dem Regierungsdampfschiff le Brasier nach Bougie und dann weiter nach Bona ein. Er machte es sich nun bequem, trug türkische Kleidung und ließ seinen Bart wachsen. Ueberall boten sich neue interessante Aufregungen dar. Von Bona schloß er sich einer französischen Expedition gegen einige rebellische Stämme an, und machte später zum erstenmale in Gesellschaft der Araber eine Sauhetze mit, in einer durch Berge eingeschlossenen Ebene, durch Sumpf und Lehm oder hohe Binsen reitend, wobei er den Ruhm genoß, daß er allein das größte Schwein, ohne daß die Hunde noch die Araber in dem Augenblick ihm zur Seite waren, mit seiner Pistole erschoß, und ein anderes, welches ein einziger Hund festhielt, vom Pferde springend, mit seinem Säbel erstach. Pückler's Sekretair erlegte sogar vier Schweine, und die Fremden, die ohne Uebung mit solchen Jagderfolgen auftraten, wurden deshalb von den Arabern vielfach bewundert. Das Frühstück wurde Pückler dadurch gewürzt, daß an dem Felsen, an dessen Fuße man sich gelagert hatte, vier Lämmer-

geier, größer als die stärksten Steinadler, horsteten, und die Gesellschaft fortwährend umkreisten. Die Leichname der erlegten Säue, welche die Araber liegen ließen, fand man am folgenden Tage verschwunden, und im weichen Boden erkannte man die Fährte eines enormen Löwenpaares, welches die Beute aufgefressen hatte. Freudig kündigte Pückler seiner Lucie an, er wolle ihr nun bald einen Löwen schießen, dessen Fell sie vor ihr Bett legen könne.

Er setzte dann froh seine Reise weiter nach Tunis fort, nachdem er auf dem Wege dahin in Utica in den von Disteln und Nesseln überwachsenen Ruinen auf Cato's Gesundheit getrunken hatte, die sich nicht minder romantisch ausnahmen, als die Palmen und Blumenmeere auf den Wiesen und Weiden, welche ihn entzückten. Dabei ertrug Pückler die große Hitze, von der seine Gefährten litten, vortrefflich. „Glauben Sie mir," schrieb er später aus Dongola an Varnhagen, „es giebt keine heißen Länder, dies ist nur ein Vorurtheil unserer Vorfahren. 35—38 Grad Reaumür im Schatten des Zeltes (denn seit 72 Tagen wohnte ich in keinem Hause mehr) sind unsere gewöhnliche Temperatur bei Tage, die Nächte immer frisch, oft kalt."

So ließ er sich denn auch selbst in den Sommergluthen nicht abhalten, nach den Anstrengungen des Tages, die das beständige Nomadenleben mit sich brachte, Abends regelmäßig, während seine Umgebung erschöpft ausruhte, auf der Erde liegend — denn den europäischen Luxus der Tische und Stühle mußte man entbehren — sein Tagebuch zu schreiben.

Wiederholt machte er Ausflüge in's Innere; er besichtigte die Ruinen von Carthago; von Sfax aus ergötzte er sich mit Gazellenjagd und Fischfang. Die Wüste wurde seine Freundin, obgleich die Märsche in ihr zuweilen vierzehn Stunden dauerten, ohne Schatten, an Kaktushecken vorbei, durch die der heiße Wind, der Simum, ihre kleinen Stacheln in der Luft umherstreute, und bei dem Geschrei der Heu-

schrecken, welches die Stimmen der heimischen Drosseln an Stärk übertraf. Einigemal drohte den Reisenden ein Gefecht mit den räuberischen Horden von Constantine, doch lief alles noch glücklich genug ab.

Haben wir früher die Toiletten des cidevant Dandy beschrieben, wie er in England im high life Londons Furore machte, so möchte es wohl auch angemessen sein, unseren Helden auch in seiner Wüstentoilette vorzuführen. In weiter, bequemer Mamelukentracht erscheint er malerisch in einen schneeweißen Burnous mit himmelblauen Frangen, aus Tunis, gewickelt. Die Stickerei seines Gürtels ist eben so kunstvoll als kostbar, und von nicht minderem Werth ist der Schmuck seines Pferdes, das von Silber und Gold in der Sonne schimmernd, unermüdlich caracolirt, und knirschend das Gebiß mit Schaum bedeckt.

Dann sehen wir ihn wieder auf einem munteren Maulesel reitend, in weiten Pantalons von weißgestreiftem Sommerzeug, Weste und Jacke von demselben Stoffe, mit Bandtressen und Schnüren besetzt und mit karmoisinrothem Taffet gefüttert. Die Aermel weit aufgeschlitzt, und gleichfalls mit karmoisinrothem Taffet gefüttert. Eine seidene Schärpe von derselben Farbe als Gürtel, und eine eben solche lose um den Hals geschlungen. Darüber ein feiner, weißwollener Burnous mit karmoisinrothen Frangen, Faltenstiefeln von derselben Farbe mit arabischen Sporen, gleich denen der alten Ritter, und auf dem Kopf eine rothe Mütze mit blauer Quaste, und darüber ein Strohhut, groß wie ein Regenschirm, ganz mit schwarzen Straußfedern belegt, und oben mit Gold gestickt, unten mit Grau und Karmoisin streifenweise gefüttert. Eine Schnur mit goldenen Troddeln hielt diesen Hut unter dem Kinn fest. Die Wüstentoilette wurde vollendet durch einen Dolch und einige Pistolen, die im Gürtel steckten; dazu in den Taschen eine blaue Brille, Cachoubüchse, Uhr, Börse, Kamm, ein lederner Becher und eine Brieftasche.

Neben allen fremdartigen Zuständen fand Pückler doch auch immer hin und wieder gebildete Europäer, und wurde von diesen, wie vom Bey von Tunis und allen Behörden überall mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Der Bey gab ihm überall seine Leute und Pferde mit, und befahl allen Gouverneuren der Provinzen, den fremden Fürsten wie ihn selbst aufzunehmen, und erwies ihm Ehren wie noch kaum zuvor einem anderen Europäer. Pückler's Reise glich einem Triumphzug, und er freute sich unendlich, auch im Auslande gewissermaßen Mode zu sein. Im neuen Welttheil wie im alten mit den Frauen kokettirend, hatte Pückler auch in Tunis zwei Liebesverhältnisse mit zwei schönen Damen der Gesellschaft, die ihm bei seiner Abreise heiße Thränen nachweinten, und von denen die eine auch seinem Herzen wahrhaft lieb und theuer wurde.

Als Pückler Tunis verlassen wollte, bot ihm der Bey die Ueberfahrt auf einer seiner Corvetten an, welche er nach Konstantinopel schickte, und als Pückler dies ablehnte, wartete der Kapitain eines Schiffes der belgischen Marine drei Tage mit seiner Abfahrt auf ihn, um die Ehre zu haben, den berühmten Reisenden auf seinem Schiff nach Malta zu bringen. Der Bey aber übersandte Pückler ein verbindliches Schreiben, und unter dem Namen eines rinfresco für die Reise als Geschenk: 4 Ochsen, 20 Schafe, 100 Hühner, 6 Bocksháute voll feinem Oel, 4 Fässer Butter, 500 Eier, 300 Brödte, 2 Centner Zucker, 1 Centner Mokkakaffee, 2 Centner Reis, 2 Wagenlasten Gemüse aller Art, 2 große Körbe mit Weintrauben, 100 Melonen, 100 Wassermelonen und 6 Kisten mit Confitüren, welche reichen Schätze dann Pückler großmüthig an die Mannschaft des Schiffes vertheilen ließ.

Nicht seinem Rang, sondern seinen schriftstellerischen Erfolgen legte Pückler die Huldigungen bei, die ihm überall zu Theil wurden, und er freute sich dessen am meisten, da er diese sich selbst seinem Geiste und seinen Talenten, und nicht

der zufälligen Bevorzugung von Rang und Geburt verdankte. Aber sein dankbares Gemüth ließ ihn hiebei auch Varnhagen nicht vergessen, der ihn auf seiner litterarischen Laufbahn so liebevoll und treu gefördert und unterstützt hatte, und er äußerte dies anerkennend in einem Briefe an Varnhagen, indem er ihm seine Reisebegegnisse schilderte. Wenn Pückler gegen Lucie beständig die hohen Honorare pries, die er für seine Bücher empfing, und die in der That beinahe hinreichten, um seine Reiseausgaben zu bestreiten, so war der befriedigte Stolz hiebei entschieden für ihn die Hauptsache; er betrachtete sie als ein sichtbares Zeichen des Erfolges, der Anerkennung, und es freute ihn, damit vor Lucie zu glänzen, und ihr zu imponiren, so wie ihr die Nothwendigkeit seiner Reisen, die Wichtigkeit seiner Schriftstellerei herauszustreichen, welche in der That für den Augenblick die „reiche Surrogatfrau“ überflüssig machte. Pückler konnte sich im Scherz gegen Lucie auch wohl so stellen, als wenn er nur des Geldes wegen schriebe, und diesen Scherz heiter und humoristisch in mannigfaltige Formen kleiden. Wer ihn aber nur irgend kannte, muß überzeugt sein, daß ein Mann wie Pückler sich zu einer bloßen Schreiberei um Geld nie hergeben konnte. Auch hat er in seinem ganzen Leben nur immer gethan was er gern that.

In Malta gelandet, mußte Pückler eine vierzehntägige Quarantaine aushalten, die er sich aber bestens mit Lesen und Schreiben verkürzte — er machte dort wieder einen ganzen Band fertig — und in welcher er den 30. Oktober, seinen fünfzigsten Geburtstag feierte.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Glänzende Aufnahme der Engländer. Zweimal in Lebensgefahr. Griechenland. Der classische Boden. Patras. Kanaris. Schwur am Styx. Kloster Megaspileon. Schmeichelhafte Aufnahme in Athen. König Otto von Griechenland. König Ludwig von Baiern. Bengalische Beleuchtung der Akropolis und des Parthenon. Herr von Prokesch-Osten und seine Gattin Irene. Herr von Kobell. Weitere Bekanntschaften. Goethe's „Faust". Ein Liebesroman. Kühne Ausflüge. Beschwerden. Nomadenleben. Entzücken. Fürst von Kyparissia. Pückler als Spartaner. Wunsch lieber die Welt zu bewohnen als Muskau. Parkplan für Kyparissia. Kandia.

Nachdem die Quarantaine überstanden war, blieb Pückler noch etwas länger in Malta, wo die Engländer ihn um die Wette fetirten; es amüsirte ihn dies um so mehr, da, wie er behauptete, diese Nation erst begonnen hätte ihn zu schätzen, seitdem er sich über sie lustig gemacht habe.

Zweimal übrigens gerieth er dort in Lebensgefahr. Er machte nämlich einen Ausflug nach der Insel Gozo. Auf dem Wege dahin, als er einen steilen Berg hinanfuhr in einem jener schweren, zweirädrigen mit einem Pferde bespannten Karren, wie sie in jener Gegend üblich sind, verlor das Pferd plötzlich Kräfte und Athem, und da es den Karren nicht mehr halten konnte, begann dieser zurückzurollen, gerade auf einen wenigstens dreißig Fuß tiefen seitwärts liegenden Abgrund zu. Pückler, sogleich die drohende Gefahr wahrnehmend, sprang mit ebensoviel Behendigkeit als Kaltblütigkeit rasch aus dem Wagen, und warf einen großen Stein vor das Rad, worauf es dann ihm mit dem Kutscher vereint

gelang, den Wagen zum Stehen zu bringen, als derselbe nur noch vier Zoll vom Fallpunkt entfernt war.

Noch Schlimmeres hatte Pückler aber später zu bestehen. Trotz des wüthendsten Sturmes bestand er darauf, als er an der Küste angelangt war, nach der etwa eine deutsche Meile entfernten Insel Gozo unverzüglich überzusetzen. Nur mit Mühe und um hohen Preis wurde ein Fischer gewonnen, der seine kleine Barke dem aufgeregten Meer anzuvertrauen wagte. Man legte zur Vorsicht schwere Steine hinein; Pückler, sein Diener Mustapha und ein junger Kapuziner, der in sein Kloster nach Gozo zurückkehren wollte, so wie ein Fischer zum Steuern und zwei andere zum Rudern bestiegen das schwache, winzige Fahrzeug. Die Ueberfahrt war aber furchtbar. Die Reisenden konnten sich bei dem entsetzlichen Schwanken nicht aufrecht erhalten, sondern kauerten sich auf dem Grund zusammen. Der Kapuziner rief verzweifelt die heilige Jungfrau an, Mustapha wandte sich leidenschaftlich an Mahomed, die Fischer zankten sich; nur Pückler blieb gefaßt, und dachte philosophisch nach über diese bunte und sonderbare Welt. Als das Boot in Gozo landete, wurde es mit größtem Erstaunen von den Einwohnern empfangen, die es zwischen den zackigen Felsen und den thurmhoch aufzischenden Wellen mehrmals schon für verloren angesehen hatten.

Den 21. Dezember 1835 verließ Pückler Malta, um nun nach Griechenland sich einzuschiffen, aber Neptun war ihm wieder nicht günstig, und seine Ueberfahrt nach Patras dauerte fünf Tage und fünf Nächte bei unaufhörlichem Sturm. Wohl begeisterte ihn sogleich nach der Ankunft der classische Boden, und er beschrieb lebendig die Gegend von Patras, die einst als eine zusammenhängende hellgrüne Fläche mit 50,000 Olivenbäumen, Tausenden von Orangen und Hunderten alter Platanen geschmückt war, als einen nun leeren, wüsten Anger, die aber im Ganzen durch die Form der Berge, Felsen und Inseln wunderbar und erhaben sei.

Dabei war aber das Klima und das überall verbreitete griechische Fieber eine große Schattenseite. Von der schlechten Luft, der Kälte und dem beständigen Einathmen der Kohlenfeuer litt Pückler lange Zeit an Kopfschmerzen, bis er sich acclimatisirt hatte. Das Alterthum, die Besichtigung der Gegend, und auch die Erinnerung an seinen Liebling Byron beschäftigten vielfach seinen Sinn. In dieser neuen Umgebung begann er das Jahr 1836.

In Patras machte Pückler die Bekanntschaft des berühmten Kanaris, eine Art griechischer Garibaldi, den er auf dessen Corvette besuchte. Einer seiner Offiziere diente als Dollmetscher. Kanaris, in die Uniform der griechischen Marine gekleidet, erzählte mit vieler Lebhaftigkeit von seinen zwei verunglückten Expeditionen, die, wie Pückler bemerkte, ihn mehr zu schmerzen schienen, als ihn seine Erfolge befriedigten, wie er denn überhaupt die größte Bescheidenheit zeigte.

Trotz des Winters konnte Pückler nicht widerstehen einen Ausflug in das Gebirge des Peloponnes zu machen; freilich warnte man ihn, die Räuber seien in den Bergen, in Rumelien daure das Morden der Frauen und Kinder fort, und von dort aus würden sogar die Küsten Morea's bedroht; er war wieder zu ungeduldig, zu reisedurstig, und ließ sich nicht zurückhalten. Dafür errang er sich aber die Befriedigung, seiner Schnucke den 26. Februar 1836 einen Brief zu schreiben, der datirt war „Am Styx unter dem Berge Khelar's," und begann: „Die Alten schworen beim Styx ihren heiligsten Eid, und fürchteten die Rache der Götter, wenn sie falsch schworen. Ohne Furcht schwöre ich jetzt bei seinen todtbringenden Gewässern, daß ich niemand auf der Welt lieber habe als Dich." Bis zu diesem siegreichen Augenblick galt es aber harte Anstrengungen. In dem berühmten Kloster Megaspileon mußte er drei Tage eingeschneit liegen bleiben, in der wildesten und schauerlichsten Gebirgsgegend. Die Beschwerlichkeiten dieser Reise hat Pückler später anschaulich

in den „Griechischen Leiden“ beschrieben. Es war ein eigenes Geschick, daß so, wie er Afrika in der heißen Jahreszeit durchreiste, er die Gebirge Griechenlands im strengsten Winter durchwanderte.

In Athen dagegen umgab ihn wieder großstädtisches Leben. Dort empfing er auch aus der Heimath sein Gartenwerk[1]), das endlich erschienen war, und von allen Sachverständigen nach Verdienst anerkannt wurde. In Athen fand er auf's neue die schmeichelhafteste Aufnahme von allen Seiten. „Uebrigens überzeuge ich mich täglich mehr,“ schrieb er an Lucie, „daß es heutzutage nur noch dreierlei Art der Auszeichnung giebt. Ein großer Redner, ein großer Industrieller oder Banquier, oder ein beliebter Schriftsteller zu sein. Die Auszeichnungen, welche mir überall in Afrika wie Malta, und nun wieder in Griechenland deshalb zu Theil werden, übersteigen allen Glauben. Es liegt eine sonderbare Schickung in allem diesen, denn benahm ich mich nicht so ungeschickt bei Deinem Vater, so wäre ich in die Staatsgeschäfte mehr oder weniger gerathen, und nie ein Skribler geworden. Dann aber wäre ich in der Foule mitgelaufen, während ich jetzt wirklich ein europäischer Karakter geworden bin; und wenn ich bedenke wie, so steht mir der Verstand still; denn ich habe zu viel von diesem, um nicht einzusehen, wie wenig es ist, was so wunderbar gewirkt hat.“

Pückler traf zwei Könige in Athen, den König Otto und auch den König Ludwig von Baiern, die ihn beide mit Artigkeiten überhäuften, und das dortige diplomatische Corps lud ihn um die Wette zu Diners und Soupers ein. Die Anwesenheit des Königs Ludwig gab den Anlaß, daß die Akropolis und das Parthenon mit bengalischem Feuer beleuchtet wurden, in welchem magischen Schimmer Pückler zuerst diese herrlichen Bauwerke mit Entzücken erblickte. Das neue Athen gefiel ihm dagegen

[1]) Andeutungen über Landschaftsgärtnerei.

sehr wenig; er fand es geschmacklos gebaut und die Natur kahl und ohne Frische.

Eine interessante Gesandtschaft machte er an dem österreichischen Gesandten, Herrn von Prokesch-Osten, den er als Schöngeist, Gelehrten und Weltmann rühmte; mit Vergnügen besichtigte er dessen Sammlung ägyptischer Alterthümer, Zeichnungen aus dem Orient u. s. w. Von Frau von Prokesch, Irene, entwirft Pückler ein anmuthiges Bild in wenigen Strichen: „Frau von Prokesch ist schön und liebt ihren Mann", sagt er von ihr in den „Griechischen Leiden", „aber sie versteht ihn auch — ein noch glücklicheres Loos für Beide!' Mit dem bairischen Gesandten, Herrn von Kobell, mit der Armannsperg'schen Familie, den Fürsten Demetrius und Alexander Cantacuzeno, Graf Lusi und mit einigen vornehmen englischen Damen hatte Pückler gleichfalls angenehmen gesellschaftlichen Verkehr.

An einem Abend bei Prokesch las man mit vertheilten Rollen den Goethe'schen „Faust" vor, und Pückler entwickelte als Faust sein auch in Europa vielfach bewundertes Vorlesertalent, mit dem er oft die Männer gefesselt, die Frauen magnetisch angezogen hatte.

In einer glänzenden Assemblée beim Staatskanzler Armannsperg, in welcher die beiden Könige erschienen, lernte Pückler auch den griechischen Feldherrn Kolokrotoni und Nikitas, den „Türkenfresser" kennen, mit denen er sich vortrefflich unterhielt, indem er sie von ihren Kriegsthaten erzählen ließ. In Athen spielte Pückler auch wieder einen bewegten und gefühlvollen Liebesroman mit einer schönen und liebenswürdigen Dame der Gesellschaft, der ihn angenehm beschäftigte.

Nachdem er all dies freudig genossen, ging er nun seinen Weg weiter, bald des Helden Odysseus, bald des Dichters Byron Spuren folgend. Weder die Fieber, noch die Räuber konnten ihm etwas anhaben, obgleich die letzteren vor und nach seiner Expedition Reisende angefallen hatten, aber nur

Griechen, denn der Schrecken war so groß, daß Fremde sich gar nicht auf so bedenkliche Ausflüge wagten. Beschwerden fand er dabei auf jedem Schritte, saß wieder täglich zehn bis zwölf Stunden zu Pferde, auf Wegen, so schlecht, wie man sie in Europa gar nicht kennt, an Abgründen hin, und nachdem er früher von der Kälte gelitten, brachte nun die Julisonne eine fast afrikanische Hitze mit sich.

Er schlief oft mehrere Wochen in keiner Stube mit Fenstern, und blieb häufig lange ohne jeden erfrischenden Trunk. Doch die Poesie entschädigte ihn für die Schattenseiten der Wirklichkeit. „Der Naturgeist waltet großartig um uns", schrieb Pückler den 12. Juli 1836 aus Olympia an Lucie, „und die Trümmer vergangener Größe sprechen zu uns mit hundert beredten Zungen, und die Freiheit, die köstliche Göttin, hält ihren Hof in den Bergen." Und den 22. Juli 1836 schrieb er ihr aus Zante: „Schnuckerle, komm nach dem Süden, das Leben ist so reich hier, daß man nur wie an ein Gefängniß an unser Land zurückdenkt, und es einem ordentlich lächerlich vorkommt im Königreich Preußen zu leben."

So fühlte er sich wohl, glücklich und jugendlich bei seinem Nomadenleben, und durchstreifte die Morea und Maina.

Nun aber kam noch ein neues Interesse für ihn hinzu. Der König Otto von Griechenland hatte ihm nämlich eine große Besitzung nicht weit von Sparta auf Kyparissia zum Geschenk angeboten, mit der Verpflichtung, wenn er sie annähme, 30,000 Drachmen darauf zu verwenden. Lustig schrieb Pückler den 3. September 1836 aus Patras darüber an Lucie: „Während dieser Zeit ist auch mit mir eine Veränderung vorgegangen. Ich bin Fürst von Kyparissia geworden, einem der elysischsten Punkte der Erde, den mir König Otto geschenkt, und wohin ich Dich einlade, sobald ich mit Rehder, für den heute meine Instruktionen abgehen, ein wenig Dein Lager daselbst weich gemacht habe. Schnucke,

ich bin jetzt ein Spartaner, und erscheine nächstens in Preußen ohne Hosen, aber nicht als Sansculotte, sondern als legitimer Grieche in der schloßweißen Justinelle, das himmelblaue Sammetwams mit Silber gestickt, jugendlicher als je. Zur Strafe Dei: es heillosen Stillschweigens sollst Du Dich in mich verlieben, und ich werde dann den Grausamen spielen, wie Du jetzt. — O Schnucke, wäre ich nicht so weit, ich würde jetzt donnern wie Jupiter, daß Du in Todesbangigkeit zu Kreuze kröchest, mais je suis trop bon Prince de Kyparissia, denn dies ist künftig mein Titel. Pückler klingt furchtbar gemein, und Muskau sollte eigentlich nur eine alte Wäscherin heißen, die keine Zähne mehr hat. Was hilft mir übrigens Muskau, von dem ich keinen Groschen mehr beziehe, und mich selber wie ein Tagelöhner erhalten muß?"

Unter solchen Anregungen überkam ihn immer mehr das Gefühl, daß ein Besitz wie seine Herrschaft eigentlich eine Last sei, und er meinte, er wolle lieber die Welt bewohnen als Muskau, und der liebe Gott habe ihn zum Wandern bestimmt. Aber ein phantastisches pied-à-terre wie Kyparissia entsprach all seinen Träumen. Mit einer Kriegsgoelette, die ihm die griechische Regierung zur Verfügung gestellt hatte reiste er den 16. Oktober von Athen ab, um die Cycladen zu bereisen, und er freute sich schon im voraus darauf, seinen Geburtstag in der Höhle von Antiparos zu feiern. Er brachte ihn anstatt dessen in der Festung Monemvasia, die hoch auf dem Felsen am Meere liegt, zu, wo er Luciens Gesundheit in feurigem Cyperwein trank. Dann ging es nach Kyparissia. Schon in Mistra wurde Pückler, als man seine Ankunft erfuhr, mit lautem Jubel begrüßt, und ein großes Gefolge begleitete ihn nach Kyparissia. Wir glauben die Schilderung, die Pückler von dort entwirft, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen; er schrieb an Lucie den 1. November 1836 aus Sparta: „Heute aber war der wichtigste Tag in meinen Annalen, denn ich steckte zum ersten=

mal seit drei Jahren wieder ab, und zwar in Kyparissia, von neuem erstaunt über die wunderbare, romanhafte Schönheit dieses bezaubernden Ortes. Wenige tausend Thaler werden hier solche Wunder wirken, wie bei uns nicht Millionen zu Wege bringen könnten, und ich freue mich im voraus in zwei Jahren auf Dein Entzücken darüber, wenn ich nur erst einige Wege gemacht, die Du passiren kannst, und die Landstraße von Athen hieher fertig ist, an der nur noch 10 Meilen fehlen, wo Du dann ganz bequem hinfahren kannst. Ganz Lakonien ist entzückt über meine Ansiedlung, und von allen Seiten sucht man mir alles leicht zu machen. Doch wird es wohl in Athen noch Weitläufigkeiten geben. Die armen griechischen Beamten, die mir heute beim Abstecken ex officio folgen zu müssen glaubten, trauten ihren Augen nicht, wie sie mich, den die Absteckpassion wieder zwanzig Jahre alt gemacht hatte, wie eine Gemse die Klippen hinanfliegen, und in die Schluchten hinabspringen sahen, wo sie keuchend und schwitzend mir vergebens zu folgen versuchten. Aber griechische Arbeiter habe ich mir heute schon leidlich abgerichtet, und sie sind eben so intelligent als unsere Wenden. Auch hier werde ich nach und nach den Schönheitssinn in ihnen wecken, obgleich sie jetzt noch nicht recht begreifen können, warum ich ein gut bebautes Feld aus meinen Gränzen auslasse, und dafür sorgsam einen kahlen Felsen mit ein paar überhängenden alten Bäumen auswähle. Kyparissia hat jetzt den schönsten jungen, frisch sprossenden, grünen Rasen, denn im November wird hier eine neue Blumen- und Grasvegetation, wie bei uns im Frühjahr. Adieu, mein Herz, ich präsentire einen Absteckepfahl als Dein treuer Spartaner. P. S. Ich taxire den Umfang des nur für mein Gut bestimmten Terrains auf 1500 bis 2000 unserer Morgen, halb so groß ziemlich als der Muskauer Park. C'est un divertissement, et cela sera peut-être un refuge."

Unter solcher Beschäftigung brachte Pückler mehrere Tage zu, und entwarf Pläne, wie sein Besitzthum durch Wein- und Olivenpflanzungen zugleich einträglich zu machen sei. Den Tag vor seiner Abreise erhielt er eine solche Masse Hammel, Truten und andere Thiere, so wie riesige Melonen und Weintrauben zum Geschenk, daß zwei eigends dazu gemiethete Maulthiere die Last kaum fortbringen konnten.

Ehe Pückler Mistra verließ, hielt er um das dortige Bürgerrecht an, dessen Diplom er in Kairo zu erhalten hoffte, als eine besondere Gunst, da angesehene Persönlichkeiten, die sich des spartanischen Namens wegen darum bewarben, es nicht erlangen konnten.

Er hatte unterdessen seinen Parkplan für Kyparissia schon fertig, obwohl er sich nicht verschwieg, daß die Ausführung ungewiß sei, entweder, wie er sich ausdrückte, „eine bunte Seifenblase, die mich eine Weile amüsirt hat, oder ein in der Lotterie gewonnenes großes Loos". Das ganze Unternehmen blieb denn freilich das erstere, und kam nie zu Stande, hauptsächlich durch Armannsperg's bald darauf erfolgenden Sturz. Pückler hatte nämlich an die Annahme der Besitzung Bedingungen geknüpft, die Armannsperg vorläufig gewährte, denen aber noch die offizielle Bestätigung fehlte, die nachher nicht erfolgte.

Er setzte seine Reise unterdessen fort. In Kandia wurde er mit 18 Kanonenschüssen, und mit der Aufziehung der Flagge Mehemed Ali's begrüßt, und von den Behörden glänzend empfangen. Man behandelte ihn dort ganz als einen Souverain; er bewohnte die ganze Zeit seines Aufenthalts, einen Monat lang, den Palast des Seriaskers, dessen zwanzig Diener, dessen Stall und dessen französische Küche zu seiner Verfügung standen, und wo er in jeder Weise fürstlich bewirthet wurde. Der Pascha ließ es nicht genug mit dieser Gastfreiheit sein, sondern bot ihm bei seiner Abreise noch ein prachtvolles Geschenk an, was Pückler jedoch ablehnte.

Dreißigster Abschnitt.

Aegypten. Alessandria. Besson-Bey. Bogos-Bey. Cairo. Palast von Baki-Bey. Der Nil und die Pyramiden. Ein von Pückler gegebenes Fest. Mehemed Ali. Freundschaft und Auszeichnungen von demselben. Gegenseitige Bewunderung. Ibrahim Pascha. Eine vergessene Pfeife. Aegyptische Gartenkunst. Reise nach Nubien und Sudan. Auf Luciens Gesundheit! Die Wüste. Die Pyramiden. Theben. Ritte auf dem Dromedar. Der heiße Chamsin. Nubische Jagdvergnügungen. Hitze und Staub. Berlin behält den Vorrang. Nomadenleben. Nähere Bekanntschaft mit Krokodilen, Hyänen, Schlangen, Nilpferden und Löwen. Aethiopische Ruinen.

Das Jahr 1837 sah Pückler in Aegypten anbrechen. Eine neue Szenerie, ein neues Gemälde umgab seinen jugendlich frischen Forscherblick. Auch hier wurde er mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen überhäuft. Als Pückler in den imposanten Hafen von Alexandria einfuhr, und die stolze Stadt mit ihren weißen Palästen, ihren hohen Wällen, und der Säule des Pompejus sich seinen Augen darbot, erschien auch schon der General-Major der Flotte, Besson-Bey, der durch den Seriasker Kandias von des fremden Fürsten Ankunft unterrichtet war, ihm auf dem Schiffe seinen Besuch abzustatten, und nöthigte ihn, in seinem Palast abzusteigen. Besson, ein geborener Franzose, und ehemals französischer Kapitain, war ein höchst einflußreicher Mann; von ihm hauptsächlich wurde die Marine geleitet, und bei dem Vizekönig Mehemed Ali stand er in großer Gunst. Auch der erste und vertrauteste Minister desselben, Bogos Bey, beeilte sich, Pückler seine Aufwartung zu machen. In Alexandria lernte Pückler

auch den französischen Konsul Lesseps kennen, der später so allgemein bekannt geworden. Pückler beschreibt ihn als einen „Elegant in der Wüste“, und rühmt seine Anmuth und Liebenswürdigkeit, die ihm auch die Gunst Mehemed Ali's verschaffte.

In Kairo mußte Pückler auf Befehl des Vizekönigs in dem prachtvollen Palast des Generals Baki-Bey wohnen, einem der ersten Minister, dem Mehemed Ali den Auftrag ertheilte, daß er Pückler die Honneurs mache, wobei er sich noch entschuldigen ließ, daß er ihm keinen Pascha sende, weil grade alle diese auf fernen Expeditionen begriffen seien.

Der Palast Baki-Bey's gränzte mit seinen Blumengärten dicht an den Nil, und bot die Aussicht auf die Pyramiden. Hatte Pückler erst vor kurzem den Geburtsort Jupiters gesehen, so zogen ihn nun die Pyramiden, schon lange der Gegenstand seiner Sehnsucht, geheimnißvoll an. Er hätte sich bei solchem Anblick ganz in seine Gedanken und Phantasieen verloren, wenn nicht die für ihn aufgestellte Ehrenwache mit ihrem Aufundniederschreiten, die reich angeschirrten für ihn bestimmten Pferde, welche vor der Thüre stampften, die lange, reich mit Brillanten besetzte Pfeife, die man ihm nebst dem nach Ambra duftenden Mokkakaffee, präsentirte, der in gleichfalls von Diamanten schimmernder Tasse aus kostbarem Email gereicht wurde, ihn aus seinen Träumen gerissen hätten.

„Denke Dir eine unermeßliche Stadt“, schrieb Pückler an Lucie, den 5. Februar 1837 aus Kairo, „maurischer Bauart (fast der gothischen gleich), in der Du nicht zehn Schritt gehen kannst, ohne der tausend und einen Nacht zu gedenken. Darum her, schönere und frischere Promenaden als irgendwo in Europa, alles Schöpfung Mehemed Ali's, die wundervollsten Bäume und den Boden mit unabsehbarem Grün bedeckt, dessen Farbe kein englischer Rasen erreicht, daneben den prachtvollen Nil mit den ewigen Pyramiden jenseits,

und längs seiner Ufer die unabsehbare Reihe europäischer Paläste (meistens Fabriken und Schulanstalten des Vizekönigs im grandiosesten Stil Englands) auf hohem Felsen, am Fuße des Mokatan, die Königsburg und Citadelle; in der Entfernung Schubra, dessen Gärten wie die von Windsor gehalten sind — und mitten in diesem Bilde bleibe ruhen in einem der elegantesten der genannten Paläste, ohnfern der Residenz Ibrahim Pascha's, Du siehst eine Ehrenwache vor dem Thore, zwanzig geschäftige Diener im Hause, viele Gäste, Türken und Griechen, die bei dem Hausherrn zur Tafel geladen sind. Auch Du bist gebeten, Du trittst in den Divan (ein Saal mit Ottomanen rings umher, und ungeheuren silbernen Kirchenleuchtern am Boden, englische Kronleuchter an der Decke), und siehst eine Reihe der Vornehmsten der Stadt im traulichen Gespräch begriffen, und aus Pfeifen, mit Diamanten und Edelsteinen besetzt, rauchen. Auf dem Ehrenplatz, in der Mitte sitzt der Gastgeber, Du näherst Dich ihm — ich hoffe respektvoll — und siehe, wer ist es? — *Dein Lou.* — So behandelt mich der Vizekönig."

In der That empfing Mehemed Ali Pückler wie einen Prinzen von Geblüt. Bei den Manoeuvres der Kavalleriechule, denen er beiwohnte, mußte er neben dem Vizekönig in dessen Zelte Platz nehmen, und sogar tête-à-tête mit ihm speisen, eine Auszeichnung wie sie noch niemand zuvor genossen hatte. Aber es blieb nicht bloß bei diesen äußerlichen Bezeigungen. Mehemed Ali hatte die vertrautesten Unterredungen mit Pückler, und bewies ihm Freundschaft und Anerkennung, während dieser mit seinem zur Heldenverehrung stets geneigten Gemüthe von wahrer Begeisterung für den Vizekönig ergriffen wurde, dessen Genie er so bewunderte, daß er ihn den orientalischen Napoleon nannte. Mehemed Ali schätzte außer seinem Rang und Geist auch den Schriftsteller in Pückler sehr hoch, auf den er den günstigsten Eindruck zu machen wünschte. Die beiden so ver-

schiedenen Männer imponirten sich gegenseitig, und waren gegenseitig stolz auf die Bewunderung, die sie einander einflößten.

„Von der Liebenswürdigkeit und dem hohen Geist dieses Mannes," schrieb Pückler in dem vorher erwähnten Brief an Lucie, „von der wahren Unbegreiflichkeit dessen was er geschaffen, kann man schwer eine Idee geben, und, ich versichere Dich, es ist nicht wie Mad. de Sevigné, daß ich dies sage (qui trouvait Louis XIV. un grand homme, puisqu'il avait dansé avec elle.) — Nun noch ein paar Worte über den Vizekönig selbst. Denke Dir den appetitlichsten, coquetten kleinen Greis, mit breiter Brust, vollem colorirten Gesicht und langem weißen Bart, kleinen potelirten Händen wie eine Frau, regelmäßigen, freundlichen Zügen, und Adleraugen, die durch und durch schauen, aber durch die Bonhommie des ganzen Gesichts und die Freundlichkeit seines Lächelns nur Liebe und keine Furcht einflößen. Auch ist er angebetet von Allen, und kein Souverain ist accessibler für Jederman, und nimmt weniger Precautionen für seine Sicherheit. Keiner ist einfacher in Tracht, Sitten und Unterhaltung. Nach einer Minute ist man mit ihm à son aise, wie mit einem alten Bekannten. Seiner Thätigkeit kommt nur die Napoleons gleich. Er schläft nur 4 Stunden in 24, und was karakteristisch ist, sein Harem ist organisirt wie sein Ministerium, und viele der wichtigsten Entscheidungen sind weiblichen Sekretairen diktirt."

Auch Ibrahim Pascha wurde Pückler in Kairo vorgestellt, der eifrig von ihm verlangte über die Organisation der preußischen Landwehr unterrichtet zu werden. Er dagegen beschrieb Pückler mit großer Lebendigkeit die Belagerung von Acre. Ibrahim Pascha war nach Pückler's Beschreibung jeder Zoll ein Soldat, und hatte den Hals eines Stieres, mit der Miene eines Löwen. Die Begegnung beider war aber weniger sympathisch, als die mit Mehemed

Ali, und drohte sogar eine unangenehme Wendung zu nehmen, da als die Diener den Kaffee servirten, sie dem Prinzen eine Pfeife reichten, Pückler aber nicht, was diesen so kränkte, daß er um seine Verstimmung zu zeigen, absichtlich verstummte, was Ibrahim auf das von ihm bisher unbemerkte Versehen aufmerksam machte, worauf er laut befahl die vergessene Pfeife zu bringen.

Die Besichtigung der umliegenden Gärten interessirte Pückler besonders in Beziehung auf seine Gartenkunst. Er meinte für das dortige Klima sei die englische Landschaftsgärtnerei, deren Hauptelemente Frische, Wald, Wiesen und Rasenplätze sind, nicht geeignet, und für die ägyptische Gartenkunst müsse man ein ganz neues Genre erfinden, in welchem Regelmäßigkeit zwar Grundprinzip, aber höchste Mannigfaltigkeit dennoch nicht ausgeschlossen bleiben würde. Da die Bewässerung dort die Hauptsache sei, und unmöglich zu verbergen, so müßte diese selbst zur Zeichnung der Formen dienen, was in geschickter Ausführung eigenthümliche Wirkung hervorbringen könne. Pückler hielt es für möglich in solcher Weise ein anmuthiges Arabeskenbild herzustellen, in welchem die Umrisse von den unvermeidlichen Wasserkanälen, die Füllung und Schattirung aber durch Vegetation aller Art, wie sie dem Klima angemessen, vom riesigen Sycomore bis zur kleinsten Blume, gebildet würden.

Menschen, die mit reichen Gaben ausgestattet sind, finden meist im Leben nicht Raum, diese alle vollständig auszuüben, und müssen die eine vernachlässigen um der anderen Willen. Gewiß ist es so, daß Pückler, wenn er sich dieser Sache gewidmet, er mit seinem Schönheitssinn und Geschmack auch als ägyptischer Landschaftsgärtner sich durch Erfindung eines neuen eigenthümlichen Genres hätte auszeichnen können.

Höchst interessant war die Reise nach Nubien und Sudan, die Pückler unternahm. „Ich benachrichtige Dich," schrieb er zuvor an Lucie, „daß ich in wenigen Tagen Deine Ge-

sundheit auf den Pyramiden trinken werde, nachdem ich sie getrunken:

1. in Berlin und Muskau,
2. auf dem Snowdon in Wales,
3. auf dem Sauvan in Afrika,
4. auf dem Taygetos in Sparta,
5. auf dem schwarzen Berg in Cephalonien,
6. im Labyrinth zu Kreta.

Später geschieht es im Tempel zu Ypsambul in Nubien, auf dem Berg Sinai, und auf dem Tumulus des **Crösus!**"

Am 21. Februar verließ Pückler Kairo mit einem Gefolge, welches ihm der Vizekönig gegeben, der schon zuvor nach Ober-Aegypten abgereist war, indem er ihm sagen ließ, er werde ihn dort erwarten. Pückler hatte von Sint aus seine Barke eine Weile verlassen, um mit ihm zu Lande reisen zu können. In zwei reichlich mit allem Comfort versehenen Kangschee, wie die Nilbarken genannt wurden, schiffte er sich ein. Die herrlichen Schilderungen, die hievon sein Werk „Aus Mehemed Ali's Reich" enthält, möge der Leser selbst aufsuchen. Es möchte schwerlich eine Reisebeschreibung geben, die mehr lebendige Anschaulichkeit, poetische Auffassung und zugleich getreue Wahrheit in sich vereinigt. Pückler freute sich an der rosenroth gefärbten Wüste, mit mehr als vierzehn Pyramiden geschmückt, die er eine erhabene Dreieinigkeit von Weltstadt, Grünland und Sandmeer nennt. „Hier sah ich Wunder unbeschreiblicher Art," schreibt er den 28. März aus Assuan, „und segne meine Beharrlichkeit. Theben war eine Stadt der Götter, nicht des Geschlechtes, das wir heute Menschen nennen. Minutoli sah diese Wunder nicht, gegen welche die Pyramiden nichts sind."

Auf dem Dromedar die Wüste durchreitend, drang Pückler bis Dongola, Samneh, Dal, und Saki-el-Abd vor. Das Gepäck wurde auf Kameele gepackt. Er fühlte sich im Lande der Schwarzen, zwischen der Linie und dem Wendezirkel des

Krebses wie in einer neuen Welt. Er war nun wirklich im tropischen Lande. Der berühmte Chamsin, der Südsturm, wehte ihn glühend an, und der Staub, der bis in die verschlossenen Koffer drang, erfüllte die rothgrüne Atmosphäre. Aber welche ungewohnten uneuropäischen Beschäftigungen und Vergnügungen gab es in dieser Umgebung, die freilich nicht für jederman gemacht sind! Wir lassen ein Programm davon folgen, das Pückler Lucien mittheilt, und das einen pikanten Gegensatz bildet, zu Goethe's friedlichen Versen:

„Heute geht's nach Belvedere,
Morgen geht's nach Jena fort.“

Er schreibt aus Dongola den 19. April, seine nächsten Wochen seien wie folgt eingetheilt:

Sonntag, Krokodilsjagd.
Dienstag, Straußhetze.
Donnerstag und Freitag, Parforcejagd auf Giraffen.
Sonntag, Hippopotamusjagd auf dem Nil.
Dienstag, Antilopenhetze mit Windhunden auf dem Darfur.

„Eine Löwenjagd ist noch außerdem in petto,“ fügt er hinzu, „und Hyänen schießt man gelegentlich; Elephanten giebt es auch etwas tiefer unten. Schnucke, ich bin überzeugt, Du glaubst, ich werde noch selbst zum wilden Thiere in diesen Ländern. Die Hitze bei den erwähnten Jagden ist zwischen 40 und 50 Grad in der Sonne, und zwischen 30 und 38 im Schatten. Geritten wird theils auf schnellfüßigen Dromedaren, theils auf feurigen dongolesischen Pferden, von denen es aber nur noch wenige hier giebt.“ Am Schlusse desselben Briefes heißt es: „Von Wady Halfah bis hieher mußte ich 7 Tage in der Wüste reisen, aber der Sand in der Hasenhaide übertrifft den der Wüste noch. Berlin behält immer in allen Dingen den Vorrang. Wie gern schwatzte ich dort in Deinem Feenpalast mit Dir. Kommt Zeit, kommt Rath. — Weißt Du, in welcher Tracht ich jetzt gewöhnlich gehe?

In dem seidenen Schlafrock, wozu Du mir das Zeug vor meiner Abreise nach Muskau schenktest, mit weißen Leinwandhosen, gelben Stiefeln, und einer rothseidenen Nachtmütze auf dem Haupte. So jage ich die Giraffen."

In der Freiheit der Wüste wurde Pückler mehr und mehr zum braunen Nomaden, mit weißen Haaren und langem Bart, denn die Sklaverei des Rasirens und gar des Färbens hatte er jetzt gänzlich aufgegeben. Dagegen badete er fast täglich im Nil, trotz der Krokodile, die solchem Badenden gern Gesellschaft leisten wollten.

Auch einer jungen Hyäne begegnete die Karavane einmal am Nil, die aber, von ihrem Lager aufgescheucht, bestürzt entfloh. Später sahen sie deren so viele, daß sie für Pückler ganz den Reiz der Neuheit verloren, und er meinte sie seien nun schon ein sehr prosaisches Unthier für ihn geworden. Eines Tages zwischen Jackdul und Metemma hörte Pückler auf Kissen und Teppichen unter einem alten Baum ausruhend, einen zischenden Laut hinter sich, und erblickte, sich umwendend, eine große, kohlschwarze Schlange, die, noch halb im hohlen Baumstamme verborgen, mit Kopf und Vordertheil zusammengeringelt auf seinem Kissen ruhte. Es schien unzweifelhaft, daß sie von dem weichen Lager und der Wärme angezogen, schon längere Zeit dort neben Pückler verweilte, und nur durch sein rasches Aufspringen ihr zorniges Zischen begann. Sie war ungefähr zwei Finger dick, und von der giftigsten Art. Auf die Krokodile, denen man gruppenweise begegnete, machte Pückler wiederholt Jagd, und erlegte endlich eines, das er als Trophäe nach Hause brachte. Auch ein Nilpferd kam einmal nahe an die Barke.

Von seinen Freuden wie von seinen Strapatzen entwirft Pückler ein lebhaftes Bild in einem Briefe aus Kantoum vom 29. Mai 1837, an Lucie, den wir hier einschalten, um so mehr, da seine Briefe an frischem Schwung und eigen-

thümlichster Natürlichkeit sogar noch seine gedruckten Schilderungen übertreffen:

„Meine herzensliebe, alte, gute, dicke Alaunschnucke!"

„Wenn ich dieses Fegefeuer abhalte, wo ich gestern bei einer gewaltigen Migraine noch in der Nacht 32 Grad Reaumür! hatte, wo überdies epidemische Fieber von Dongola aus über 200 Meilen herrschen, und mir nebst allen Bequemlichkeiten nun auch der Wein ausgegangen ist, — so glaube ich, daß ich gegen alles agguerrirt bin. So viel ist gewiß, daß kein wendischer Bauer in der Herrschaft Muskau existirt, der nur halb so viel Entbehrungen und Mühseligkeiten auszuhalten hätte, als ich seit Monaten. Wochenlang hatten wir in der Wüste nichts als spärliches Wasser, das der Lehmtunke glich, die man beim Bauen zum Kalklöschen braucht, und nichts als Reis zur Nahrung, nur wenig Schlaf im vollen Anzuge, und 12 bis 14 Stunden lang in den 24 Stunden des Tages die stoßende und ermüdende Bewegung des Dromedars auszuhalten bei 39 Grad im Schatten und 54½ in der Sonne! Ich bin hauptsächlich dadurch des größten Theils meiner Vorräthe beraubt worden, daß ein Löwe unsere Karavane angriff, und die entsetzt fliehenden Kamele alles zerschmetterten, was irgend zerbrechbar war. Es war ein Jammer zu sehen, wie viel Champagner, Bordeaux, Oel, Essig, eingemachte Früchte in Branntwein, Cornichons, Kapern u. s. w. (denn ich hatte mich ziemlich gut vorgesehen), bei dieser Gelegenheit unnütz den Sand der Wüste tränken mußten. Der Löwe that unseren Thieren indeß nichts, sondern warf sich auf eine neben der Karavane lagernde Heerde, aus der er einen fetten Esel zum Frühstück verzehrte, und einen Ochsen in Stücke zerriß. Hier muß man sich an alles gewöhnen. Neulich badete ich im Nil, als man mir zurief: „Timsach, Timsach! ein Krokodil, ein Krokodil!" In der That sah ich nicht zehn Schritte von mir das Unthier schon seinen Rachen emporrecken, und machte, daß ich fortkam.

Das Bad ist aber ein solches Bedürfniß in der Hitze, daß ich am anderen Tage (es war in Schendy, der Stadt, wo man Jsmael verbrannte) dennoch wieder badete, aber mehrere Barken einen Cordon um mich ziehen ließ, deren Neger mit den Rudern fortwährend im Wasser plätschern mußten. Dennoch zeigte sich das Krokodil wieder, aber in größerer Entfernung, und ich kehrte mich nicht mehr daran. Am dritten Tage aber, wo ich unwohl das Bett hüten mußte, fraß das abscheuliche Geschöpf ohnweit unseren Zelten einen am Ufer schlafenden Neger, den es mit dem Schweife in's Wasser schlug, und dann sogleich mit ihm verschwand. C'est un drôle de pays, aber dafür habe ich auch die merkwürdigen äthiopischen Ruinen gesehen, die kaum 5 bis 6 Europäer kennen, habe die von Mesaourat untersucht, welche nur Linant und Caillaud kennen lernten, und bin im Begriff welche zu entdecken, von denen man bisher nur unbestimmte Sagen hatte. Je désire prouver aux gens, que toutefois où je veux une chose, j'en sais aussi venir à bout, quelqu'en soient les difficultés. Und es wird immer recht artig sein, wenn der leichteste, superficiellste, spielende Reisende so spielend entdeckte, was allen pedantischen Perrücken vom Metier bisher unausführbar schien. Doch will ich nicht zu früh triumphiren, und zur guten Stunde sei alles gesagt. In vierzehn Tagen trete ich die Rückreise an, weil die Regenzeit keinen längeren Aufenthalt mehr gestattet, und der schon steigende Nil wird mir vielleicht gestatten alles oder doch den größten Theil des Weges zu Wasser abzumachen, was eine große Erleichterung sein würde, in der Zeit des niedrigen Wasserstandes aber wegen der Katarakten unmöglich ist."

Einunddreißigster Abschnitt.

Die tropische Natur. Das Königreich Sennar. Anstrengungen. Erkrankung. Ouad-Medina. Rückkehr. Nilfahrten und Wüstenritte. Pyramiden. Katarakte. Ruinen. Die Insel Argo. Ypsambul, Dör, die Tempelreihe von Philä. Sphynxe und Kolosse. Siena. Komombos, die Steinbrüche von Selseh, der Tempel von Edfu. Theben. Khéne. Sint. Die Provinz Fajum. Die Ruinen von Arsinoé. Suchen nach dem Labyrinth. Kairo. Beziehungen zu Mehemed Ali. Daß die Könige nicht lieben die Wahrheit zu hören! Zeitungsartikel über Said-Bey, den „dicken Prinzen". Verdruß mit Muktar-Bey. Hofintriguen. Unfall in Kairo. Herzlicher Abschied von Mehemed Ali. Französischer Orden. Menagerie. Luciens Eifersucht und Herrschsucht; ihre litterarische Einmischung. Pückler verliert die Lust an der Schriftstellerei.

Nahe dem vierzehnten Breitegrade fühlte sich Pückler in die wahre tropische Natur eingetreten, und er bedauerte nun lebhaft, drei Monate zu früh oder zu spät in diese Regionen gekommen zu sein, da er sonst gern noch viel, mehr als irgend ein Reisender vor ihm, vorwärtsgedrungen wäre. Er kam sich so „verafrikanert" vor, daß er fürchtete, es möchte ihm schwer werden, sich in der Heimath wieder in die europäische Lebensart zu finden. Diese Betrachtungen veranlaßten ihn zu folgendem Ausruf, den wir im dritten Bande seines Werkes „Aus Mehemed Ali's Reich", S. 276, finden:

„So mögt Ihr mich denn trösten, rief ich jetzt, freudig überrascht von der jeden Augenblick zunehmenden Pracht unserer Umgebung aus, Ihr undurchdringlichen Urwälder,

die Ihr heute, während wir so sanft auf dem ruhigen Strome dahingleiten, zum erstenmal mit Euren majestätischen Baumkronen rechts und links bis an das Wasser niedersteigt; Ihr Ungeheuer der Tiefe mit aufgesperrtem Rachen, auf die wir bis jetzt immer vergebens unser Pulver verschossen; Ihr kolossalen Geier, die Ihr, auf den höchsten Spitzen Euch wiegend, verwundert auf unsere Schiffe herabblickt; Ihr buntbefiederten Papageien mit dem krächzenden Willkommen: Ihr fischenden Pelikane, Ihr Elephanten, Giraffen und Gazellen, die Ihr den Durst aus den lehmigen Fluthen des Flusses löscht, und vor allen Ihr drolliges Völklein schwarzer, grüner und gelblicher Affen, die Ihr zu unserem größten Ergötzen, ganze Familien stark von Ast zu Ast umherspringt, oder possirlich grimassirend tanzt, und Euch so unbefangen in Eurem wilden Zustande mit ungestörtester Muße von uns betrachten laßt — Ihr seid vor der Hand unser einziges Publikum, und wenigstens mit aller Unverstelltheit und aller Grazie der Natur ausgestattet. Wo man sich aber an dieser Mutter Brust legt, ist man immer noch in der wahren Heimath, und auch ich fühle hier etwas von Eurer göttlichen Freiheit, Ihr guten wilden Thiere, das die früheren trüben, mattherzigen Gedanken heilsam wieder niederschlägt."

Im Königreich Sennaar erging es Pückler nicht gut. Zuerst erkrankte der ihn begleitende Arzt, Dr. Koch, am Fieber, so daß Pückler ihn zu besserer Pflege nach Kartum zurückbegleiten ließ. Kaum war er aber fort, so erkrankte Pückler selbst, und war schlimm daran, ohne Wein, der ihm endlich ausgegangen war, fast ohne Medizin, ohne Arzt, und beinahe ohne Obdach, da die elenden Stuben keine Fenster hatten, und das Dach der Kajüte so undicht war, daß er unter dem aufgespannten Regenschirm schlafen mußte, um nicht naß zu werden. Drei Wochen vergingen unter solchen Leiden, und Pückler wurde so schwach, daß er kaum mehr allein gehen konnte. Doch überwand seine kräftige Natur endlich die

Krankheit und er erholte sich, wenn auch langsam. Bei alledem versäumte er sein Reisetagebuch nicht, und es gab Tage wo er 16 Bogen schrieb. „Ich fühle aber auch, daß ich bald einer langen Ruhe, und vor allem eines zufriedenen und beruhigten Gemüths bedarf," schrieb er aus Ouad-Medina den 26. Juni 1837 an Lucie, „um mich wieder zu erholen und nicht zu erliegen. Ich bin mit meinem langen, weißen Bart so mager wie eine Schindel, und sehe jetzt alt aus, hoffe aber, mit guter Kost und Seelenruhe (vom Stande der Finanzen hauptsächlich abhängig, und natürlich guten Nachrichten von Dir und über meine Schriften) mich bald wieder zu verjüngen. Die Briefe, die ich in Khene finde, werden meine beste Medizin sein."

Ouad-Medina, von woher dieser Brief datirt ist, gerade am Beginn des dreizehnten Breitegrades, wurde, bis auf eine kurze Ausflucht zu Lande bis zum Zusammenfluß des Dender mit dem blauen Flusse, in der alten Provinz Sennaar, der letzte Hauptpunkt, zu dem er vordrang.

Das Umkehren ist auf Reisen immer das Schwerste; auch für Pückler kostete es einen harten Entschluß, zu dem aber seine nur langsam fortschreitende Besserung doppelt mahnte. Und so wandte er denn am 1. Juli 1837 seine Kangsche, die in Abu-Haraß möglichst ausgebessert worden war, wieder dem Norden zu. Wir können unseren Helden nicht auf allen seinen Nilfahrten und Wüstenritten begleiten, nicht mit ihm alle Pyramiden, alle Katarakte besuchen, die er auf seinem Wege fand. Deßhalb sei hier nur kurz angegeben, daß er über Kartum und Schendy nach den Ruinen von Meroë ging, die ihm im Abendsonnenglanze entgegenleuchteten, dann weiter nach Machärif, dem Hauptort von Berber; von dort durchstreifte er wieder die Wüste auf anderem Wege bis zum Dschebel-Barkal, diesmal auf einem dongolesischen Rothschimmelhengst, der aber den angestrengten Marsch nur kurz aushielt. Der Weg bis Dongola wurde

in Barken zurückgelegt. Auch einen Ausflug nach der Insel Argo unternahm Pückler, um die dortigen Tempelüberreste zu besehen. Ypsambul, Dör, die Katarakten, die Tempelreihe bis Philä kamen dann an die Reihe. Er lebte zwischen Sphinxen und Kolossen; die ägyptischen Alterthümer fesselten ihn durch ihren geheimnißvollen Ernst, durch ihre phantastische Großartigkeit. Weiter folgten Siena, Komombos, die Steinbrüche von Selseh, der riesige Tempel von Edfu. Noch einmal sah er Theben, das ihm beim zweiten Besuche beinahe noch erhabener erschien als beim ersten.

Den 1. September traf Pückler endlich in Khéne wieder ein, wo er sich etwas von den langen Reisebeschwerden ausruhte. Weiter reiste er über Sint nach der Provinz Fajum, nach den Ruinen von Arsinoë, und suchte nach den Resten des Labyrinths, einem der sieben Wunder der alten Welt, über dessen Lage so verschiedene Meinungen herrschen.

Ende September endlich traf Pückler wieder in Kairo ein, wo er von dem Vizekönig, der ihn seinen Freund nannte, mit aller Güte empfangen wurde.

Doch blieben die Beziehungen Pückler's zu Mehemed Ali nicht ganz so rosig wie im Anfang, wozu verschiedene Umstände beitrugen; einmal, daß Pückler, von ihm über seine Reise befragt, ihm freimüthig sagte, daß er und sein Volk unverschämt von den Beamten bestohlen würden, und daß in der herrlichen Provinz von Fajum, wenn man daran dächte wie sie zu Saladins Zeiten ausgesehen, noch viel zu thun übrig sei. Jacoby's berühmtes Wort: daß die Könige nicht lieben die Wahrheit zu hören, fand auch hier seine Anwendung, denn die Pückler'schen Bemerkungen verdrossen Mehemed Ali sichtlich. Nicht minder ärgerte ihn, zu erfahren, daß Pückler in einem in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckten Bericht von der ungewöhnlichen Korpulenz des jüngeren Sohnes des Vizekönigs, Said Bey, gesprochen hatte, was noch dadurch verschärft wurde, daß die Redaktion der Zeitung

dem Artikel die Ueberschrift: „der dicke Prinz“ gegeben hatte. Endlich geschah es, daß der Minister Muktar Bey sich unhöflich gegen Pückler benahm, worüber dieser bei Mehemed Ali Klage führte, was auch zur Folge hatte, daß Muktar Bey ihn um Verzeihung bitten mußte. Doch stand der Minister beim Vizekönig in hohen Gnaden, und so war ihm der Vorfall doch unangenehm. Auch an Intriguen, die versucht wurden, um Pückler und Mehemed Ali voneinander zu entfernen, mag es nicht gefehlt haben, da dergleichen Unkraut an Höfen stets reichlich gesäet wird.

Länger als er beabsichtigte, wurde Pückler durch einen Unfall in Kairo festgehalten. Er fiel nämlich im Dunkeln eine Stufe hinunter, wobei er sich den Fuß so verstauchte, daß er die heftigsten Schmerzen litt, und der Arzt ihm voraussagte, daß er Monate lang würde an Krücken gehen müssen. Dies störte ihn um so mehr, da er so gern die Reise fortsetzen, und Weihnachten als „guter Christ“ in Jerusalem zu feiern wünschte. In der That mußte er in Kairo vier Wochen lang die Stube hüten. Dieser störende Umstand, sowie Luciens Klagen über seine lange Abwesenheit, ließen ihn auf den Plan verzichten, auch noch den Sinai und das rothe Meer zu sehen. Dagegen wartete er mit Ungeduld darauf, nach Syrien und Konstantinopel aufbrechen zu können.

Als er endlich abreisen konnte, beurlaubte er sich vom Vizekönig nicht ohne Rührung, und auch jener sprach herzliche Worte zu ihm, und so schieden sie wieder in schönstem Einvernehmen.

Von Hause hatte Pückler unterdessen die Nachricht erhalten, daß König Louis Philipp ihm den französischen Orden der Ehrenlegion verliehen hatte, und er freute sich des europäischen Spielzeuges, wie er sich andrerseits freute, als afrikanisches Spielzeug eine ganze Menagerie nach Europa mitzubringen, die er bei sich führte, nämlich einen Strauß,

ein kleines Krokodil, eine Riesenschildkröte aus den Gebirgen von Sennaar, einen Dromedar, zwei Gazellen, zwei Affen, zwei dongolesische Hengste und einen Papagai.

Luciens Briefen sah er immer mit Sehnsucht entgegen, und hatte in vieler Beziehung Freude daran, doch erregten sie auch in manchem Betracht seine Unzufriedenheit. Mit Lucie war es nicht leicht zu leben. Sie überschüttete Pückler mit pathetischen und sentimentalen Zärtlichkeitsergüssen, die ihm aber manche unbequem zu tragende Lasten auferlegten. Sie machte große Ansprüche an ihn, war noch herrschsüchtiger als er, und verlangte, daß er sich in allem nach ihrem Sinne richten sollte. Wohl war es treue Zuneigung, wenn sie ihn in der Ferne von Gefahren umgeben wissend, in steter Sorge um ihn war, oder wenn sie ihm schilderte, wie sehr sie sich ohne ihn einsam fühle; aber das ewige Klagen gefällt keinem Mann an einer Frau, und wenn er fand, daß die begeisterten Liebesbetheurungen, die seinem Selbstgefühl recht angenehm waren, denn doch oft nur theoretisch blieben, und sich nicht in praktische Nachgiebigkeit verwandeln wollten, oder gar darauf hinaus liefen, seine vor allem geliebte Freiheit und Unabhängigkeit zu beschränken, so verstimmte ihn das. Natürlich war dergleichen nur vorüberziehendes — wenn auch wiederkehrendes — Gewölk, denn alte Lebensgewohnheit und feste Freundschaftszuversicht bildeten immer den unerschütterlichen Grund dieses Verhältnisses.

Sehr unbequem und störend war es Pückler, daß Lucie beständig eifersüchtig auf seine Freundschaft mit Varnhagen war, es ihm übelnahm, daß er diesem seine Manuskripte zur Durchsicht schickte, und seinem Urtheil anheimstellte, was stehen bleiben und was gestrichen werden sollte. Ja, damit noch nicht genug, begann sie auf seine ganze Schriftstellerei eifersüchtig zu werden; sie klagte, diese sei ihre Nebenbuhlerin, er schreibe ihr weit weniger ausführlich, seit er ein Autor geworden, und dergleichen mehr. Dabei machte sie ihm an

seinen Werken beständig Ausstellungen, weit mehr als Varnhagen, der die Eigenthümlichkeit dieses Talentes erkennend, einsah, daß man es in seiner ursprünglichen Gestalt hinnehmen müsse mit seinen Fehlern und Vorzügen, und es nicht umschmelzen könne nach Anderer Maßstab, ohne ihm den größten Reiz zu nehmen.

Lucie aber wollte einmal eine entscheidende Kritik üben, und mit ihrem Hofpoeten Leopold Schefer zu Seite bestand sie sogar darauf, daß an seinen Werken Aenderungen vorgenommen würden. Pückler ließ sich anfänglich mit vieler Geduld und Grazie tadeln, ja er rühmte sogar Luciens Aufrichtigkeit. Als man ihn aber von Muskau aus mit wiederholten ungewollten Aenderungen seiner Manuskripte bedrohte, die er nach Hause schickte, um sie dem Verleger zukommen zu lassen, da fiel das wie Mehlthau auf seine Schaffenslust, die sich bei den Anregungen des Wanderlebens zu einer wahren Leidenschaft gesteigert hatte. „Die litterarischen Nachrichten und Abhandlungen," schrieb er an Lucie den 15. November 1837 aus Kairo, „welche Dein Brief enthält, sind wie die von Schefer mitgetheilten, der Todesstoß meiner schriftstellerischen Laufbahn. Ich sehe, daß Freund und Feind mehr von mir prätendiren als ich leisten kann, und da zuerst J.'s Defektion, dann die Muskauer Zögerungen die kostbare Zeit haben vorübergehen lassen — ein unersetzlicher Verlust — so muß ich wahrscheinlich mein Buch zumachen, und bedaure nur den Zuschuß, den Muskau mir nicht in demselben Maße liefern wird. Man hat mich mit dem Publikum in die Lage eines Liebhabers gesetzt, der nichts mehr von sich hören läßt, und daher durch Andere abgesetzt wird. Les absents ont toujours tort; ich wußte es und schrieb daher mit eisernem Fleiß, um keine Lücke zu lassen. Der Himmel aber entschied anders, und ich füge mich in Geduld, der Trieb zum Schreiben ist aber bei mir nun um so sicherer versiegt als die Lust mich zu lesen beim Publikum. Die Muskauer

Kamarilla hat ihr Theil daran. Aus bester Meinung, aber nicht mit dem besten Erfolg. N'en parlons plus."

Auch später schrieb Pückler an Lucie aus Alexandria den 10. Dezember 1837, als Antwort auf ihren Brief, er sähe, daß seine ganze Autorschaft so gut wie in's Wasser gefallen sei, und daher ihm auch alle Lust daran vergangen. Seit vier Monaten habe er weder ein Tagebuch mehr gehalten, noch eine schriftstellerische Feder angerührt. Er schien also gar nicht vollständig unterrichtet zu sein von den außerordentlichen Erfolgen, die er sich unterdessen in der Litteratur errang, und die Muskauer Mittheilungen mußten die Dinge demnach durch eine sehr schwarze Brille betrachten.

Ganz resignirt schrieb er an Lucie aus Alexandria den 8. Januar 1838: „Im Uebrigen ist die ganze litterarische Angelegenheit, was mich betrifft, wahrhaft trostlos geworden. Unsere Ansichten darüber sind nicht dieselben, meine Kräfte sind Euren Erwartungen, verehrte Präsidentin und Konsorten, nicht gewachsen, und ich sehe meine Rolle in dieser Hinsicht für beendet an, bedaure auch dabei — da meiner Eitelkeit hinlänglich geschmeichelt wurde, nur die entzogene Geldquelle. Ich weiß auch gar nichts mehr darüber zu sagen, und gebe Dir und Schefer carte blanche zu machen was Du willst. Ein Manuskript geht ab, findet man es nicht tauglich, so lasse man es liegen bis zu meiner Rückkunft, es wird aber dann zu allem Weiteren wahrscheinlich zu spät sein. Ich bin so degoutirt, daß ich seit sechs Monaten nichts mehr aufgezeichnet habe, und es ist die Frage, ob ich mir auch ferner mehr die Mühe geben werde."

Bei einer so sensiblen Natur wie die seinige, war es so leicht ihm eine Sache zu verleiden! —

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Abfahrt von Alexandria nach Syrien. Neue Reiselust. Mehemed Ali's Aufmerksamkeiten. Handküsse des Ministers Boghos-Bey. Asien. Palästina. Brief aus Jerusalem. Das heilige Grab. Gethsemane. Ausflug nach dem Jordan und dem todten Meer. Une espèce de saint. Ein Messias. Pracht des Sternenhimmels. Liebe zum Orient. Gleichgültigkeit gegen die Schriftstellerei. Freude am Reisen. Nazareth. St. Jean d'Acre, Saida und Beiruth. Lady Hester Stanhope. Das Felsennest von Daërdschuhn. Der Lady Leben und Schicksale. Der Empfang um Mitternacht.

Wenn auch noch immer im Gehen gehindert, schiffte sich Pückler doch den 14. Januar 1838 von Alexandrien nach Syrien ein, so weit ausgeruht, daß seine Reiselust in voller Frische und Lebhaftigkeit wieder aufgewacht war. Wie freute er sich auf die Ruinen von Balbeck, Jerusalem und die „heilige Umgegend" mit Sodom und Gomorrha, auf Damaskus, die Perle des Orients, und auf die Cedern des Libanon.

Mehemed Ali, mit dem Pückler nun wieder ganz ausgesöhnt war, hatte ihm seine schönste Brigg mit zwanzig Kanonen und reich versehen mit Provisionen aller Art, den feinsten Weinen u. s. w. zur Verfügung gestellt, so wie er ihn auch bei diesem seinem zweiten mehrwöchentlichen Aufenthalt in Alexandria mit solchen Aufmerksamkeiten überschüttet hatte, daß die Europäer, und besonders mehrere Konsuln ihren Neid darüber kaum zu verbergen vermochten. Boghos-Bey küßte Pückler mehrmals die Hand, was wir hier deshalb anführen, weil diese unterwürfigen Ministerküsse als Grad-

messer der Ehrenbezeigungen dienen können, die Mehemed Ali seinem bewunderten Freunde angedeihen ließ.

Nach einer stürmischen und unangenehmen Seefahrt, die eine Woche dauerte, begrüßte Pückler nun den dritten Welttheil Asien mit jugendlicher Begeisterung. Bei klarem Himmel und herrlichem Sonnenglanz lag Palästina's blaue Bergküste vor ihm.

Nicht besser können Pückler's erste Eindrücke in dem neuen Welttheil, den er betrat, geschildert werden, als wie er sie wiedergiebt in seinem Brief an Lucie aus Jerusalem, den 1. Februar 1838. Er lautet:

„Mein liebes Herz, Asien ist herrlich! Seele und Körper fühle ich erfrischt, seit ich den Fuß unter dem köstlichsten Wetter auf seinen Boden setzte. Ich ward in Jaffa (dem alten Joppe) mit solchen Ehren empfangen, daß unter den noch etwas fanatischen Einwohnern fast eine Art von Auflauf entstand, und wie man mir nachher berichtete, mehrere laut ausgerufen hatten: „Nun ist es klar, unser Pascha muß ein Christ geworden sein, daß er einen Giaur mit solchen Ehren empfangen läßt!" Soliman Pascha (Seve) kam von Ramleh (Arimathia der Bibel) mit vier Obersten in die Stadt, um mich zu bekomplimentiren, überhäufte mich mit Artigkeiten, und nöthigte mich ein schönes arabisches Pferd gesattelt und gezäumt zur Reise in Syrien anzunehmen. Die Gouverneure aller Städte sind angewiesen, meinen Befehlen Folge zu leisten, kurz, wenn es möglich ist, steigert sich hier noch die ehrenvolle Aufnahme, die mir Mehemed Ali gewährt. Nachdem ich sie schon ein Jahr lang genossen, ist dies wirklich außerordentlich, und bisher ganz beispiellos. Die Umgebung von Jaffa ist sehr reizend, und bis zu den Bergen Judäa's das gelobte Land höchst fruchtbar. Dann aber wird es wild, bergig, steinig und melancholisch — dennoch mir zehnmal lieber als das monotone Aegypten — vielleicht nur aus Neigung zur Veränderung; aber die frische halb europäische

Luft ist eine so wohlthätige im Vergleiche der erschlaffenden Aegyptens, daß ich mich durchaus wie neugeboren fühle."

„Der beiliegende Brief an Schefer, den ich sehr bitte, nicht zu unterschlagen, giebt Dir noch einige Details mehr, das Uebrige mündlich, aber vorläufig annoncire ich von hier, Damaskus und Aleppo wundervolle Präsente, heilige und unheilige. Auch habe ich alle Hoffnung wunderschöne Pferde zu acquiriren. Wie gratulire ich mir jetzt dieses Land nicht aufgegeben zu haben. Traurig genug, daß mein verrenkter Fuß (der jetzt Gottlob fast wieder hergestellt ist) mich um das rothe Meer und den Sinai gebracht hat, über deren Verlust ich mich lange grämen werde. Schnucke, danke Gott, daß Du nicht daran Schuld bist. Du, die mich in Europa als Schriftsteller abgeschlachtet hast, hüte Dich mich auch als Reisenden zu tödten, sonst bleibt Dir, wenn ich wiederkehre, nichts als ein altes runzlichtes Futteral von Chagrin, das Dir eine schlechte Unterhaltung gewähren wird."

„Gott gebe, die Runzeln betreffend, daß ich hier wieder fett werde, um die Haut wieder aufzuspannen, denn ich bin so mager geworden, daß ich meine Ringe schon lange nicht mehr tragen konnte, weil sie mir von den Fingern fielen. Aber die Lebenskraft ist, wie ich jetzt wieder gewahr werde, doch noch nicht von mir gewichen, und in dieser Hinsicht die Jugend noch nicht ganz erloschen. Der Himmel gebe diesem alten Weibersommer ferneres Gedeihen."

Pücklers Besuch des heiligen Grabes möge man in seinem vortrefflichen Werk „Die Rückkehr" nachlesen, doch können wir nicht unterlassen, seine Betrachtung hier einzuschalten, die er machte, als er den Garten von Gethsemane betrat. „Im Garten von Gethsemane", heißt es dort im zweiten Band S. 55, „jetzt ein von niedrigen und verfallenen Mauern umgebenes Feld, mit acht ehrwürdigen Olivenbäumen, die wohl mehrere Jahrhunderte an sich haben vorübergehen

sehen, zeigt man noch das Felsenlager, auf dem die Apostel so hartnäckig schliefen, als Jesus in der Angst seines Herzens betete und der Schweiß blutig von seinen Schläfen troff, eine Allegorie, deren Gegenstand immer wiederkehrt, wenn ein großer Geist in göttlichem Drange eine neue Zeit heraufbeschwört. Fest schlafen die Menschen dabei, dann kreuzigen sie ihn — im geistigen Traume — und viel später erst erwachen sie, und heiligen dann den Märtyrer."

Auch einen Ausflug nach dem Jordan und dem todten Meer, den Weg über Kloster Saba wählend, machte Pückler. Von dort schrieb er an Lucie den 14. Februar 1838:

„Herzensschnucke, ich schreibe Dir diesen Brief im Freien bei Mondenschein vor meinem Feldtisch, dicht am Ufer des todten Meeres sitzend, dem versunkenen Sodom und Gomorrha gegenüber. J'espère que c'est romantique, ça. Trotz räuberischer Beduinen und aria cattiva bivouakire ich hier schon zwei Tage bei dem himmlichsten Sommerwetter, von tausend bunten Blumen umsproßt, und an der Gränze eines unabsehbaren Dickichts, mehr als zwei Mann hohen Binsenschilfes, das von wilden Schweinen und Wasservögeln wimmelt, und auch verschiedene Hyänen und Tigerkatzen beherbergt."

An einer reizenden Stelle des Jordan trank Pückler Luciens Gesundheit in heiligem Wasser, und pflückte für sie ein paar Blumen des Waldteppichs, die sie zärtlich als Andenken bewahrte. Er war wieder in goldenster Laune, in bestem Humor. Indem er auch heilige Erde nach Hause schickte, empfahl er Lucien scherzend, sie dürfe nur an beglaubigte gute Christen davon verschenken, und fügte hinzu: „Je suis Hadschi! und habe ein Diplom darauf vom padre reverendissimo, Hüter des heiligen Grabes, und aller seiner Dependenzen in Judäa, Syrien und Aegypten. Je suis dorénavant une espèce de saint, et j'ai absolution plé-

nière pour tout ce qu'il me plaira de faire. Schnucke, es wird künftig schwer mit mir auszukommen sein! Doch bleibe ich vor der Hand noch Dein Dir gewogener gnädiger Lou." Ebenso heiter scherzte er, als in Tiberia der erste Rabbine der Juden ihn besuchte, um ihm einen Brief ihres Chefs aus Amsterdam zu überbringen, und ihn zu benachrichtigen, daß derselbe auf die Kunde von Pückler's Reise nach Jerusalem allen vornehmsten Rabbinen befohlen habe, ihm jede Auskunft über das heilige Land zu geben, damit er auch ihrer in seinen Schriften gedenken möchte. „Schnucke, am Ende werde ich noch der Messias der Juden," schrieb er an Lucie, „und schließe damit meine arme Carriere." Solcher Scherz schloß aber nicht das aufrichtigste Wohlmeinen bei Pückler aus, und an der Sache der Juden nahm er warmen Antheil; auch schmeichelte es seinem Stolz, daß von Amsterdam aus den Rabbinen eine hebräische Uebersetzung aller Stellen aus seinen Büchern geschickt worden war, in welchen er von den Juden gesprochen hatte.

Es waren schöne poetische Tage, die Pückler am Jordan zubrachte, und Abends entzückte ihn die Pracht des Himmels, den er weit sternenreicher als bei uns, und wie von tausend Diamanten blitzend beschreibt. Seiner Aussage nach entdeckte man selbst in der Milchstraße mit bloßen Augen einzelne Sterne, die man sonst nie unterscheidet, und Venus glänzte wie ein kleiner Mond.

Hatte Pückler früher das „gute Afrika" gepriesen, so war er nun nicht minder eingenommen von seinem „lieben" Orient. „Je me laisse aller à un doux far niente", schrieb er an Lucie vom See Tiberias, den 17. Februar 1838, „dans mon cher Orient, où seul on vit." Die Freude an der Schriftstellerei blieb ihm getrübt, und er meinte nun, Lucie habe ganz Recht gehabt, ihn davon abzubringen, und da nun der Schriftsteller todt sei, bleibe nur der alte treue

Lou übrig. Er glaube in der That diese Facette seines Lebens habe sich abgeschliffen, und es werde sich nun eine neue finden. Die Reiselust stand dagegen bei ihm wieder in voller Blüthe, und er bot alles auf, um die ungeduldig zu Hause nach ihm seufzende Lucie zu beruhigen, und ihr vorzustellen, sie müsse vernünftig sein, und ihm gestatten sein bischen Leben noch zu benutzen, um die Welt, auf der er geboren ward, ein wenig kennen zu lernen. Wenn sie ihm dann mit ihrem nahen Tode drohte, so wollte er auch davon nichts hören, und entgegnete, er sei innerlich überzeugt, daß sie länger leben würde als er. „Du wirst mir noch sterben helfen", schrieb er ihr aus Nazareth den 1. März 1838, „um Deinen treuen Dienst bei mir bis zum Ende zu verrichten, was Deine Bestimmung ist, und à tout prendre hast Du auch einen ganz guten Herrn, und so lange Du ihn lieb hast, jedenfalls der beste für Dich."

Von Nazareth ging Pückler weiter nach St. Jean d'Acre, Saida und Beiruth. Die Ehrenbezeigungen wiederholten sich dabei immer in gleichem Maaße. Jeder Gouverneur der Provinzen wie der Städte kam ihm stundenweit entgegen, und wo nur eine Kanone vorhanden war, donnerte sie ihm zum Empfang.

Ein besonderer Wunsch Pückler's war schon seit lange gewesen, die berühmte Lady Hester Stanhope kennen zu lernen, und er hatte sich fest vorgenommen Syrien nicht zu verlassen, bis er dies erreicht. Es war aber nicht leicht zu ihr zu gelangen, denn nachdem sie ein paar Jahre zuvor den Besuch des Dichters Lamartine angenommen, dessen Bericht über sie sie gelesen und sehr gemißbilligt hatte, wollte sie keinen Fremden mehr annehmen, und hatte erst kürzlich Clot-Bey und Doktor Bowring abgewiesen. Ein Grund mehr für Pückler die Bekanntschaft lebhaft zu wünschen. Daër-Dschuhn, Lady Hesters Felsenschloß, lag im Gebirge in

der Nähe von Beiruth und Saida. Pückler begann nun einen pikanten, romantischen Briefwechsel mit ihr; anfänglich gab sie sich für krank aus, um dem Besuch höflich auszuweichen, zuletzt aber erreichte Pückler seinen Zweck, und eines freundlichen Empfanges versichert, brach er an einem Sonntag, auf ihren ausdrücklichen Wunsch sein ganzes Gefolge von Dienern und Sklaven mitbringend, nach der kleinen Festung auf, welche sie bewohnte.

Die Einladung der originellen Frau lautete auf acht Tage, oder vielmehr wie Pückler der Arzt der Lady, der ihn bei der Ankunft empfing, lächelnd erklärte, auf acht Nächte, da sie selten vor Mitternacht sichtbar sei, indem sie den Tag über schlafe.

Doch wir lassen Pückler einstweilen in dem von Blumengärten umgebenen kleinen Pavillon, mit einer geräumigen Veranda von grünem Flechtwerk mit Rosen überzogen als Eingang, die ihm zur Wohnung angewiesen wurde, um bevor die beiden Originale sich gegenübertreten, einige Worte über Lady Hester Stanhope zu sagen.

Sie war in England geboren, und eine Nichte des berümten Ministers Pitt, und genoß sein so unbedingtes Vertrauen, daß ihr zehn Jahre lang, die sie in seiner Nähe zubrachte, sogar politischer Einfluß beigemessen wurde, wo denn freilich anzunehmen sein müßte, daß sie in ihrer Jugend weniger seltsam und phantastisch war als in ihrem Alter. Nach Pitt's Tode wollte Fox sie durch eine Pension von 2000 Pfund Sterling ehren, die sie jedoch ausschlug, und da sie sich ohne ihren geliebten Onkel in der Heimath einsam fühlte, ging sie nach dem Orient, wo sie eine Reihe aufregender Abentheuer zu bestehen hatte. Sogleich zu Anfang erlitt sie Schiffbruch, verlor ihren Schmuck, große Summen in baarem Gelde und alles, was sie mit sich führte, dann wurde sie von der Pest befallen, überstand sie aber, und ging

darauf in die Wüste. Merkwürdig ist der Einfluß, den sie sich auf die Araber zu verschaffen wußte, und wie lange sie denselben ausübte. Pückler behauptet, sie sei von Allen fast als ein höheres Wesen angesehen, und gleich einer Königin geehrt worden, doch seien zuvor ihr Muth, ihre Geistesgegenwart und ihre Urtheilskraft auf die härtesten Proben gestellt worden, in denen mancher männliche Held vielleicht unterlegen wäre. Eine dieser Proben bestand sie, als sie während des Krieges zwischen dem berühmten Dray, welcher damals die Stämme der halben Wüste unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, und seinem nachherigen Schwiegervater, von dem ersteren selbst nebst 200 Mann escortirt, nach Palmyra reiste. Dray sagte ihr, er sei sehr besorgt, daß der Feind in der Nähe sei, sie möge ihn an einem bestimmten Ort erwarten, während er mit seiner ganzen Truppe eine Rekognoszirung vornehme. So blieb sie mit ihrem Gefolge allein, doch waren Alle bewaffnet. Man wartete eine lange Stunde, während deren die Lady nicht vom Pferde steigen wollte. Plötzlich hört man das furchtbare Angriffsgeschrei der Beduinen, die mit ihren Lanzen kampfbereit heransprengen. Das ganze Gefolge ergriff die Flucht, aber die muthige Frau zog wüthend zwei Pistolen aus ihrem Gürtel, und jagte, die Hähne gespannt, mit verhängtem Zügel den Beduinen entgegen. Aber als sie losdrücken will, erkennt sie — Dray, den Löwen der Wüste, der vom Pferde springt, um ihre Hand zu küssen. Er hatte diese Maskerade nur unternommen, um ihren Muth zu prüfen. Nun schlossen die Truppen einen Kreis um die beherzte englische Amazone, und riefen sie unter lautem Jubel zur Königin von Palmyra aus. Pückler erzählt, ihre Macht sei hierauf so gewachsen, daß man selbst in Konstantinopel Besorgnisse vor derselben empfand, und daß der in Syrien allmächtige Emir Beschir sich vor ihr beugen mußte. Von den gefeiertsten Dichtern Arabiens wurde sie besungen. Doch als Mehemed Ali Herrscher von Syrien wurde, und Ibrahim

erschien, schmolz ihr Nimbus, und ihr Ansehen nahm ab; auch wurden ihre Mittel beschränkt, da sie einen großen Theil ihres Vermögens verloren hatte. Den Besuch Ibrahim Pascha's wollte sie durchaus nicht annehmen, und als er ihn erzwingen wollte, ließ sie ihm sagen, sie werde ihr Haus vertheidigen, und nur über ihre Leiche könne er den Eingang finden, worauf er davon abstand.

Es möge hier auch ein Urtheil Varnhagen's über Lady Hester seinen Platz finden. Es lautet: „Sie war offenbar etwas verrückt, aber höchst begabt und genial. Alle Krankheiten europäischer Verwöhnung waren in ihr, gebieterische Herrschsucht, Geistesstolz, Tollkühnheit, Eitelkeit, Empfindsamkeit. Sie hatte die größte Härte, ein bischen türkischer Pascha, ein bischen englischer Missionair, ein bischen Bettine, Schlabrendorf, und wer weiß was noch alles! Das weiß ich, mich hätte sie weder bezaubert noch unterworfen, ich wär' ihr anders gekommen! Doch wahrscheinlich hätte sie mich nicht vorgelassen, oder doch nicht zum zweitenmale. Bei aller Genialität, bei allem Unglück und Unrecht, das sie erfahren, muß ich zuletzt doch sagen: Ein abscheuliches Weibsbild! —"

Als Pückler nach Daër-Dschuhn kam, war die Lady bereits eine Sechzigerin. Aber die Frauen sind unberechenbar! — oder sollen wir lieber sagen, die Männer sind es? — Während manche Zwanzigjährige trotz Jugend und Schönheit nicht zu fesseln vermag, wo sie es möchte, kann mitunter auch eine Alte den Männern gehörig die Köpfe verdrehen, wie dies zuweilen auch Bettinen eine Zeit lang, wenn auch nicht oft, selbst in ihren späteren Jahren gelang. Lady Hester besaß in der That alle die Seltsamkeiten, die auf Pückler's Phantasie wirken konnten, und er gesteht, daß, als endlich die nächtliche Stunde des ersehnten Rendezvous herangekommen war, und ein schwarzer Sklave ihm vorleuchtete, während er in Gesellschaft des oben erwähnten Arztes der Lady durch

mehrere Gänge und Höfe nach dem größten und vereinzelten Pavillon geführt wurde, den sie bewohnte, man ihn dann allein eintreten ließ, und eine ältliche Sklavin ihn durch einen dunkeln Korridor bis dicht zu einer rothen Portière geleitete, hinter der ihm Licht entgegenschimmerte, da habe er etwas ganz Wunderliches und Abentheuerliches erwartet, und bei seiner regen Phantasie habe sein Herz lebhaft geschlagen.

Er trat nun rasch ein, und die beiden Originale standen sich gegenüber.

— — —

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Lady Hester Stanhope. Acht Nächte. Der Rosengarten. Astrologie. Horoskop. Der Messias. Herzlicher Abschied. Weg nach Damaskus. Gefahrvolle Straße. Die Drusen. Besuch im Lager von Ibrahim Pascha und Soliman Pascha. Wunsch eine Expedition gegen die Drusen mitzumachen. Die Ruinen von Balbeck. Die Cedern des Libanon. Aleppo. Wechsel der Leidenschaften. Pferdeleidenschaft. Karaktereigenthümlichkeit. Transport der Pferde. Antiochia. Fall in eine Leopardengrube. Mumienfett. Wunsch sich bei Antiochia anzusiedeln. Gartenleidenschaft. Ordensleidenschaft. Kleinasien. Dreiundfünfzigster Geburtstag. Stürmische Meerfahrt. Jupiters Blitz. Rhodus. Cypern. Kos. Quelle des Hippokrates. Grabmal des Mausolus. Tempel. Aidin. Tahir Pascha. Smyrna. Schriftstellerei. Magnesia. Sardes. Der Palast des Crösus. Nicäa. Last der Ehrenbezeigungen. Anstrengungen. Autorruhm in der Türkei. Der Gouverneur von Thyatira und der Kadi von Standhio. Der Olymp. Das paradiesische Brussa. Moscheen. Tanz der Derwische. Spazierritte. Konstantinopel. Tod des Sultans. Schwertumgürtung des neuen. Politische Lage der Türkei. Rückkehr auf der Donau.

Es ist schade, daß uns die Bekenntnisse Lady Hesters nicht vorliegen, und wir somit nur die Eindrücke Pückler's mittheilen können.

Im ersten Augenblick war er enttäuscht, weil ihm nichts Sinnverwirrendes begegnete. Er befand sich in einem einfach meublirten Zimmer, das wenig geräumig war, und in welchem die berühmte Engländerin auf einem schmucklosen Divan saß. Sie war einfach gekleidet, und trug die türkische Tracht. „Ein rother Turban,“ erzählt Pückler, „ein weißer, bis zu den Füßen herabwallender Bournus, rothseidene Pantalons mit

gleichfarbigen Saffianstrümpfen (da man auf den dicken Teppichen keiner Pantoffeln bedarf), bezeugten nur, daß sie seit lange das bequeme orientalische Kostüm dem geschmacklosen europäischen vorgezogen habe. Als sie bald nachher aufstand und an einem langen Stabe das Zimmer durchschritt, um mir etwas zu zeigen, wovon sie eben gesprochen, kam sie mir wie eine Sibylle des Alterthums vor. Das blasse regelmäßige Antlitz, die dunkeln feurigen Augen, die hohe weiße Gestalt mit der feuerrothen Kopfbedeckung, die strenge Haltung, das sonore etwas tiefe Organ — es war wirklich viel Imposantes in der Erscheinung, doch nichts was an Affektation streifte; man kann im Gegentheil nicht natürlicher und wahrer sein, als ich Lady Hester bis zum letzten Augenblick gefunden habe, ein durchaus starker, fast zu männlicher Charakter, der den bloßen Schein in allem verachtete."

Sie war sichtlich leidend, so daß Pückler ihr Unwohlsein nicht mehr für einen bloßen Vorwand halten konnte. Ihr Benehmen war das einer Frau von Welt, voll Grazie und Eleganz. Die Korrespondenz, die nicht ganz ohne Koketterie gewesen, hatte die Bekanntschaft gut vorbereitet, so daß die beiden türkisch gekleideten Nichttürken sich sogleich wie alte Bekannte unterhielten.

Lady Hester erzählte Pückler, daß, seit ihr Vermögen geschmolzen, sie wie ein Derwisch lebe, und des Luxus nicht mehr bedürfe. Je älter sie werde, meinte sie, je mehr suche sie sich der Natur wieder zu nähern, von der unsere Civilisation nur zu sehr entferne. „Meine Rosen sind meine Juwelen," sagte sie, „zu Uhren dienen mir Sonne, Mond und Sterne; zur Nahrung Wasser und Früchte." Dann kam sie auf ihre Phantastereien, daß sie die Sterne, die Pflanzen und die Mienen der Menschen zu deuten wisse, Seltsamkeiten, die aber bei Pückler, wenn auch nur als eine Art Spielerei, auf einen fruchtbaren Boden fielen.

Was während dem achttägigen Aufenthalte in Daër-Dschuhn in den achtnächtlichen Zusammenkünften von jedesmal sechs bis acht Stunden zwischen den Beiden verhandelt wurde, wobei es auch einmal geschah, daß die Lady ihren Gast in geheimnißvollem Mondschein, der fast so hell als die deutsche Sonne leuchtete, in das jedem fremden Auge unzugängliche Heiligthum ihres Privatgartens führte, wo eine so üppige Rosenfülle ihm entgegenduftete, daß er nahe daran war, in einen süßen, magnetischen Schlaf zu versinken; was da verhandelt wurde, möchte wohl schwerlich alles vor dem klaren, hellen Tageslichte bestehen können. Die Pythia sprach über Astrologie, sie stellte Pückler sein Horoskop, sie versicherte, daß sie die Erscheinung des Messias erwarte, sie zeigte ihm ihre berühmten Messiasstuten, sie erzählte ihm von ihrem Verkehr mit bedeutenden Männern, von den Sitten der Araber, von dem geheimnißvollen Kultus der Drusen, sie trug ihm wie Scheherazade Mährchen und Legenden vor.

Da entschwanden die acht Tage denn selbst wie ein Mährchen, und beim Abschied gab Lady Hester ihrem Gaste noch einige cabbalistische, talismanische Zeichnungen mit, nebst verschiedenen Verhaltungsregeln für den Fall einer plötzlichen Ankunft des Messias. Er küßte ihr, wie er selbst berichtet, „gerührt zum letztenmal die dürre, aber noch immer schöngeformte, aristokratische Hand", und verließ dann am frühen Morgen, ohne sich zu Bette gelegt zu haben, also unmittelbar nach seiner letzten Audienz, Daër-Dschuhn, um über den Libanon den Weg nach Damaskus einzuschlagen.

Wie früher in die Welt Homer's, war er nun in die des alten Testaments versetzt.

Pückler's Eskorte war, um einen Transport von 12 Kamelen und 10 Maulthieren zu schützen, nur schwach, da man in den Engpässen der Gebirge keineswegs vor Anfällen der Drusen sicher war, wie die Reisenden denn auch einen ermordeten Fremden auf der Straße liegend fanden. Pückler

wünschte sehr, um den Krieg gegen die Drusen, bei dem Ibrahim Pascha selbst, mit Zuziehung Soliman Pascha's, das Kommando übernommen hatte, näher zu betrachten, das Lager zu besuchen, doch wünschte man dort nicht die Gegenwart eines Fremden, und da eben deren Einige abgewiesen worden, so gab er jede Anfrage deshalb als vergeblich auf. Doch ritt er mit ein paar Leuten auf eigne Hand in's Lager, und ließ dort seine Zelte aufschlagen. Am anderen Morgen besuchten ihn die kommandirenden Generale und einige Obersten, und ließen die Musik der Garde vor seinem Zelt aufspielen, und es bewährte sich einmal wieder, daß wer nicht viel frägt, oft weit mehr durchsetzt, als wer sich vorher vorsichtig sichern will. Pückler verweilte nun acht Tage im Lager, und unterrichtete sich von allem genau. Ibrahim Pascha kehrte gerade mi 10,000 Mann von einem Streifzuge zurück. Pückler ritt den ankommenden Truppen entgegen. Darauf machte er Ibrahim Pascha in seinem Zelte einen Besuch, wo er denn freilich bemerken mußte, daß dieser sowohl als Soliman Pascha viel kälter als zuvor gegen ihn waren, und daß ihnen seine unerwartete Gegenwart ungelegen zu sein schien. Pückler ließ sich dadurch nicht hindern den Prinzen zu bitten, er möge ihn auf eine neue Expedition mitnehmen, die dieser eben im Begriffe war mit tausend Reitern anzutreten. Doch Ibrahim schlug dies bestimmt ab, indem er meinte, dies würde wohl für Pückler zu beschwerlich sein, er hoffe dagegen, ihn in Aleppo wiederzusehen. Zu beschwerlich! Das verletzte Pückler's Ehrgeiz, und war auch in der That ungerecht. Soliman Pascha deutete ihm geradezu an, daß jeder fremde Beobachter unerwünscht sei, und Pückler kehrte nach Damaskus zurück, wo er einen Monat verweilte.

Weiter sah er die Ruinen von Balbeck, die Cedern des Libanon, und ging dann über Homs und Hama nach Aleppo. Wie bei Pückler seine verschiedenen Leidenschaften gewissermaßen abwechselten, so war nun an die Stelle der Schrift-

stellerei seine Pferdeleidenschaft getreten. Er kaufte sich für hohe Summen mehrere arabische Hengste, schwelgte in Bewunderung ihrer Schönheit, schrieb über Pferderacen, und freute sich über die Maßen darauf, mit den schönen Thieren in Muskau Parade zu machen, wo diese obendrein, wie er scherzend bemerkte, ein Stück ihrer angeborenen Wüste wiederzufinden hoffen dürften. Er ließ sich in allen diesen Dingen ganz gehen, ganz von augenblicklicher Neigung und Stimmung beherrschen, denn indem er seinen Karakter fortwährend beobachtete und über ihn reflektirte, sah er ihn stets als ein Naturprodukt an, das nicht umgeformt und in nichts verändert werden könne, wie er denn von seinen Vorzügen und von seinen Fehlern so aufrichtig sprach, wie wenn ein Anderer sagt: Es regnet! Es blitzt! Oder: Die Sonne scheint, als ein Naturereigniß, das man hinnehmen muß wie es eben ist.

Doppelt seltsam ist diese Eigenthümlichkeit an einem Manne, der dagegen die landschaftliche Natur als ein Kunstwerk betrachtete, das er als ein wahrer Künstler zu bilden wußte!

Den 18. September 1838 brach Pückler mit allen seinen kostbaren Pferden, deren Zahl nun schon auf zwölf angewachsen war, von Aleppo, wo er durch eine mehrwöchentliche klimatische Krankheit länger aufgehalten worden, nach Antiochia auf. Der Transport der Pferde machte große Mühe und Beschwerlichkeit, da sie jedes Ungemach der Witterung zu bestehen hatten, und da die nöthigen Stallungen fehlten und Pückler beständig weit mehr für ihre Gesundheit fürchtete als für seine eigene. Und doch war der kühne Reisende durchaus noch nicht dem Gebiet der Gefahren entronnen, denn als er in der Umgegend von Antiochia frisch und kräftig wie ein Jüngling ganz allein querfeldein galoppirte, fiel er in eine durch üppig aufgeschossenes Unkraut seinen Blicken verborgene Leopardengrube. Er verrenkte sich dabei die Schulter, und blutete am Auge und am Knie, aber kam

trotz allen Mißgeschicks doch noch immer glücklich genug davon. Seine gleichfalls beschädigte Stute war unterdessen fortgeeilt; da der Sattelgurt gerissen, war der Sattel am Boden zurückgeblieben, und weil Pückler, trotz heftiger Schmerzen, den Sattel wegen seiner Schönheit und kostbaren Seltenheit durchaus nicht im Stich lassen wollte, so schleppte er diesen und sich selbst mit Mühe und Anstrengung vorwärts, einsam und allein, denn es dauerte lange bis er anderen Menschen begegnete. Vor der Stadt endlich kamen ihm seine Leute entgegen, und als er zu Hause war, verließen ihn die Kräfte und er war einer Ohnmacht nahe. Doch auch dies Ereigniß nahm Pückler leicht und mit heiterem Sinne auf, und rühmte den arabischen Wundarzt, der ihn in vierzehn Tagen vollständig heilte, was, wie er meinte, ein europäischer nicht vermocht haben würde. Freilich stand dem Araber dabei ein Mittel zu Gebote, was in Europa nicht leicht zu verschaffen wäre, nämlich Mumienfett, mit dem er Pückler wiederholt einrieb. Die Entscheidung, wie weit dies Mittel wirksam, muß wohl den arabischen und europäischen Wundärzten überlassen bleiben. Pückler aber fand es vortrefflich und schätzte seinen Heilkünstler nur um so höher, da er außer ihm selbst auch sein verletztes Pferd rasch herstellte.

Die Gegend und das Klima um Antiochia bezauberte Pückler, er fand sie die schönste in ganz Syrien, besonders Daphne, und der Gedanke, sich hier anzusiedeln, stieg lebhaft in ihm auf. Hier der Gartenleidenschaft Genüge zu thun, welch ein neues Feld! Aber wenig übereinstimmend mit seiner Umgebung und seinen Reiseeindrücken wachte auch einmal wieder die Ordensleidenschaft in ihm auf. Vielleicht daß der kürzlich empfangene französische Orden diese Lust neu in ihm angefacht hatte. Wiederholt trieb er daher Lucie an, sie möge ihm doch in Berlin einen neuen Orden verschaffen. Schon vom See Tiberias schrieb er ihr: „Du

solltest aber, mein Schnücklein, Wittgenstein ein bischen wegen des großen Rothen angehen. Dites que tout le monde me distingue, excepté la Prusse (vous pouvez le dire) und produzire ihm den Brief Sr. Majestät als er Dir den kleinen Rothen für mich gab, worin gesagt wurde, daß der große bei einer anderen Gelegenheit folgen solle, seit welchem gnädigen Wink 25 Jahre vergangen sind. Fürchte Dich nicht zu sehr vor abschlägigen Antworten. Was thut das? On revient à la charge, on est refusé trois fois, et la quatrième on obtient. Es schadet meiner Consideration im Auslande sehr, daß ich von meinem eigenen König so gering bedacht bin, und es ist meinem Rang, meinem Alter und meiner jetzigen Stellung in der Welt wirklich nicht angemessen."

Und den 18. März 1839 schrieb er an Lucie in ähnlichem Sinne: „Tummle Dich, und verschaffe mir wieder einmal einen oder zwei Orden. Es ist nun schon sehr lange her, daß Du mir keinen mehr zum heiligen Christ bescheert hast, et j'ai maintenant cette fantaisie."

Pückler's zweimonatliche Reise in Kleinasien war sehr interessant, aber eben so anstrengend, bald lästig durch Schnee, Eis und Regen, bald wieder durch übermäßige Hitze. Seinen dreiundfünfzigsten Geburtstag feierte er auf dem Meere, von den hochgehenden Wellen geschaukelt, Angesichts des Vorgebirges Baffo, dem alten Paphos, der eigentlichen Hauptstadt der Venus. Aber ein furchtbarer Sturm und Gewitter rissen ihn aus seinen sanften mythologischen Betrachtungen, und Jupiters Blitzstrahl traf das Bugspriet, und fuhr an der eisernen Ankerkette bis zu den Füßen unseres auf dem Verdeck ausharrenden Helden. Da er auch dieser Gefahr so glücklich entging, so mochte er sich allerdings, wenn auch Neptun und Jupiter ihm grollten, von Venus freundlich beschützt glauben, und nachdem endlich Windstille eingetreten war, trank er als Nachfeier seines Geburtstages die Ge-

sundheit seiner Lieben in köstlichem Cyperwein. Nach achtzehntägiger Seefahrt hoffte er in Rhodus zu landen, aber ein zweiter heftiger Sturm erhob sich, und nicht ohne Lebensgefahr konnte die Mannschaft durch die Hülfe zweier englischer Kriegsschiffe, die zwei Boote zu ihnen sandten, in Marmorizza an's Land steigen. Kaum wurde die Seefahrt fortgesetzt, so traf das Schiff zum zweitenmal Sturm und Gewitter, und der Blitz zertrümmerte dicht neben demselben den Mast eines griechischen Schiffes. Rhodus und Cypern konnte Pückler nur wie im Traume sehen. Bei goldenem Sonnenstrahl dagegen durfte er Stanchio, das alte Kos, die Vaterstadt des Hippokrates und Apelles bewundern. Diese glückliche Insel, die er in ewigem Frühling grünend schildert, bezauberte ihn so, daß er dem Kapitain erklärte, anstatt mit ihm nach Smyrna zu gehen, wolle er hier auf unbestimmte Zeit verweilen. Er trank aus der Quelle des Hippokrates, und sah die berühmte Platane und das Grabmal des Mausolus. Den 17. Dezember reiste er zu Land durch Kleinasien weiter. Berge und Thäler und Tempel nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und auch von andauerndem Regen ließ er sich nicht zurückhalten seine Wanderschaft fortzusetzen.

In Aidin, der Hauptstadt Anatoliens, wurde er vom Vizekönig Kleinasiens, Tahir Bey, mit größter Auszeichnung aufgenommen, und konnte sich rühmen, daß nach der Gunst, die ihm von Mehemed Ali zu Theil geworden, er nun auch in dem Reiche des dem letzteren feindlich gesinnten Sultan Mahmud nicht mindere Ehre empfing; auch wurde er genöthigt, die Reise von Aidin bis Smyrna, über Magnesia ad Maeandrum, Milet, Geronda und Ephesus auf Kosten der Regierung zu machen.

Am 13. Januar 1839 langte Pückler in Smyrna an, wählte sich aber, anstatt in der Stadt zu bleiben, den reizenden Landaufenthalt von Burnabat, wo er seinen langent-

behrten Haushalt, seine zwölf arabischen Pferde, und Briefe aus der Heimath vorfand.

In behaglichem Ausruhen wandte sich Pückler nun wieder etwas seiner Schriftstellerei zu, und da fielen ihm denn auch wieder die Aenderungen ein, die Lucie ihm an seinem „Vergnügling" vorgenommen, und er warf ihr wiederholt vor, daß sie diesem Buche alles Pikante und allen Reiz geraubt habe. „Während ich vom Sturm gepeitscht", schrieb er humoristisch klagend, „kaum dem Schiffbruche entging, gerieth mein armes Buch unter die Piraten. Aber fast noch ärgerlicher als über das Geraubte bin ich über die Veränderungen und Zusätze, die Schefer gemacht hat. Nun Seekönigin Gilblase, Gott erhalte Dich nebst Schäfer und Schaf. Man kann lange suchen, ehe man eine Providenz und Dreieinigkeit finden wird, geschickter einen armen Schriftsteller hinzurichten, als diese ehrenwerthe Firma! Mit mir ist es aus, und ich muckse nicht mehr; nur einmal erhebe ich noch die verstümmelten Hände zu Dir empor, und flehe auf französisch zu Dir: O ma reine redoutable: Si vous avez des entrailles, épargnez mon dernier enfant! Schnucke, in diesem Punkte bin ich wüthend auf Dich, et tout de bon."

Weiter schrieb er an Lucie über denselben Gegenstand aus Burnabat den 13. April 1839: „Und über die Schriftstellerei wollen wir uns auch verständigen. Ich hoffe Dich mündlich zu überzeugen, daß alle fremde Einmischung darein, wenn sie den bloßen freimüthigen Rath übersteigt, und willkürlich nach fremder Ansicht streicht und zusetzt, jedem Schriftsteller, der einige Originalität besitzt, schädlich sein muß. Also schriftlich wollen wir das ruhen lassen."

Dann meinte er wieder selbst, die Schriftstellerei habe, nachdem sie die Augen der Welt auf ihn gezogen und seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt, allen Zauber für ihn verloren. Nun sei er gesättigt, und wünsche etwas Neues.

„Gieb Acht," schrieb er an Lucie, „ich werde noch einmal preußischer Minister oder ein kleiner Souverain im Orient. En attendant, Muskauer Gärtner und courtisan assidu bei der Schnucke. Wäre ich nur das Schriftstellern los, eine infame Passion, das mich auf der einen Seite festhält, und auf der anderen degoutirt. Es hat allerdings seine Dienste gethan, wird aber jetzt zum Hofedienst, und absorbirt alles. Zum Genuß kann ich nirgends kommen, sondern nur zu seiner Beschreibung. In Muskau wollen wir recht kindisch sein, nicht 15, sondern 10 Jahre alt, und alle melancholischen Teufeleien zum Teufel senden, wenn der liebe Gott uns nur Gesundheit und guten Appetit zum Essen und Trinken giebt."

Noch immer war der kühne Reisende nicht ermüdet, und setzte den 23. April nun seine asiatische Spazierfahrt, wie er sie nannte, zu Lande über Magnesia, Sardes, wo er den Palast des Crösus besuchte, und sich dessen Reichthümer wünschte, und Nicäa nach Konstantinopel fort. Wieder glich seine Reise einem Triumphzuge, aber der Glanz brachte doch auch seine Lasten und Unbequemlichkeiten mit sich, und wie alles auch die Ehrenbezeigungen müde werdend, dachte Pückler nun, er möchte doch kein König sein, und am beneidenswerthesten sei, wer als Privatmann unabhängig sein Leben genieße — besonders wenn er Crösus Schätze habe! Sardes fand er herrlich und erhaben, und rechnete es zu seinen schönsten Reiseerinnerungen. Er setzte sich auf's neue den stärksten Anstrengungen aus, zu Pferde, zu Fuße, Merkwürdigkeiten besehend, fast nie rastend. Seinem Autorstolz durfte es schmeicheln, daß selbst in der Türkei jeder Gouverneur ihn bitten ließ, seiner in Gutem zu gedenken, ja der Gouverneur von Thyatira (Akfar) fragte ihn sogar, ob es wahr sei, daß er alle Monate ein neues Buch schreibe? Gegen solche europäische Litteraturkenntniß stach freilich die geographische Unkenntniß des Kadi von Standhio ab, der

Pückler seinen Besuch abstattete, und bei dieser Gelegenheit von Pückler zuerst erfuhr, daß es ein Preußen gäbe!

Für die Mühsale des Reiselebens wurde Pückler reichlich entschädigt durch den Anblick des Olymp, durch das paradiesische Brussa. Die Moscheen, der Tanz der Derwische Spazierritte in die herrliche Umgegend ließen vierzehn Tage rasch entfliehen. Dann sagte er Kleinasien Lebewohl, und fuhr in der Gondel nach Konstantinopel hinüber.

Er sollte eine Audienz beim Sultan haben, die jedoch durch dessen plötzlich erfolgten Tod nicht stattfinden konnte. Dagegen erlebte er dort die Schwertumgürtung (Krönung) des neuen Sultans. Die Verhältnisse der Türkei schienen Pückler wenig günstig. Nach der Niederlage der Truppen in Syrien und der Desertion der ganzen Flotte, die unter dem Kapudan Pascha nach Aegypten geflohen war, um sich Mehemed Ali in die Arme zu werfen, schien ihm die Auflösung des türkischen Reiches nahe bevorstehend, und allgemein erwartete man daselbst das Eintreffen der Russen.

Von Konstantinopel machte Pückler die Donaureise, und verabredete mit seiner Schnucke, daß sie ihm bis Pesth oder Wien entgegenreisen sollte, wo sie sich nach so vieljähriger Trennung umarmen wollten.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Machbuba, die Abyssinierin. Eine Menagerie. Ein Harem.

Bevor wir aber Pückler in die Heimath zurückgeleiten, muß hier ein Ereigniß ausführlicher besprochen werden, das in sein Leben bedeutend eingriff, und sein Herz tief berührte. Ueber die Jugendjahre längst hinaus, in der zweiten Hälfte seines Lebens sollte er eine Zuneigung empfinden, wie sie ihm bisher unbekannt geblieben, weil sie verschiedene Strömungen der Liebe in sich vereinigte, die selten sonst sich auf ein Wesen konzentriren. Der Gegenstand dieser Gefühle war ein schwarzes Kind der südlichen Zone, nahe dem Aequator hinter Abyssinien im hohen Gebirge bei den Quellen des blauen Nils geboren, eine Sklavin, und von ihm auf dem Sklavenmarkte angekauft.

Wie viel ist in der Gesellschaft, und in den Zeitungen sogar, von des Fürsten Pückler Abyssinierin die Rede gewesen! Sie war ein Gegenstand der Neugierde durch ihre dunkle Farbe und ihre fremdartige Kleidung, und der Fürst wurde oft ein Gegenstand des Tadels, daß er sich darin gefalle, eine Sklavin zu haben, eine seltsame Geliebte zu affichiren. Natürlich sind diejenigen, die am wenigsten Kenntniß haben, immer am bereitwilligsten und vorschnellsten zu verurtheilen. Wie anders jedoch ist das alles, wenn man in das Innere der Seelen und der Verhältnisse blickt! Mögen die Leser selbst urtheilen, indem wir ihnen die arme Machbuba und ihre Geschichte näher vorführen.

Wie Pückler sie kaufte, im Anfang des Jahres 1837, zählte sie ungefähr zehn oder dreizehn Jahre. Sie war die Tochter eines vornehmen Beamten in Abyssinien, der am dortigen Königlichen Hofe eine ansehnliche Stelle einnahm. Ein unglücklicher Krieg des Königs mit einem Nachbarvolke veranlaßte die Einnahme und Einäscherung der Hauptstadt, bei welchem Unglück auch Machbubas Eltern das Leben verloren; sie selbst, damals acht- oder elfjährig, mußte Zeugin davon sein, wie die Feinde ihren Vater und sechs ihrer Brüder erbarmungslos tödteten. Hierauf wurde sie mit ihrer Schwester gefangen, und zuerst nach Gondar, der größten Stadt Abyssiniens gebracht, wo die Kinder nach fünfmonatlicher Reise voll Beschwerden und Entbehrungen anlangten. Dann wurde ihre Schwester verkauft, und sie selbst mit anderen Geraubten nach Casthum in Sudan geführt. Dort war es, wo Pückler sie beim ersten Anblick, gerührt von der Anmuth und Lieblichkeit ihrer Erscheinung, kaufte.

Machbuba war schön, wenn auch von ganz anderer Schönheit als derjenigen der Europäerinnen. Sie war keine Negerin, sondern von rothbrauner Farbe; wenn die Sonne sie beschien, so verlieh ihr dieselbe einen mährchenhaften Glanz; ihr Teint glich dann einem über Goldplatten ausgebreiteten dunklen Seidenflor, und ihre Haut war weicher wie Atlas und Sammet, oder, wie Pückler sie schilderte, weicher wie der Pflaum eines Kolobris. Ihre Gestalt konnte an Ebenmaß von keiner griechischen Statue übertroffen werden, ihre Zähne gleichen zwei Perlenreihen, ihre schwarzen Haare kontrastirten malerisch mit den rothen Rosen, mit welchen sie sich zu schmücken liebte. Pückler beschrieb sie von lieblichstem Ausdruck voll himmlischer Güte und irdischem Feuer im funkelnden Auge, Grazie in jeder Bewegung, und von hoher noch nie gestörter Natürlichkeit. Sicher ist, daß ihr Gemüth und ihr Karakter an Schönheit dieses holde Aeußere noch weit überflügelten. Doch lassen wir Pückler über sein Pflegekind

selber sprechen. In einem Briefe an eine Freundin äußerte er sich über Machbuba wie folgt:

„Sie war, als ich sie kaufte, zehn Jahr alt, aber schon körperlich vollkommen und üppig ausgebildet, da in ihrem Vaterland, den südlichen Ebenen unter Abyssinien, die Mädchen schon mit sieben Jahren häufig heirathen. Alle Sinne schon in der Blüthe, der Geist aber noch wie ein unbeschriebenes Blatt, begierig darauf wartend, was darauf verzeichnet werden würde. Diese kindliche Jungfrau machte ich bald zu meinem ernstlichsten entzückenden Studium, lehrte ihr alles, was ich selbst wußte, lernte von ihr unverfälschte Naturansichten, urmenschliche Offenbarungen, die mich bei unserer verkrüppelten Civilisation oft in das höchste Erstaunen setzten, und besaß ernstlich an ihr nach Jahr und Tag ein Wesen, mit dem ich in Wahrheit vollkommen eins geworden war."

„Ich glaube, daß ein so wunderbares Verhältniß nur entstehen konnte zwischen einem so seltsamen Original als ich bin, und einer orientalischen Sklavin. Denn kein unserer Civilisation angehöriges weibliches Wesen kann sich einen Begriff machen von dem, was in der Seele einer orientalischen Sklavin (die nicht von Negern abstammt, weil Negersklavinnen etwas durchaus anderes, viel tieferstehendes ist) vorgeht, und in Bezug auf Männer in ihr emporwächst. So wie das ganz jugendliche Mädchen von den grausamen Sklavenhändlern, die sie gleich Thieren behandeln, durch den Verkauf befreit wird, und nun einen unbeschränkten, aber weil er sie gewählt, ihr doch wohlwollenden Herrn erlangt, so ist dieser Herr geradezu für diese werdende Seele des Kindes, wie für gläubige Christen der liebe Gott selbst, alles in allem, und sein Wille heiliges Gesetz. Behandelt er die für sich willenlose Sklavin selbst hart, so erträgt sie es doch freudig, wie der gute Christ jedes Unglück als eine göttliche Schickung zu seinem wahren Besten ansieht; wird das junge Mädchen aber gut und liebevoll vom Herrn behandelt, so ist

ihr gänzliches Aufgehen in seiner Persönlichkeit, ihre gränzenlose Ergebenheit, Ehrfurcht und Liebe für unsere erkältende Ueberkultur kaum mehr begreiflich. So nur beschaffen wie Machbuba war, konnte ich dies süße Pflegekind für mich, und für mich allein, erziehen, wie der Maler sein ideales Bild nach Belieben modelt, und ich könnte einen Seelenroman von mehreren Bänden schreiben, wenn ich das hochinteressante Detail dieser Erziehung, und das wunderbar daraus sich entwickelnde Verhältniß geschichtlich entwickeln wollte. Ich wurde alles für sie, und sie alles für mich, nicht nur in Gesinnung und Denken, sondern auch im allermateriellsten Leben, und war ich dabei (selbst ganz ohne mein Wollen) hundertmal mehr der Empfangende als der Gebende, sie immer die Dienerin, ich immer der Herr, als müßte es so, und könnte nicht anders sein. Und mit dieser unwiderstehlichen Gewalt war sie wiederum meine Beherrscherin. Alles unter uns war gemeinschaftlich. Sie führte meine Haushaltung und meine Kasse unumschränkt, und nie habe ich besser, bequemer und dennoch wohlfeiler gelebt. Sie war die Lernbegierigste und schnellest auffassendste Person, die mir je vorgekommen ist, und auch Sprachen lernte sie spielend. Doch alles dies hatte sich natürlich erst später so herangebildet. Im ersten Jahr besonders, wo ich noch zwei andere Sklavinnen neben ihr mit mir führte (die ich ihretwegen später beide verschenkte) und ich auch nur wenige Worte mit ihr sprechen konnte, lernten wir uns nur ganz oberflächlich kennen, obgleich ihr eigenthümliches Betragen, und ein gewisser Stolz bei aller Unterwürfigkeit, wie ihr denkendes Gesicht mich oft frappirten. Doch genug von allen diesen Details. Ich durchreiste mit ihr, als meinem Faktotum, einen großen Theil von Afrika und Asien, die Türkei mit langem Aufenthalt in Brussa und Konstantinopel, dann Siebenbürgen (wo sie mir, der an der Cholera erkrankte, durch ihre sich opfernde Pflege und Wartung das Leben rettete), Ungarn nach Wien. Hier

verblieb ich mit ihr über ein Jahr, und sie als meine Pflegetochter ward durch ihre Anmuth und merkwürdigen Takt in allen Dingen une espèce de lionne in den höchsten Damenkreisen, und wenn sie im männlichen Mammeluckenprachtkostüm auf meinen arabischen Pferden, deren ich über ein Dutzend aus der Wüste mitgebracht, wie der kühnste ungarische Husarenoffizier die Vollblutpferde tummelte, bei Manoeuvren bei Pesth oder Wien, hatte sie oft einen ganzen Generalstab um sich versammelt."

Aus dieser Schilderung geht die ganze Art des Verhältnisses zwischen Pückler und Machbuba hervor. Er hatte für sie den gütigen, mitleidigen Antheil des Menschenfreundes, die fürsorgliche Zärtlichkeit eines Vaters, den thätigen Eifer eines Lehrers, die treue Gesinnung eines Freundes und Kameraden, und — die Sympathie der innigsten, hingebendsten Liebe, wie sie der Jugend eigen ist, die aber manches warme Herz selbst noch am Lebensabend kräftig und tief zu empfinden im Stande ist.

Machbuba, die schöne, gute, unglückliche Machbuba verdiente ganz diese Liebe. Diese exotische Blume entwickelte die edelsten, rührendsten, kindlichsten und zugleich großartigsten Eigenschaften des Karakters. Nach dem traurigen Schicksal, das ihre Familie betroffen, und das noch immer wie ein unheimliches Schreckbild in ihrem Gemüthe fortwirkte, nach der entwürdigenden Behandlung des Sklavenhändlers, in dessen Hände sie fiel, lebte sie in Pückler's Nähe zu einer bisher ungekannten Freudigkeit auf, und erblickte in ihrem Beschützer ein höheres Wesen, das sie verehrte und anbetete. Für Pückler war dieses glühende Gefühl eines Naturkindes eine süße Befriedigung, die ihn wie verjüngte. Er ergriff mit Leidenschaft die Aufgabe, Machbuba zu bilden, und auf ihren Geist zu wirken, der so durstig nach Belehrung war.

Ein Gespräch, das er mit ihr über Religion hatte, bewahrte uns Pückler selbst im ersten Bande seiner „Rück-

kehr" S. 132 auf; es ist so merkwürdig und rührend, daß es hier nicht fehlen darf.

„Der Gesundheitszustand meiner armen Ajamé" (so nannte er sie, bis er ihren eigentlichen Namen Machbuba erfuhr) „beunruhigt mich noch immer," schreibt Pückler, „und um so mehr, da ihre geistige Bildung ununterbrochen fortschreitet. Ich hatte bisher absichtlich vermieden mit ihr von Religion zu sprechen. Heute, wo sie sehr ernst gestimmt schien, fing ich zum erstenmal an, dieses Thema zu berühren. „Du bist eine Abyssinierin," sagte ich, „dort giebt es viele Christen. Bist Du auch eine Christin oder eine Muhamedanerin?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte sie leise, „da ich so jung aus meinem Vaterlande geraubt wurde. Ich erinnere mich nur noch der Flammen um uns, als die Stadt brannte, und wie mein Vater und die Brüder niedergemacht wurden, und man mich mit meinen Schwestern gebunden fortschleppte. Weiter weiß ich von nichts mehr. Ist es Dir nicht einerlei, ob ich eine Christin oder eine Muhamedanerin bin? — Ich habe daran nie gedacht."

„Hast Du die Idee von einem einigen, allmächtigen Gott?" fuhr ich fort.

„O gewiß! Das ist Allah, der über alles regiert."

„Wo denkst Du, daß der ist?"

„Da, da, da und dort!" (nach allen vier Weltgegenden hinweisend).

„Glaubst Du, daß dieser Gott die Bösen bestraft, und die Guten belohnt?"

„Freilich; so hörte ich es immer: mein Körper verbleibt der Erde, aber ich komme zu Gott in sein Paradies, wenn ich Gutes gethan. That ich aber Böses, so werde ich vorher eine Zeit lang mit Feuer und Qual bestraft, bis ich gereinigt bin.

„Bleibe dabei," sagte ich, „dieser Glaube ist nützlich."

„Nun, und worin besteht denn Deine Religion?“ begann sie nach einer Pause.

„Sie gleicht der Deinigen, doch fügt sie noch einiges hinzu. Sie lehrt mich: liebe Gott über alles, und danke ihm für Freud' und Leid. Deine Mitmenschen aber liebe wie Dich selbst, und sei mild gegen alle Kreatur. Was Du aber nicht willst, daß Dir die Leute thun, das thue auch ihnen nie. Das, libe Ajamé, das ist die Lehre und der Kern des Christenthums.“

„O Tahib, Tahib! (Schön, schön!)“ rief sie, die kleinen Hände an ihre Brust legend; „dann bin ich auch eine Christin!“ —

„Ich kam mir nach dieser Szene fast wie ein Missionair vor, und freute mich sehr über den gesunden, und wie sich später erwies, als sie die gegenseitige Anfeindung christlicher Sekten mit Augen sah, von allem Bigottismus und aller Intoleranz noch in seiner Reinheit so ganz entfernten Sinn dieses Naturkindes. Für solche Gemüther ist das ächt Christliche gar leicht verständlich, heilsame Speise, wie die Milch für den Säugling. Nur durch die spätere Zuthat des alten Adams im Menschen, der dem Heiligen seine unheiligen Leidenschaften unterlegt, wird oft die Milch sauer und unverdaulich für den Erwachsenen.“

Wie Pückler um Ostern 1839 in Burnabat war, nahm er Machbuba mit sich, in die griechische Kirche, um daselbst um 1 Uhr nach Mitternacht die Feier des Auferstehungsfestes mit anzusehen. Sie freute sich wie ein Kind an der prachtvollen Vergoldung, an den unzähligen Lichtern, aber über drei Dinge war sie sehr verwundert: erstens, daß Schießen mit zum christlichen Gottesdienst gehöre. (Es wurde dort nämlich nicht nur in der Umgebung der Kirche, sondern sogar im Hofe derselben, ja mehreremale in der Kirche selbst mit Gewehren und Pistolen geschossen, wobei durch Unvorsichtigkeit einige Personen Verletzungen davontrugen).

Zweitens, daß so viel Bettelei mit dieser Religion verbunden sei, und drittens, daß die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße, die beide mit Flittergold geziert, auf dem Hochaltare prangten, beide noch schwärzer seien als sie selbst. Sie fragte deshalb, ob denn die Jungfrau Maria eine Negerin gewesen sei?

Während sich Pückler immer fester an Machbuba anschloß, und sich ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen konnte, fühlte er, wenn er an die Zukunft dachte, wie schwierig es sei zu Lucie aufrichtig von dem geliebten Mädchen zu reden. Seltsamerweise schrieb ihm erstere den 29. März 1837, als Machbuba bereits bei ihm war, er möge ihr doch eine vorzügliche Negerin mitbringen, da man sage, nichts gehe über die Treue und Intelligenz einer solchen. Aber er wagte nicht darauf einzugehen; je theurer ihm Machbuba war, je weniger konnte er sich entschließen Lucien die Wahrheit zu bekennen. Und endlich mußte doch etwas geschehen, sei es auch nur sie allmählig an den Gedanken zu gewöhnen, daß er das dunkle Kind des Südens mit sich in die nordische Heimath führen werde. So schrieb er denn an Lucie aus Khene, den 1. September 1837, nachdem er ihr die Anstrengungen seiner Reise geschildert: „Me voilà frais et dispos à Kène avec une belle esclave abyssinienne, un jeune esclave cuivre du Fazoli, et un petit esclave nègre, noir comme de l'encre.“

Dann schrieb er den 15. November leicht scherzend aus Kairo, der Himmel wisse was er aus seiner Menagerie mitbringen könne, die gegenwärtig aus zwei weiblichen Sklavinnen, von denen die eine nur zehn Jahre alt, aus den beiden Knaben, dem Abyssinier und dem Neger, zwei Gazellen, zwei Affen, einem Dromedar u. s. w. bestünde.

Lucie mochte das im Anfang als eine augenblickliche Phantasie, als eine Lust am Ungewöhnlichen ansehen, die bald wieder einer neuen Laune Platz machen werde.

Den 2. Februar 1838 schrieb Pückler aus Jerusalem an Lucie schon entschiedener: „Ich muß Dir aber sagen, Schnucke, daß ich jetzt, wo ich mich langsam Europa wieder nähere, mich ein wenig vor dem Muskauer Aufenthalte fürchte. Ich lebe nun schon so lange nur mit Sklaven als unumschränkter Gebieter, daß ich mich gar nicht mehr zu geniren gewohnt bin. An meinen kleinen Harem bin ich aber so gewöhnt, daß ich ihn selbst im Kloster di terra santa nicht von mir lasse; es wäre hart, ja unthunlich für mich, ihn im eigenen Hause zu Musakoff zu entbehren. Ich kündige also vorher an, daß dieser Harem, vier Seelen stark, im blauen Zimmer und anstoßenden Kabinetten wohnen muß, wo ich selbst auch schlafen werde, nämlich im blauen Zimmer; denn mein Harem ist gerade wie kleine Hunde gewöhnt, und macht nicht mehr Umstände. Es giebt nichts Bequemeres, Reinlicheres, Bedürfnißloseres, und natürlich auch gänzlich Prätentionsloseres. Das darf ohne Ordre nie die Stube verlassen, ißt was man ihm von den Brocken der Tafel zufließen läßt, hinter dem Vorhang, steht ehrerbietig auf, so bald man sich naht, und setzt sich nie ohne Erlaubniß, küßt Hände und Füße, und drückt die Stirn darauf, thut unverdrossen jeden Dienst, und ist für jedes Kleidungsstück, für jede noch so unbedeutende Kleinigkeit voll Dankbarkeit und hocherfreut. Voilà au moins des maîtresses commodes! — Wenn ich das neue Quartier beziehe, das ich sogleich einzurichten wünsche, wenn ich ankomme, so ist das Lokal meines Schlafzimmers, mit dem der kleinen Pièçen ganz dazu geschaffen, den Harem dort zu etabliren, den Du übrigens nicht mehr zu sehen bekommen wirst, als Dir selbst genehm ist. Je suis sûr que vous aimerez mes esclaves, et que vous les gâterez bien plus que moi, qui leur fait donner le Kurbatsch sans cérémonie, si elles ne sont pas assez attentives, car je suis Turc, mon ange, il ne faut pas vous faire d'illusion là-dessus, ich bin

ein Türke, leider aber ein Alter, der Maitressen dieser Art braucht, welche die blindeste Folgsamkeit mit dem Attachement der Hunde verbinden, denn daß sie in mich verliebt sein sollen, kann ich nicht mehr prätendiren. Liebe aber dieser Art dauert überhaupt nicht lange. Les Européens sont de véritables nigauds avec leurs femmes. Les Turc s'y entendent mieux, ils n'ont du respect et de la vénération que pour leurs mères, et jamais ni pour leurs femmes, ni pour leurs concubines. Schnucke, Du bist meine Mama, mußt mir aber meine Concubinen nicht stören, wenn ich nach Muskau komme. En cela, comme en tout, il faut me mettre tout à-fait à mon aise. Je serai alors aussi raisonnable de mon côté, et pas trop barbarement exigeant. Schnucke, que dites-vous de tout cela? Au reste, n'étant plus prince de Kyparissia, je m'appelle aprésent, Hermanali Pascha, bin aber immer und ewig, als Türke wie als Christ Dein treuer Lou."

In diesem Briefe ist wie ersichtlich alles in ein falsches Licht gestellt, alle Farben von der Wahrheit abweichend. Pückler fürchtete sich vor heftigen Szenen, die ihm Lucie machen würde, und suchte sie geflissentlich, mit überlegter Berechnung günstig für seine Wünsche zu stimmen. Es war einer der seltenen Fälle, wo er nicht aufrichtig gegen seine Freundin war.

Es ist wohl kaum nöthig erst darauf aufmerksam zu machen, daß seine Seele weit entfernt von dem Cynismus war, den sein Brief so grell ausdrückt. Er machte sich weit schlechter, als er war. Alle seine zarten und tiefen Empfindungen für Machbuba wollte er verheimlichen, weil er vor Lucien's Eifersucht Angst hatte, und sie durch die fingirte Gleichgültigkeit und Grausamkeit gegen seine Sklavinnen sicher zu machen hoffte, „Je suis Turc, mon ange," versicherte er Lucie. Ach nein, er war niemals in seinem Leben weniger ein Türke gewesen, als grade damals, wo er

türkische Kleidung trug, und Machbuba liebte, denn grade durch sie lernte er jene Ausschließlichkeit der Hingebung kennen, die sich ganz in einem Wesen konzentrirt, und die recht eigentlich die Bedingung der wahren Liebe ist. Ein Türke war er weit mehr in Europa gewesen, als jetzt an Machbubas Seite. Auch verschenkte er ja bald die anderen Sklavinnen, und nur an ihr, an ihr allein, war ihm alles gelegen. Auch jene Geringschätzung der Frauen, die Achtung und Verehrung für die Mutter nur ausgenommen, sollte Lucien schmeichelhaft sein, und sie sich dadurch in der ihr zugetheilten Mutterrolle recht wohl fühlen und befestigen. Die Versicherung endlich seines Altwerdens war gleichfalls eine List, um sie zu beruhigen, denn, obgleich über fünfzig, sah Pückler weit jünger aus, und war eine glänzende, herrliche Erscheinung, und er wußte sehr gut, wie leicht es ihm noch immer wurde, die Herzen der Frauen zu erobern.

Er hielt es für nöthig in seiner Diplomatie der Furcht — denn anders können wir es nicht nennen — fortzufahren. So schrieb er an Lucie den 14. Februar 1838 vom todten Meere: „Mein Koch ist ein Araber, Ibrahim, leidlich, und sich auch täglich bessernd. Ein junger Mohrendiener, der für die bloße Kost dient, (die mir in den Staaten Mehemed Ali's nichts kostet) agirt als Gehülfe auf der Reise. Einen ähnlichen Knaben hat der Graf (Graf Tattenbach, Pückler's Reisegesellschafter und Sekretair) als Diener Außerdem versehen den Dienst der inneren Appartements meine vier sehr gut dressirten Sklaven, von denen der kleine Neger Haman, den ich Dir bestimme, der possirlichste ist. Alle vier sind aber höchst gutartig, und wohlgezogen. Machbuba, das älteste Mädchen, ist mein eigentlicher Kammerdiener, und verläßt mich fast nie bei Tag und Nacht, gleich einem treuen Hunde. Die kleine Ajamé, erst zehn Jahre alt, werde ich wahrscheinlich bald verschenken, weil sie das kalte Klima Europa's nicht vertragen kann, wegen einer

schwachen Brust und zu delikaten Konstitution der Abyssi-nierin. Farek ist mein Page. Das Gefolge beschließt Mu-hamed, Aga, der Kawaß des Gouvernements, der als Reise-marschall agirt.“ Pückler wollte Lucie gewöhnen, seine Sklaven als einen Theil seiner Menagerie anzusehen, und für nichts eiter. Konnte ihm das gelingen?

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Machbuba. Leidenschaftliche Stürme. Verhandlungen zwischen Pückler und Lucie über Machbuba. Erster Brief Machbubas.

Lucie antwortete zuerst scherzend, Pückler spiele ihr den schlimmsten Streich, den Krokodillen, Antilopen und Giraffen nachzujagen, wie pechrabenschwarzen Barbarinen die Cour zu machen.

Pückler dagegen schrieb an Lucie aus Aleppo, den 25. Juli: „Machbuba ist die beste Seele, die man finden kann, und mir attachirt wie eine Tochter ihrem Vater, und ein allerliebster, schwarzbrauner Mameluk dazu, in ihrem roth und weißen Kostüm mit Gold gestickt und Cachemir um den Kopf und die Taille gewickelt. Die letzteren sind freilich nicht sehr prächtig, aber in Europa immer recht anständig. Ich bin überzeugt, daß Du das sanfte, gehorsame und hübsche arme Ding sehr lieb haben wirst. Der Rabenschwarze ist dagegen ein kleiner Diavolo, der hart behandelt werden muß, aber von Karakter sehr gut geartet. Diesen übergebe ich Deiner Erziehung, und behalte nur meinen weiblichen Mameluken für mich, der sich selbst meinen treuen Susannis [1]) nennt, und es auch ist — ich meine als dienende Seele."

Lucie war unterdessen die angedrohte Verpflanzung des orientalischen Harems auf das Muskauer Schloß sehr bedenklich geworden. Sie fürchtete das Gerede, den Skandal; ihr Stolz war verletzt und sie wollte nun mit Energie auftreten; sie schrieb

[1]) Susannis hieß ein Hund Pückler's.

Pückler daher wie folgt: — „O, mein abrütirtes Lind, ich beklage Dich herzlich. Als wilde Taube, erwärmt und groß gepflegt von Schnuckens Hand und Brust, so flogst Du aus: doch in Tigerblut hast Du getaucht Dein Schnäbelchen und Dein zart Gefieder! Geh' — mache mich nicht todt mit solcher Art, bevor noch der wirkliche Tod mich erlöst vom schweren Wechselgang des Lebens."

„Ueberhaupt, Du liebes Herz von ehedem! Stimme Dich herab oder herauf zu meinem Flehen!"

„Einmal um Deinetwegen, und dann auch um meinetwillen. Denn Du verstehst wohl: es ist der Bannstrahl ausgesprochen über Deine Alte; ganz ausgesprochen, und von Muskau für immer, willst Du das ausführen, was Du drohst! Sieh es nicht als prüde Widerspenstigkeit meinerseits an, wenn ich die türkische Sitte nicht mit mir vereinbart finde, denn außer für meine Ehre und Anstandsgefühl habe ich dafür zu sorgen, daß die Freundin, welche Du so hoch stelltest, die eigentlich die Mutter Deiner Wahl gewesen, mit Würde bis zuletzt in den Verhältnissen stehe, die sich mit den Deinigen verflechten! Wenn ich mich gleich nur blutend losmachen würde, so habe ich kein Begehren nicht, Dir Gesetze und Entbehrungen vorzuschreiben. Ich bescheide mich daher dahin, wo mich meine Vernunft, meine Liebe und Ergebung, und das Aufhören von allem hinweist! Weit mehr, mein Lou, wünsche ich indessen zu Deinem Heil, daß Du nicht etwas thust, was bei der Tendenz, die einmal allgemein die dermalige ist, Dir Mißbilligung, ja eine Art Reprobation zuziehen könnte, die Dir doch bitter zu tragen sein möchte. L'homme sensé ne laisse point apercevoir ce que l'imprudent découvre, et ce que le fou affiche. Hierin liegt eine große Lebensregel, und wage ich so viel meine Gedanken, meine liebende Warnung hier auszusprechen, so erkenne mich nicht vom eigenen Vortheil geleitet, sondern glaube mir, bei Gott, daß ich zu allem resignirt bin, und

nur Dich hier vor Augen habe. Meine auch nicht, daß ich's aus dem falschen Gesichtspunkt betrachte. Selten hat mich der Takt oder die innere Stimme getäuscht, welche mich den Nachtheil ahnen ließ, der für Dich aus dieser oder jener Sache entspringen konnte. Du würdest aber hier das bon mot oder das Originelle desselben theuer bezahlen, was Du da aufgestellt! Sensation und Aufsehen liegt in dem Wort schon: das ist richtig, doch was Einige belachen würden, das dürfte von den Besseren nicht als Dir angemessen, nicht als ehrenwerth erklärt werden, und Dich selbst zuletzt fatiguiren, wie alles Auffallende, was nur schwer auf den fällt, der es souteniren soll! Mein Herzenslou, ich fürchte sehr Dir zu mißfallen, denn ich errege doch durch meine Vorstellungen ohne Frage Mißbehagen! Als wahre Freundin bin ich Dir Aufrichtigkeit schuldig, und mir selber, mich nicht herabzusetzen, denn als was Anderes würde ich gelten, als für eine Aufseherin jenes Etablissements? Verdamme mich nicht, lies und handle nach dem Prinzip der Lebensregel. Willst Du aber ein Wüstling scheinen, und ihn affektiren, so muß die Schnucke weichen, so muß die Schnucke fliehen. So ist es."

Dieser Widerstand versetzte Pückler in große Unruhe. Er antwortete Lucie aus Aleppo, den 30. September 1838 wie folgt:

„Deine Klagen über mein langes Ausbleiben bekümmern mich zwar in mehr als einer Hinsicht, das heißt für Dich wie für mich selbst, da die Sache aber nicht zu ändern ist, so sage ich nichts weiter darüber als: habe noch ein wenig Geduld, und auch dieser Kelch wird vorübergehen. Beunruhigender für mich ist ein anderer Theil Deines Briefes, auf den ich mit der größten Herzlichkeit und zugleich (wie immer) Aufrichtigkeit, aber weitläufiger als gewöhnlich, einen solchen Gegenstand betreffend, antworten muß. Du schreibst, daß Du Muskau verlassen müßtest, wenn ich meine Sklaven mitbrächte, und nimmst mit Deiner Dich oft wie mich irre

leitenden Phantasie eine Ansicht von der Sache, die ein Phantom statt der Wirklichkeit vor Dir aufsteigen macht.“

„Für's Erste weißt Du schon, daß diese gefürchteten Sklaven sich nur auf ein einzelnes Mädchen reduziren, welche mich in Mannskleidern begleitet. Du meinst, ich habe diese Begleitung, um den Wüstling zu spielen! Du lieber Gott, Du denkst in diesem Augenblicke an mich, wie ich dreißig Jahre alt war — heute bin ich so alt geworden in Aussehen und Wesen, daß jeder nur die größere Bequemlichkeit einer weit sorgfältigeren Dienerin darin sieht, weil eine Sklavin und ein Frauenzimmer in dieser Hinsicht mehr leisten als zwei freie männliche, ja die Sorgfalt eines solchen Wesens gar nicht durch gemiethete Diener ersetzt werden kann. Wenn sie gut geartet sind (und Machbuba ist das beste und liebevollste Herz in ihrer Sphäre) und gut behandelt werden, so attachiren sich diese Schwarzen auf eine in Europa kaum je stattfindende Weise, was in ihrem hülflosen Zustande liegt; denn hier kann man seine Sklaven eben so ungestraft tödten als seinen Hund. Dieses arme Mädchen also liebt mich nicht par amour, aber sie betrachtet ihre ganze Existenz als zu mir gehörig, so wie sich selbst mein Geschöpf, so daß sie niedergeschlagen und in tausend Aengsten ist, wenn sie nur ein paar Tage von mir getrennt bleibt. Ueberdem hat man ihr in früherer Zeit so viel Unsinn von Europa in den Kopf gesetzt, daß sie die Europäer in ihrem Lande nicht viel anders als wie die Menschenfresser ansieht, und nur unter meinem Schutze, wenn gleich halb zitternd, zu der Reise dahin Muth gefaßt hat, mich hundertmal beschwörend, daß ich sie nie von mir lassen möge, was ich ihr halb lachend, halb gerührt eben so oft versprochen habe. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich dieses Versprechen nicht hielte, ich ihr Herz brechen würde, und dies ist bei ihren Landsleuten keine Kleinigkeit, die augenblicklich Hand an ihr Leben legen, oder am Kummer wie die Fliegen sterben, wovon ich hier so viele Beispiele gesehen

habe, die in Europa niemand für möglich halten würde. Es wäre also eine Grausamkeit, die Dein eigenes gutes Herz gewiß am wenigstens zu verlangen fähig ist, wenn ich dieses arme Geschöpf verstieße; was aber das Gerede darüber betrifft, so wiederhole ich, daß ich in die Kategorie getreten bin, wo es eben so wenig verschlägt, daß Machbuba mich bedient, als man es meinem Onkel Curt Callenberg verdachte, der mich mit seiner Gemahlin besuchte, und dennoch die Frau seines Kutschers in seiner Stube schlafen, sich von ihr als Kammerdiener bedienen, und auch einen Tag um den anderen rasiren ließ! Uebrigens wenn es des Mannes Ehre nichts verschlägt, daß seine Frau einen Kammerdiener hält, so sehe ich nicht ein, warum der Frau Ehre darunter leiden sollte, wenn der Mann eine Kammerjungfer hat, um so mehr, wenn Mann und Frau beiderseits den Sechzigern von verschiedenen Seiten nahe sind, und in solchen Verhältnissen zu einander stehen wie wir. Wirklich, gute Schnucke, das ist eine Ueberdelikatesse, die — sei nicht böse — an's Ridicüle streift, um so mehr da dies schwarze Geschöpf durchaus nicht als eine Maitresse en titre auftritt, wie zum Beispiel Fräulein Hähnel im Hause Deines Herrn Vaters neben seiner Gemahlin (was allerdings hart war, und doch niemand vermochte Deinen Vater für einen Wüstling anzusehen), sondern als eine exotische mitgebrachte Merkwürdigkeit, eine Sklavin und eine gute Dienerin für einen alten Invaliden.“

„Du würdest mir entsetzlich Unrecht thun, gute Schnucke, wenn Du glaubtest, daß in den von mir geäußerten Argumenten die mindeste Bitterkeit oder Leidenschaft liege. Ich appellire damit bloß an Dein Herz und Deinen klaren Verstand, damit Du nicht einer Pointillosität, die mir vollkommen gehaltlos vorkommt, das Schicksal eines armen, hülflosen Wesens opferst, das Du selbst lieb gewinnen wirst, ehe vier Tage vergehen, und dessen ganze Existenz Dir dann so unbe-

deutend und doch von so großem Comfort, ja Nutzen für mich vorkommen wird, daß Du selbst eingestehen wirst, eine Mücke für einen Elephanten angesehen zu haben. Ueberdem habe ich mich so an sie gewöhnt, und sie ist so gut in meinen Dienst aller Art eingesetzt, daß, alles Andere abgerechnet, ich sie auf das Härteste entbehren würde, und da sie, die anspruchsloseste und unbedeutendste Kreatur auf der Erde, die europäische Augen überdem weit eher häßlich als hübsch finden werden, Dir auch nicht im Mindesten im Wege sein kann, so wäre es eben so hart mich zu zwingen sie zu entbehren, als wenn ich Dir aus irgend einer Caprice oder einseitigen Ansicht früher hätte zumuthen wollen Deine Madeline wegzuschicken. Also sei vernünftig, liebe Schnucke, und liebevoll wie immer auch in diesem Punkte. Ich stehe Dir dafür wenigstens, daß Machbuba Dir nie einen Schatten von Mißvergnügen geben wird, und daß auch nicht ein einziger Mensch, so albern er auch sein möchte, die mindeste nachtheilige Meinung *auf Dich* deshalb übertragen kann, weil ich eine schwarze Sklavin zu meiner Bedienung aus Afrika mitgebracht habe, und *meiner* Reputation als Wüstling wird diese ehrliche schwarze Seele eher nützen als schaden; denn ich habe sie zum Christenthum bekehrt, und gedenke, wenn Du mich ferner deshalb quälst, eine große Ceremonie heiliger Taufe vom Bischof Eylert in Potsdam vornehmen und den ganzen Hof zu Gevatter bitten zu lassen."

Lucie mochte fürchten, zu viel gesagt zu haben; sie lenkte deshalb ein. So schrieb sie ganz liebevoll: „Ich will Dich nicht von heitren Tagen abrufen und von Freuden, aber von dem Orient wende Dich ab — und wenigstens, nähere Dich wieder der heimischen Stelle. Warum denn schreibst Du mir so selten? Bist Du nicht gnädig mehr der ältesten Deiner Sklavinnen, zwar nicht von schwarzem Stamme, doch mit

dem Vorrecht, Dir gehörend, daß sie des Lindes[1]) Mutter gewesen, es geliebt, gepflegt, wie niemand, und ehrt und achtet, und unterworfen bleibt Deiner liebenswürdigen Macht und Güte bis in den Tod, oder bis Du sie zurückstößest von Dir."

Dann erklärte sie ganz ergeben und unterwürfig, sie wolle durchaus nicht seinen orientalischen Gewohnheiten und Neigungen Zwang anthun, er solle nur den Schein vermeiden, der gegen die europäischen Sitten verstoße. „Wie sollte ich", schrieb sie, „eine Susannis nicht selber lieben, und in herzlichsten, treusten Schutz nehmen. Mein türkischer Shalreichthum war ihr in der Minute bestimmt, als ich las, im ersten Briefe von Aleppo, als Du den meinigen noch nicht hattest, es mangle ihr daran. Nur mit Art und Weise, theures Herz; das ist das Einzige warum ich bitte, und nichts affichiren, denn dies gerade ist Stein des Anstoßes, und überhaupt unziemlich, wenn man in seinem Benehmen und in seinen Handlungen Würde und Anstand zeigen soll. Dies aber ist das Gebot der reiferen Zeit, für Jeden, auch für Dich, mein Lind." In mehreren folgenden Briefen behandelte sie denselben Gegenstand in demselben Sinne mit eindringlichen Worten, sehr ruhig, sehr verständig, sehr entschieden. Und doch ist kaum anzunehmen, daß Lucie so sehr nur eine Weltfrau gewesen, daß ihr einzig an dem Gerede der Leute, an dem öffentlichen Aergerniß etwas lag. Nein, in dem Verlaufe des Briefwechsels zeigte ihr weiblicher Scharfblick ihr gewiß, daß es sich um das Phantom des Harems gar nicht mehr ernstlich handle, wohl aber, daß Pückler's Herz weit mehr als er es auszusprechen wagte, Machbuba gehörte. Natürlich wurde eine Verständigung dadurch immer schwerer. Luciens

[1]) Pückler unterschrieb sich in seinen Briefen an Lucie zuweilen „Dein Lind", was noch mehr Zärtlichkeit ausdrücken sollte, als wenn er sich „Dein Kind" genannt hätte.

Versicherungen, daß sie Machbuba schon lieb habe, fruchteten wenig, natürlich auch wurden ihre Vorschläge, die Schwarze müsse, weil dies angemessener sei, nicht als seine, sondern als ihre Kammerfrau eingeführt werden, von Pückler zurückgewiesen, denn er meinte nun, um sie als Kammerfrau zu verwenden, dazu sei sie doch jetzt einmal durch die erhaltene Erziehung und Stellung nicht mehr passend; dagegen könne Lucie sie als ihre Gesellschaftsdame um sich haben, und er freue sich schon auf das Aufsehen, welches die schwarze Gesellschafterin der Fürstin Pückler in Berlin machen würde. Das konnte Lucie wenig beruhigen. Pückler schickte aus Antiochia ein Portrait von Machbuba, das dort gemacht worden war, oder vielmehr die obere Hälfte, da er den unteren Theil, den er unähnlich fand, abgeschnitten hatte. So, meinte er, solle sich Lucie eine Vorstellung von der armen schwarzen Seele machen, die ihn jetzt pflege, und schloß dann herzlich: „Gute Schnucke, sieh mit Güte auf Deine und meine Sklavin, so wie auf Deinen Sklaven Lou.“ Lucie nahm dies mit der graziösesten Liebenswürdigkeit auf. „Nicht Deine Schnucke müßte ich sein,“ antwortete sie, „wenn ich nicht Deine treue Sklavin liebte — das glaube mir, mein Lou! Ich nehme aber Dein Theilungsgeschenk von ihr an, und auch das Deiner Freiheit! Ja, beide seid Ihr jetzt mein Eigenthum, das ich bis in den Tod von ganzem Herzen will umfassen, mit allem was Zuneigung und Treue gewährt.“

Wenn Pückler durch so freundliche Worte sicher gemacht wurde, so war das ein großer Irrthum. Jedenfalls gab er sich gern dem angenehmen Eindruck hin, und hoffte den Sturm beschworen zu haben. Er schrieb Lucie, in der Hauptsache seien sie ja nun über Machbuba einig, und beschrieb wie diese über die gütigen Aeußerungen der Fürstin glücklich sei. Seit Machbuba genug italienisch gelernt, daß er sich mit ihr über alles unterhalten könne, sei Lucie der beständige Gegenstand ihrer Gespräche; er habe ihr erklärt, Lucie heiße

Schnucke, und sei zuerst seine Mutter, dann seine Sultanin, dann seine Schwester und sein Bruder, und sein bester Freund in der Welt, ihr Wunsch und Wille sei zuletzt auch immer der seinige, und so würde Machbuba nur zwei Herren in der Welt haben, ihn und Schnucke. Die gute Machbuba faßte das auf wie ein Evangelium, und als Pückler ihr einmal verwies, daß sie jemand nicht mit gehöriger Ehrerbietung behandelt habe, erwiderte sie feierlich: „Ho due padroni solamente, tu e Schnucki, altri niente [1].“ Das gute Kind freute sich auf Europa und auf Lucie in harmlosen Gefühlen, und hatte gewiß keine Ahnung von den europäischen Verwicklungen, die sie zwischen Pückler und Lucie hervorrief.

Lucie erklärte sich für gerührt und entzückt von der Beschreibung, die Pückler Machbuba von ihrem Verhältniß gemacht. „Ich wünsche keine andere Inschrift auf meinem Grabe als diese“, schrieb sie ihm, „und ich liege Dir dafür zu Füßen, mit einer Thräne, welche aus dem Herzen tief hervordringt, Dich anblickt — und zum Himmel steigt. — Mein liebstes, mein einziges Glück auf Erden, ich erkenne, ich schätze Dich aus innerster Fülle und Empfindung.“

Mit solchem Weihrauch hatte Lucie in ihren Briefen Pückler nur allzu oft verwöhnt, die überschwänglichen pathetischen Phrasen sollten ihn ihrer glühendsten Hingebung versichern, bald unterschrieb sie sich „Deine Getreue und Sklavin aus Wahl,“ bald drückte sie den sehnsüchtigen Wunsch aus, seine Knie noch einmal zu umfangen und mit ihren Thränen seine Füße zu netzen, aber zuweilen erschöpfte sich das Gefühl schon halb in diesen Ergüssen, und doppelt stach es ab, wenn sobald es ein wirkliches Lebensverhältniß galt, Lucie ihrem Freunde so heftig und hartnäckig entgegentrat, und seinen Willen nach dem ihrigen lenken wollte. Pückler, obgleich selbst

[1] Ich habe nur zwei Herren, Dich und Schnucki, keine anderen!

zur Herrschsucht geneigt, gab gewöhnlich zuletzt nach, aber ungern und mißvergnügt.

In Bezug auf Machbuba waren Pückler und Lucie nicht aufrichtig gegen einander: er verbarg ihr, wie sehr er Machbuba liebte, wie innig er wünschte, sie nach Muskau zu bringen, Lucie dagegen verbarg Pückler, wie wenig sie Machbuba liebte, und wie wenig sie wünschte, sie in Muskau zu sehen.

Pückler, während er so jugendlich fühlte, schilderte sich beeifert Lucien beständig als sehr gealtert, er sei noch der Alte, aber zugleich auch leider dabei ein Alter geworden. Dies verdrieße ihn, da er früher nur damit gespaßt habe, nun aber aus der Sache Ernst geworden sei. Daß er beinahe so braun geworden sei als Machbuba, verschlüge nichts, aber die Runzeln, und die Nase, die das Kinn erreiche, und die rothen geschwollenen Augen, und die durch das Tragen des Fez fast ganz ausgegangenen Haare.

Machbuba war unterdessen gerührt von der Gnade der Fürstin, die Pückler ihr lebhaft vorstellte, und sie studirte mit erneutem Eifer das A b c, um sich mit der gütigen Herrin verständigen zu können. Sie lernte außer Sprachen auch weibliche Arbeiten, und zeigte in allem eben so viel Fleiß als Intelligenz.

Pückler, dem doch unheimlich war, Lucien gegenüber zu verschweigen, was ihn am meisten erfüllte, schrieb den 25. Februar aus Burnabat über Machbuba: „Sie fängt wirklich an eine auffallende Tournüre für eine Abyssinierin zu bekommen, und da sie sehr elegant gewachsen, und als Schwarze auch im Gesichte hübsch ist, dabei gut und ehrlich wie wenige Europäerinnen, so bin ich fest überzeugt, daß sie nach einem kurzen Aufenthalt mit Dir, körperlich und geistig von Dir zugestutzt, die originellste und Dir angenehmste dame de compagnie bilden wird, die zu finden sein kann, und ich will sie Dir, wenigstens für eine geraume Zeit, auch

so gut wie ganz überlassen. Nur bitte ich, dafür zu sorgen, daß sie sich in niemand anders verliebt, was mir sehr fatal sein würde, denn jetzt ist sie ihrem alten Abu (Vater) noch sehr herzlich attachirt, schon durch Gewohnheit, weil sie mich wie ein treues Hündchen nie verläßt. — Mit großer Freude entnehme ich aus Deinem Briefe, daß Du künftig alles thun willst, was ich und wie ich es will. Ist das wirklich der Fall, so begleitest Du mich in Jahr und Tag nach dem Orient, wo Du das Leben Dir verlängern, und ganz anders genießen wirst, als in dem ekelhaften Europa, wohin ich — Dich ausgenommen — auch nicht das geringste Heimweh mehr fühle."

Aber auch Lucie wurde nun aufrichtiger. „Gott sei dafür", schrieb sie an Pückler, „daß Du ein Barbar wiederkehrst, und die orientalische Grausamkeit in irgend einer Farbe hier auftragen möchtest! Das brächte mir den physischen und moralischen Tod bei, denn mehr als jedes, was Dich ziert, was Dich auszeichnet, war es Deine Milde, Dein liebevoll zartes Wesen, was mich anzog. Ich sterbe also in Verzweiflung meines Gefühls, bist Du ein böser, ein harter Lou geworden: und aus Schwäche der irdischen Form ziehst Du Schreck und Angst, die Erschütterung wilder, gewaltsamer Szenen über mein durch Gram und Alter gebeugtes Haupt zusammen. O Lou, o sonst mein Lind, wehe Dir, wehe, wenn ich nicht den Engel von ehemals wiederfinde. Deiner tannière würde ich dann bald entflohen sein — das versteht sich; doch den unvergleichlichen Eindruck, das Bewußtsein dessen aufzugeben, was ich von Dir gehalten, erkannte und so tief verehrte, das unfehlbar würde mir das Herz brechen."

Pückler dagegen versicherte, sie mache sich eine ganz falsche Vorstellung, sie wähne ihn zum Tyrannen geworden, aber anstatt eines feurigen Despoten werde ihr ein mürber, halb lebenssatter Alter entgegentreten. Ob das ihre Ergebenheit sei, daß sie drohe, seine tannière zu verlassen,

ob sie denn das Vertrauen in ihren alten Lou verloren? Er suchte sie liebenswürdig zu beruhigen; sie sollte sich keine Einbildungen machen über sein geändertes Wesen, und sie selbst, je älter sie aussehe, je besser werde sie ihm gefallen, weil er selbst alt sei. Und seine Phantasiebilder gebe er eben so leicht auf, als er sie fasse, er sei plus facile à vivre que jamais.

Lucie aber litt nur immer mehr und tiefer; daß Pückler verlangte, sie solle „die kleine Dame aus Nubien", wie sie Machbuba nannte, in ihren Salon einführen, empörte sie. Sie gestand, Pückler läge ihr wie eine glühende Kohle im Herzen; wenn sie an ihn denke, sei es wie eine Wunde. Aeußerlich suchte sie sich zu fassen, aber in ihrem Inneren wogte und stürmte es. Alles Orientalische wurde ihr zuwider; den ihr zugedachten Negerknaben wollte sie nicht haben. Dringend bat sie Pückler, er solle um alles in der Welt nicht in der türkischen Kleidung zurückkehren, die ihn auch älter machen müsse, und ihm nicht gut stehen könne, er möge in der Tracht erscheinen, wie sie ihn ehemals gekannt, sonst könne sie vor Schreck sterben. Sie beschwor ihn auch, daß ihr erstes Wiedersehen allein und ungestört stattfinde; über Machbuba möge er vor der Hand noch nichts beschließen, sie wolle sie erst kennen lernen, nur nicht im ersten Augenblick sie sehen, da nur Pückler allein, weil in ihrer „Andacht" für ihn sie nichts zerstreuen dürfe. Später wolle sie auch gewiß gut und liebenswürdig und antheilvoll für Jeden sein.

Als ewiger Kontrast zwischen allen diesen Verhandlungen zweier Europäer voll moderner Weltbildung stand die ursprüngliche Frische und Naivetät des dunklen Naturkindes, dessen dankbares Gemüth sich mit ganzer Liebe an seinen Herrn und an seine künftige Herrin anschloß. Sobald Machbuba einige Fortschritte im Lernen gemacht hatte, bat sie demüthig der Fürstin schreiben zu dürfen, und diktirte Pückler wörtlich den 15. April 1839 aus Burnabat: „Molti compli-

menti umilissimi di Machbuba alla sua buona Padrona, bacia la mano alla Principessa, va venire subito, e pensa notte e giorno al piacere che avrà di vedere e di mettersi ai piedi della sua graziosa Padrona. Dice ancora che il suo Abu (padre) adesso sempre buono. Machbuba" [1]). Die Unterschrift machte sie selbst, zum erstenmal in ihrem Leben, ein feierliches und wichtiges Ereigniß für sie. Lucie schickte ein buntes Bildchen und einige freundliche Worte als Antwort. Für jede solche Bezeigung war Pückler Lucien herzlich dankbar, und versicherte sie, daß ihn die Gewißheit verjünge seinen vierundfünfzigsten Geburtstag mit seiner alten Schnucke gemeinschaftlich zu feiern. „Zur guten Stunde sei es gesagt", fügte er hinzu, „et que Dieu bénisse le vieux couple, die Zweieinigkeit, Schnuckerle. Dein unterwürfiges Lind."

[1]) „Viele unterthänige Komplimente von Machbuba an ihre gute Herrin; sie küßt die Hand der Fürstin, wird bald kommen, und denkt Tag und Nacht an das Vergnügen, das sie haben wird ihre gnädige Fürstin zu sehen und sich ihr zu Füßen zu legen. Sie sagt auch noch, daß ihr Abu (Vater) jetzt immer gut ist. Machbuba."

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Graf Renard will Muskau kaufen. Pückler's Freude darüber. Luciens Verzweiflung. Briefe von Lucie. Verkennung. Machbuba.

Noch ein für Pückler wichtiges Ereigniß ist zu nennen, das sich zutrug, bevor er Konstantinopel verlies. Ein Herr von Muschwitz, ein intimer Freund und Faktotum der Carolath'schen Familie, wandte sich an ihn, und wollte eigends nach Konstantinopel kommen, um Pückler zu sprechen, und ihm im Namen des Grafen Renard, eines der reichsten Herren in Preußen, den Antrag zu machen ihm Muskau zu verkaufen.

Kein Augenblick konnte günstiger gewählt sein, um Pückler hiefür geneigt zu finden. Nach dem vieljährigen freien Umherstreifen, nach den herrlichen Gegenden und Klimaten, die er kennen gelernt, war es ihm oft etwas beklommen, wenn er an das Kiefersandland seiner Heimath dachte, und Muskau schwebte ihm wie ein Gespenst vor. Auch Machbuba, die schöne, geliebte Machbuba, deren zarte Gesundheit sich wenig für den kalten Norden zu eignen schien, paßte am besten in den Orient. Der Gedanke auf die Dauer an Europa gefesselt zu bleiben, erbitterte ihn zuweilen beinahe. Die ewigen Geldsorgen, die wie ein Damoklesschwert stets über ihm hingen, einmal ganz los zu werden, betrachtete er als eine Befreiung. Die Schriftstellerei, die ihm so bedeutende Summen eingebracht, seinen Geist so angenehm angeregt hatte, sie war ihm hauptsächlich durch Luciens Einwirkung, die ihm zuletzt sogar geschrieben,

sie müsse ihn als Autor hassen, gründlich zuwider geworden, und er erwiederte ihr, er habe seine Feder, in Konstantinopel angekommen, für immer in den Bosporus geworfen. Nun in Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit seinen Lebensabend zubringen zu dürfen, war alles was er wünschte. Graf Renard bot für den herrlichen Besitz 1,300,000 Thaler, und wollte alle Schulden, Renten und Pensionen, die darauf standen, übernehmen, und den Rest, der für Pückler verbliebe, etwa eine halbe Million, baar auszahlen.

Freilich sollte Pückler dafür den Sitz seiner Väter, und vor allem seine eigene Schöpfung aufgeben, aber bei seiner Künstlerseele lag für ihn der Schwerpunkt weit mehr im Schaffen, als in der Freude an der Vollendung. Noch wenige Monate zuvor hatte er sich hierüber wie folgt ausgesprochen: „Wer kann denn zur Vollendung kommen auf dieser Welt? Kamen es etwa Alexanders oder Napoleons, oder selbst Christus Pläne? Kam es irgend ein Mensch, oder irgend ein Volk, oder irgend ein Land? Nur kleine und gemeine Dinge werden fertig, die Bestrebungen großer und poetischer Ideen nie. Im Schaffen liegt hier der Werth und der Genuß, das Leben Gottes selbst, das All mag vollkommen sein, aber vollendet ist es nie. Denn es geht vorwärts im Wechsel ohne Ende in Ewigkeit. Ich armer Wurm bin freilich nur ein winziges Ameisenpoetlein, aber doch ein solches, und darum ist die materielle Vollendung meiner Pläne wahrlich mein geringster Kummer.“ Dazu kam noch, daß seit der Veröffentlichung seines Gartenwerkes, in welchem er gewissermaßen alles im voraus idealistisch vollendet sah, was auch nur zur Hälfte in der Wirklichkeit auszuführen ihm unmöglich gewesen wäre, sein Werk sich wie von ihm abgelöst hatte, und ihn lange nicht mehr so reizen konnte, wie jede neue Aufgabe künstlerischer Thätigkeit.

Er ging also auf die Verhandlungen ein, die der Käufer einstweilen verschwiegen gehalten wünschte, und da Pück-

ler Luciens Aengstlichkeit und Unruhe bei solchem Anlaß fürchtete, so wartete er bis man zum einem vorläufigen Einverständniß gekommen war, um seiner Freundin davon Mittheilung zu machen. In früherer Zeit hatte sie mehrmals ihm beigestimmt, daß der Verkauf von Muskau unter den bestehenden Verhältnissen das beste sei, und außerdem hatte sie ihm viele hundertmal versichert, daß sie nur in ihm lebe, daß ihr Glück nur in dem seinigen bestehe, daß sie sich ihm in allem unterwerfe, daß sie sich sogleich vom Thurme stürzen würde, wenn es seine Glückseligkeit erfordere, daß sie seine Dienerin, seine Magd, seine freiwillige Sklavin sei; deßhalb hoffte er, sie würde seine Freude theilen.

Das war nun freilich ganz anders. Lucie war mit Muskau wie verwachsen, in den vielen Jahren von Pückler's Abwesenheit hatte sie dort als Alleinherrscherin gewaltet, und sich, da sie die Gegenwart ihres Freundes entbehren mußte, um so fester, um so inniger an sein Werk angeschlossen, das gewissermaßen ihren Verkehr mit dem Entfernten vertrat und fortsetzte. Hier lebte sie in seinen Gedanken, hier wirkte sie fort in seinem Geiste. Und dieses Muskau, das sie poetisch mit einem Blüthenkranz auf grünen Sammt gestreut verglich, sollte sie auf ewig verlassen. Eben hatte sie manche Veränderung und Verschönerung im Schlosse vorgenommen, und neue Anlagen gemacht, um Pückler bei seiner Ankunft damit zu überraschen, und zu erfreuen, bei dieser Ankunft, die so lange der Traum ihrer Phantasie gewesen — und nun sollte das alles sich nicht erfüllen! Auch war Lucie weit aristokratischer in ihren Anschauungen als Pückler; daß er seine Standesherrschaft, die der Glanz der Familie war, um Geld dahingeben wollte, fand sie entsetzlich, fand sie eine Schmach und Entwürdigung. Dabei schien ihr der Verkauf Muskau's auch schon deshalb nicht nothwendig, weil Pückler's Einkünfte während seiner Abwesenheit bedeutend

zugenommen hatten, was sie ihm freilich bisher noch nicht mitgetheilt hatte.

Unglücklicherweise traf es sich so, daß während Pückler den 6. August 1839, von Konstantinopel aus, Lucien von der Sache in Kenntniß setzte, diese sie schon einige Tage vorher von anderer Seite erfuhr, und nun wie von einem Blitzstrahl getroffen wurde. Sie war in Verzweiflung, weit mehr als sie es jemals durch Pückler's Untreuen gewesen war. In aufgeregter Leidenschaft wollte sie das Unglück, wie sie es nannte, um jeden Preis verhindern. Dazu sollte kein Augenblick verloren werden. In fieberischer Hast schrieb sie — es war den 26. Juli — vier Briefe, ziemlich gleichen Inhalts, aber doch variirt durch das fluthende Gefühl, an Pückler, die sie an verschiedene Orte schickte, damit wenn der eine ihn nicht erreiche, doch der andere in seine Hände käme. Es hatte etwas Tragisches diese alternde Schloßherrin, die Dreiundsechzigjährige, zu sehen, die in pathetischem Schmerz das stattliche Schloß mit den Ahnenbildern und dem Pückler'schen Wappen, die ernsten hundertjährigen Eichen, die blühenden und grünenden Gärten, die im herrlichsten Sommerschmuck prangten und dufteten, weinend betrachtete, und in düstere Klagen ausbrach.

Von Luciens vier Briefen möge hier einer vollständig stehen, um ihre Stimmung und Gefühlsweise zu bezeichnen. Sie schrieb: „Es ist das drittemal, daß ich Dir an dem unglücklichsten Tage meines Lebens, heute, den 16. Juli, schreibe. Doch ich habe mir, in meinem unsäglichen Schmerz und Weh, geschworen, daß ich keine Gelegenheit Dich zu erreichen, versäumen will, für den Fall, daß solche die erste wäre.“

„Mehr todt als lebendig, und abgestorben zum Theil für das, was mir im Leben an Hoffnung und Besitz das Allertheuerste gewesen, theile ich Dir den Eindruck nur schwach mit, den ich über die Nachricht empfing, daß Du

Dein herrliches, Dein einziges Muskau verkaufen willst! O mein Freund, wie bethört bist Du; welche unselige Verblendung hat sich Deiner, und Deines klaren, sonst überlegenen Verstandes bemeistert! Bist Du wirklich so von Gott und seinem Beistande verlassen, daß Du Dein schönes prächtiges Eigenthum, mit so viel Glanz und Ansehen verbunden, von Dir schleuderst! und dies grade in dem Augenblick, wo nicht Hoffnungen, aber eine wirkliche reiche, segenüberströmende Realität für Dich eintrat! Welcher Geist des Verderbens hat Dich dahin geleitet, einen solchen Schritt zu thun, ohne Dich mit einem wahren Freund an Urtheil und Einsicht zu berathen, ja wahrlich, ohne nur, nachdem Du fünf Jahre, fünf traurige Jahre und mehrere Monate entfernt warst, und die Sachlage Dir völlig entrückt ist, Dich zu erkundigen — doch was Du hörtest, Dir nur die gerechtesten Erwartungen geben konnte, um alles hier auf's befriedigendste und zusagendste für Dich zu finden! Aus dem Schritt, den Deine Käufer thun, Dich so weit aufzusuchen, — und vor Deiner Rückkehr alles abzuschließen, muß Dir ja hell einleuchten, daß sie die gewichtigsten Gründe haben, daß Du die Wahrheit gar nicht wie sie ist, ergründest. Denn Muskau ist seinen früheren Anschlägen nach, um die Hälfte, und mehr als solche, im Werth gestiegen! Wie kannst Du daher so verblendet sein, so von dem allertraurigsten Wahne irre geleitet, ohne Vorfrage mit Deinen Geschäftsleuten nur eine Handlung zu begehen, die die wichtigste zwar Deines ganzen Lebens sein wird, und solche nun mit so unbegreiflichem Leichtsinn ausgeübt, auch die Qual und die Beschämung Deiner ganzen Zukunft ausmachen wird. Ich will nicht von mir reden, die Du in einen Abgrund von Gram und Kummer für den armen Lebensrest bringst: Wäre ich nur lange eine

kalte Leiche und Asche, ehe ich diesen Jammer erlebte! Diesen Mangel an Vertrauen, und dieses eigentliche Auflösen durch so schwere Kränkung der innigsten mir werthesten Bande von Zuversicht, von Glauben an Dich: O ja, wäre ich nur in dem Grabe, das nun ein fremdes, ein ungeweihtes nur, durch Liebe und Treue sein wird. Aber Du, wohin strebt Dein in Vorurtheil befangener Sinn? Denkst Du denn nicht, daß Du den Glanzpunkt Deines Lebens hier aufgiebst mit der Stelle, welche Deine schönsten Bestrebungen enthält? In diesen Anlagen, die unermeßlich schön geworden, liegt der edelste Geist, der sie leitete. Deine Jugendkraft, Dein zeitliches Gut, alle, jede Hoffnung und unermeßliche Opfer wurden dieser großartigen Idee gewidmet, die nun alle ein Rauch, ein Nebel geworden. Doch nicht nur was Du geschaffen, und so segensvoll gedacht, das wirfst Du mit schauderhafter Inconsequenz ab, gerade als es den höchsten Punkt erreichte, aber die Ehre, das Ansehen dadurch einer beneideten, und beneidenswerthen Existenz. Und warum, weil Du von der fixen Idee wie besessen bist, Du könntest noch von der längst überstandenen Noth etwas wieder erfahren, — oder weil Du in Deinen Jahren von heterogenen Plänen befangen — und um Deine Freiheit zu begründen, die Dir hier niemand geraubt hätte, in eine fremde ferne Welt wie ein irrender Ritter zu ziehen, nirgends heimisch zu sein und nirgends einer wirklich Dir befreundeten Seele anzugehören wünschtest."

„O unselige Phantasie und Hang, alles was Du einmal erworben hast, zu mißachten. So wirfst Du das Höchste, das Einzige ab, und einige elende Summen sollen Dich schadlos halten. Die geben Dir Muskau niemals wieder, Deinen Stand, Deinen damit verbundenen Namen, Glanz, und das heilige Andenken eines Besitzes, seit

200 Jahre in Deiner Familie, ausgestattet mit allem was einen verständigen Mann befriedigen, ja beglücken konnte. Meine Gedanken verwirren sich. Fieberhitze durchglüht meine Adern, und wenn mir nicht eine höhere Macht beisteht, so gehe ich unter."

„Und dies, sei versichert, nicht weil ich mein eigenes Wohlsein verloren fühle, sondern das Deinige, welches Du von allem Rath und vom Himmel wie losgesagt, wegwirfst! O, daß es nicht zu spät wäre, und die Schlangen, die Dich umkreisen, noch nicht am Ziel wären! Mein einzig Geliebter, dann höre auch die, die wie eine Löwin um ihre entrissenen Jungen schreit. Nimm Vernunft an! Versündige Dich nicht an Deiner Lieblingsneigung, an Deiner Wohlfahrt. Um Gott, so kehre doch zurück, und sieh hier, wie der Wohlstand Dir lächelt, die wahren Quellen eines ehrenvollen, geachteten Daseins! Und sollte es Dir nicht behagen, dann zweifle nicht, daß es Dir heute gar leicht werden wird, eine Besitzung zu veräußern, die in solchem Flore ist. Mahle Dir indessen das Bild Deiner Zukunft in seiner richtigen Stellung! Nirgends wirst Du angehörend sein, und alle Verheißungen von Befriedigung, die Du Dir machst, werden zerrinnen. Niemand wird auch Deinen Entschluß billigen, und nichts als den Wahn einer irrig gekränkten Eitelkeit darin suchen, oder ein trauriges Ringen nach einem Ruhm, der Dir zwar geworden, den Du jedoch, wenn Du ihn unablässig verfolgen willst, und nichts anderes mehr, mit Schmerz und Hohn gar bald zurückweisen wirst, weil die Bahn, die Du selbst einst eröffnet, von Tausenden nach Dir betreten, ein Handwerk wurde. Ja zweifle nicht, in Qual und Dir selbst geschaffener Last und Noth wirst Du den Rest Deines Lebens verbringen. Und nicht nur für spätere Tage, für den Moment, welcher unendliche Freuden im Wiedersehen und Wiederfinden in sich trug, versäumst Du hier und überall nur Liebe und Begierde Dich

wiederzusehen, nur Trieb, Dir Ehre und Achtung zu erweisen, ach, und ich die Beklagenswertheste, was habe ich an Dir verbrochen, daß Du mich so getäuscht, daß Du mir für so viel Liebe, für so viel in Angst verlebte Tage, für eine Hingebung, die der Beruf meines ganzen Lebens mir erschienen, ein solches Wiederfinden mir bereitest, solche Betrübniß, solchen unersetzlichen Verlust über mich herbeiführest."

„Ist Mitleid in Deiner Seele, und bist Du nicht eine ganz veränderte Natur, den Barbaren gleich, womit Du zuletzt gelebt, ist noch eine Spur von Pietät, von Glauben in Deiner Brust, von Verständigkeit und Gemüth in Deinen Empfindungen und Deinem Urtheil: dann verstoße mich in meinem Flehen nicht! Erhöre meine Bitte, und höre auf meine Warnungen."

„Verschone mich aber, wenn Du auf Deinem Sinn beharrst, mit jeder Rechtfertigung einer Handlung, die mehr dem Wahnsinn gleicht, und Grausamkeit an Dir selber ausübt, mehr als jemals auszusprechen wäre. Was nicht wieder gut zu machen ist, das würde ich nur bis zu meinem letzten Athemzuge beklagen."

„Und dann entschuldige meine Vorstellungen, die Dir vielleicht hart vorkommen werden. Ich durfte indessen nicht meine Gesinnung, wie die der übrigen Alle, Dir verbergen, denn könnte ich heute mit meinem Leben, was ich befürchte, abwenden, ich würde es thun, und ich würde Dir hiermit gerne den Beweis geben, daß mir nichts zu werth, um es Deinem wahren Glück zu opfern — und solches damit zu erkaufen, nicht aber der blinde Wahn, oder eitle Traumbilder, die sich nur zu bald in Jammerszenen verwandeln müssen."

„O ärmster, abüsirter Freund, ich neige mein Haupt zu Deinen Füßen, ich schwöre Dir nochmals, daß ich nur Dein Wohl vor Augen habe, und sage Dir nochmals mit heißer, namenloser Liebe: Wäre ich Dir je Etwas, und meine Stelle in Deinem Herzen nicht auch ein Phantasiebild, so

folge meinen Winken, und kannst Du es nimmer, so weise mir bald den Raum an, wo auf mein trauriges, verfehltes Dasein die letzte Scholle den Schleier zieht."

„Deine ganz trostlose, ganz gebeugte, ja Deine unglückliche Freundin L."

Eine außerordentliche Uebertreibung kann diesem leidenschaftlichen Erguß schwerlich abgesprochen werden. Ein anderer Brief — vom 26. Juli — beginnt mit den Worten: „Ich schreibe, den zehnfachen Tod im Herzen." Später heißt es darin: „Ich fühle, daß mich Wahnsinn umweht, wenn ich dies Ergebniß erleben soll." Und dann weiter: „Ich winde mich in Staub zu Deinen Füßen, und ich beschwöre Dich um Gottes Barmherzigkeit willen, tritt zurück, wenn es nicht schon zu spät ist. — — Du schlägst mir und Dir selbst eine ganz unheilbare Wunde, und auch wie schmerzlich lohnst Du der Treue, mit der ich Dich geliebt, für Dich nur sorgte — für Dich und diesen Erdenfleck allein existirte — ihm alles, auch das Letzte, opferte. Schauder rieselt durch meine morschen Glieder, daß solcher Leichtsinn, so thöricht vorgefaßte Meinung, ganz unhaltbare Gründe, Dich so weit brachten und einen Raub, einen willenlosen Raub Deiner Phantasie werden lassen." Am Schlusse sagt sie: „Mein Andenken wird nie mehr ein Segen für Dich sein, und der Mangel an Vertrauen, den Du mir hier bewiesen, er wird sich nie verwischen können. Niemals wirst Du, nachdem Du so alles, was ich von Dir erwarten konnte, so getäuscht, durch meine Erinnerung Ruhe finden. — O grausames, hartes Herz, in welches Elend bringst Du uns beide, und hätte ich doch, was ich erfahren, was mich so vernichtet — nicht mit ansehen müssen. Mein Gott, mein Gott, noch ist es Zeit, noch nimm mich zu Dir, bis ich unter dieser Schmach über Dich, und dieser Todesangst erliege. — Wiedersehen, schreckliches Wiedersehen, ohne Freude, ohne Ruhepunkt, daß Du mir es so zubereitet!

Noch einmal, mein Schöpfer, ich flehe Dich an: erleuchte ihn, oder nimm mich noch in dieser Nacht der Fiebergluth zu Dir. — Was bleibt mir noch, ein Leben, worin alle Gefühle, aller Glauben, alle Hoffnung gebrochen wurden und verletzt. So, so hast Du Dir und mir geraubt, was das irdische Leben am Vorzüglichsten, am Erlesensten uns gewährte — und ich sehe Dich mit Zagen, mit einer Schuld behaftet, gegen Dich selbst, die nichts mehr vertilgen kann. Zürne nicht, ich weiß wohl, was ich fühle, aber sagen kann ich nichts mehr, denn ich bin verloren, denn ich weiß nun was zeitlich sterben heißt."

In einem anderen Briefe desselben Datums erklärt sie ihren „Abscheu" vor der Sache, und wünscht weit lieber, der Tod hätte sie getroffen, als der Schlag dieser namenlos, gränzenlos unglücklichen Nachricht. Dann bricht sie in die Klage aus: „O mein Grab, mein nun geächtetes Grab!" Pückler ruft sie zu, er würde nun ein Heimathloser, ohne Asyl auf Erden sein, ein Bejammernswerther, der nicht ruht, bis er das Schöne und Gute zerstört, so wie er es hat. Dies sei sein Fluch. Er jage einem Phantom nach, einer hohlen, phantastischen Idee von Freiheit, die ihm in Muskau niemand beschränke, und dem Gespenst des Ruhms als Schriftsteller, das ihn nur necken und täuschen würde, wenn es sein einziges Erdenstreben sei.

Hiemit hatte die erbitterte Frau ihre Beredtsamkeit der Verzweiflung noch nicht erschöpft. Pückler hatte Lucie zuweilen im Scherz eine Pulvertonne genannt; hier war sie es im Ernst. Den folgenden Tag, den 27. Juli schrieb sie ihm schon wieder einen acht Quartseiten langen Brief. „Bloß wirst Du stehen in Ehre, durch dieses unwürdige Entäußern," heißt es darin, „des Gutes, das Dir das Schicksal angewiesen, ungeachtet im Kreise aller derjenigen, die über das was Du thust, richten können, und verdammt von Deiner Familie, von Jedem, der Anspruch an Deine Hülfe, Deine

Güte, Deine Fürsorge hatte. Mich bringst Du um in dieser That, die hassenswertheste, die Du je verüben konntest, und die Dich so tief, so tief herabsetzt, weil keine Ursache, kein Motiv auf Erden, das Dich entschuldigt, Dich dazu zwingt. Aber nicht nur, daß Du mich zertrittst, der Du aufgelegt nur Dich, und Dich in diesem Ort, an dieser Stelle zu lieben, für welche ich alles, was ich besaß, geopfert, und nur dafür gelebt, nicht um meines Unglücks willen, auf der weiten Erde kein Herz mehr sein nennen wird, der erbärmlich und einsam stehen muß, wohin nicht Plan, nicht gereifter Wille, aus Bedacht und Besonnenheit, führte, aber in der Irre, heimathlos, ein Geächteter, durch sein eigenes Verschulden, fremden Boden mit den Thränen seiner Reue, und dem Angstschweiß seiner Stirne netzen wird. Halte es nicht für übertrieben, dies schaudervolle Bild! Nur zu wahr, denn solche Schuld rächt sich selber. Und das Leben, was Du bisher führtest, von Wilden, von Mördern umgeben, wie Du mir selbst von Deinem Diener schriebst, der jahrelang mit dem Gedanken Dich umzubringen umging — solche Umgebung wird an Deiner Seite stehen, und Dir kalt und herzlos einst das müde Auge zudrücken! Meines, das wirst Du nicht sterbend und segnend schließen! Ich weiß es noch nicht, wie ich Deinen Anblick würde ertragen können! Deinen Anblick, der mir geträumte Seligkeit war, für welche ich den letzten Blutstropfen gern hätte fließen lassen! O, der Noth, der Trostlosigkeit, die sich nun zwischen uns drängt! Glaube mir, ich wünschte, ich wäre nie geboren worden, denn ich muß irre werden an Deinem Gefühl, irre werden an Deinem Verstand! Was Du hier gestrebt und gelebt, ist also nur kindische Laune, Eitelkeit, Wahnsinn es gewesen! Gräßlicher, ganz kalter Egoismus! — — Kann es Dir willkommen, oder eine Beruhigung erscheinen, ich will nie wieder Deine Freiheit durch meine Gegenwart hier beschränken. Leicht wäre es möglich, daß Du lieber ganz

allein, ganz für Dich, in der Zukunft lebtest, und ich erfahre darin keine Kränkung, ich finde nichts Unnatürliches darin, aus manchen Gründen! Unverändert würde ich dennoch dieselbe für Dich bleiben, und Deinem Willen hierin auch unterworfen sein. Aber zerfleische mein Herz nicht mit der Vorstellung, daß alles, was ich hier gestiftet, wofür ich lebte: Dir entzogen, und bei Deinem Leben in andere Hände, als in die Deinigen gerathen soll. Dies ertrage ich nicht, und bist Du fähig mich so unsäglich zu betrüben, so hast Du nie meiner Liebe Werth verstanden, dann sprich nur das Sterbewort über mein irdisches Dasein, und alle unsere Verhältnisse aus."

Wer so schreibt, muß sich sehr unglücklich fühlen; gewiß war Lucie, der in ihrem Alter solcher Gram nahte, zu beklagen, aber Pückler war es auch. Darum, daß er andere Auffassungen von seinem Glück und seiner Ehre hatte als sie, daß er sich nach Freiheit und Unabhängigkeit sehnte, daß er endlich die Schulden und Geldverlegenheiten los sein wollte, die ihn von früher Jugend an nicht mehr im Leben verlassen, darum verdiente er die wilden, harten Vorwürfe nicht, die ihm gerade von dieser Seite, wo er am meisten Verständniß beanspruchen durfte, am schmerzlichsten sein mußten. Es war wie ein Dämon, daß er immer und immer verkannt werden sollte! War es doch so dem kleinen Hermann schon im väterlichen Schlosse ergangen, wie hatte der strenge Vater den Jüngling mit bittern kränkenden Vorwürfen überhäuft, wie ungerecht und haltungslos die Mutter ihn behandelt! Und nun war es die langjährige Gefährtin, die wie eine Furie auf ihn losfuhr! Nein, er verdiente das nicht. Er war nicht hart und grausam und gefühllos, und er litt durch diese erbitterten Anklagen.

Machbuba blickte mit ihren großen, fragenden Augen zu ihm auf, betrübt ihn traurig zu sehen, ohne zu wissen weshalb; wie stach ihre sanfte zärtliche Hingebung gegen Luciens leidenschaftliche Heftigkeit ab! — —

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Luciens Reise nach Teplitz. Fürst Wittgenstein. Luciens Audienz beim König Friedrich Wilhelm dem Dritten. Ihr Brief an den Fürsten von Metternich. Pückler an Lucie. Fernere Verhandlungen über Muskau. Abreise von Konstantinopel. Donaufahrt. Erkrankung an der Cholera. Pesth. Wiedersehen. Luciens gerichtliche Protestation gegen den Verkauf von Muskau. Rücknahme der Protestation. Zärtlicher Abschied.

Nicht bloß in ihren vulkanischen Briefen tobte Lucie ihren Kummer aus; sie wollte auch handeln, entscheidend eingreifen. Sie raffte sich auf, und reiste sogleich nach Teplitz ab, um anderen mächtigen Einfluß für sich zu gewinnen. Nicht nur, daß sie Pückler beschwor, vom Verkauf von Muskau abzustehen, sondern sie wollte auch ihrerseits den Verkauf eigenmächtig verhindern. In Teplitz sprach sie ihren alten Freund, den Fürsten von Wittgenstein, klagte ihm ihr Leid, und stellte ihm vor, daß man um jeden Preis versuchen müsse, Herrn von Muschwitz in seiner Reise aufzuhalten damit unterdessen die Zeit gewonnen würde, daß Pückler die abmahnenden Briefe erhielte, und neuen Ueberlegungen Raum gäbe. Wittgenstein selbst schrieb auf der Fürstin Andringen an Pückler, ihm den freundschaftlichen Rath ertheilend, Muskau zu behalten, eine durchaus unstatthafte Einmischung, um so mehr, da Pückler gar nicht so freundschaftlich und vertraut zu ihm stand. Lucie erbat sich eine Audienz beim König Friedrich Wilhelm dem Dritten, der in Teplitz seinen Badeaufenthalt machte. Auch ihm brachte sie ihre Klagen

10*

vor, und stellte ihm ihr Unglück beweglich vor Augen. Daß, wie Manche behaupteten, sie vor dem König ihre Haube vom Kopf gerissen, ihre grauen Haare gezeigt und ausgerufen habe: „Majestät! Ich bin eine Bettlerin!" wird von ihr selbst und von Anderen in Abrede gestellt. Sie schrieb über ihre Audienz beim König aus Teplitz den 31. Juli 1839 an Pückler:

„Der Fürst (Wittgenstein), dieser Mann, der wirklich das Bild der wahren Lebensweisheit ist, und ewig zu preisen, weil er sich jedes Bedrängten annimmt, der Fürst zeigte mir so seine Denkweise, und in diesem Moment, wo ich den König sprach, äußerte mir dieser eine Theilnahme, die bei seiner ganzen Art und Weise für dieselbe Gesinnung zeugte, und außerordentlich war. Er sagte mir, es sei alles geschehen, um mich zu beruhigen, und er hoffe und wünsche von Herzen, daß es nicht zu spät wäre, und Du noch zu rechter Zeit die Nachrichten bekämest, das Unglück zu verhüten." —

Lucie schrieb auch an den Fürsten von Metternich, ihn bei dem Andenken seines verewigten Freundes, ihres Vaters, des Staatskanzlers von Hardenberg, auffordernd, alles was er an mächtigen Mitteln besäße, aufzubieten, um Herrn von Muschwitz auf seiner Reise aufzuhalten. Dieser Brief wurde durch einen Königlichen Feldjäger sogleich nach Wien befördert.

Als Pückler in Konstantinopel Luciens ersten Schmerzensschrei erhielt, antwortete er ihr den folgenden Brief, dem man trotz allen Unmuthes ruhige Mäßigung und sogar liebevolle Gesinnung nicht wird absprechen können:

„Liebste Schnucke."

„Ich erstaune über einen Brief voll wirklich halb wahnsinniger Klagen über ein Ereigniß, das wir hundertmal als das vortheilhafteste was uns begegnen könnte besprochen, was von jeher jeden Tag mein innigster Wunsch gewesen,

und was nun, als es endlich, wie ich mir schmeicheln darf, mit nicht geringer Geschicklichkeit von meiner Seite, auf das glänzendste realisirt ist — Dich in eine ganz unbeschreibliche, und für mich eben so schmerzliche als keineswegs liebevolle Verzweiflung setzt. Ich bitte Dich also inständig, der Vernunft Gehör zu geben, und mir Deine Ergebenheit und Liebe auch da zu zeigen, wo ihr wahrer Probirstein stattfindet, nämlich nach meiner und nicht nach Deiner Ansicht in einer Sache zu verfahren, die doch wahrlich mich am nächsten angeht, abgerechnet daß sie Dir wie mir in jeder Hinsicht den höchsten Vortheil bringt. Gott im Himmel, wenn ich im vierundfünfzigsten Jahre noch so am Gängelbande laufen soll, und für einen Narren angesehen und quasi von Dir erklärt werden soll, weil ich nach einem langen stets von Unsicherheit und Ungewißheit gequälten Leben endlich alle Güter, die einem vernünftigen Menschen theuer sein können: Sicherheit, Unabhängigkeit, Ruhe und ein festes, nicht prekaires und bedrohtes Vermögen durch eigne Anstrengung erlangt habe — dann wäre ich wirklich höchst beklagenswerth. Daß ich, den unsäglichen Weitläuftigkeiten einer solchen Mittheilung zu entgehen, sie Dir verschwieg, war aus zwanzig Gründen das Angemessenste, was ich aus Liebe zu Dir, und um Dir alle die kleinlichen weiblichen Bedenklichkeiten und Quälereien zu ersparen, thun konnte, die bei Deiner großen Leidenschaftlichkeit immer zu befürchten waren. Da wir aber längst die Sache, und immer als wünschenswerth besprochen hatten, so glaubte ich eher, nach dem ersten kleinen Schreck, den Dir jede jählinge Veränderung leicht erregt, auf eine freudige Ueberraschung, wobei ich allerdings in Anschlag brachte, daß meine große und vollständige Befriedigung, meine Herzenszufriedenheit, von der endlich eine so lang getragene Kette wie eine Centnerlast abfällt — Dich beruhigen und erfreuen würde. Meine früheren Arbeiten in Muskau bedaure ich

keinen Augenblick, diese waren Schaffensdrang, und das nun so weit als eigentlich möglich Vollendete hat jetzt, um es blos und immerwährend anzuschauen, nicht den mindesten Werth noch Genuß für mich. Ich athme endlich frei, und fühle dadurch ein neues Leben, eine neue Jugend in mir; könntest Du mich zwingen Muskau zu behalten, so würdest Du mich wahrhaft und hoffnungslos unglücklich machen. Mein schlimmster Feind könnte mir nicht Härteres anthun, und ich beschwöre Dich daher vorsichtig zu Werke zu gehen, und mir durch unzeitige Klagen und aufregenden Lärm keine Schwierigkeiten und Verdruß in einer Sache zu bereiten, bei der ich schon gebunden bin, und die, wenn ich dies nicht wäre, mein fester, unwandelbarer Wille ist. Ich schicke Dir in Abschrift den Brief an Dich bei, den ich an Bethe geschickt, um ihn Dir in Wien zu übergeben, wo Du mir schriebst, daß Du Ende August eintreffen würdest, und wo Du an den Detailunterhandlungen theilnehmen solltest, damit in allem Deine Wünsche zugleich mit den meinigen befriedigt werden könnten. Ich bitte Dich nun, da Du vor der Zeit (und wie die Erfahrung lehrt zu Deinem und meinem Verdruß und Kränkung) unterrichtet worden bist, Bethe selbst mit nach Wien zu nehmen, oder wenigstens mit ihm zugleich dort zum 20. September einzutreffen, wo ich ebenfalls daselbst anlange."

„Einige Ueberlegung nur, und Deine Liebe zu mir, wenn sie nicht ganz herrschsüchtiger und eigensinniger Natur ist, werden Dich hoffentlich nicht nur beruhigen, sondern Dir an der endlichen Realisirung meines sehnlichsten Wunsches auch einige freundliche Theilnahme einflößen, und die unermeßlichen Vortheile einsehen lassen, die uns daraus erwachsen! Aber davon sei fest überzeugt: Ich habe Muskau nie geliebt, sondern nur geduldet, und den traurigen, elenden Zustand daselbst nur durch die gänzliche Hingebung an die Passion der Anlagen zu paralysiren gesucht. Ich habe es

im Grund der Seele auch nie schön gefunden, und nie wiedergesehen ohne die größte Unbefriedigung, und mit dem steten bangen Vorgefühl alles Unangenehmen was mich dort erwartete."

„Wenn ich Heimweh fühlte, war es nach Dir, nicht nach jenem Besitz, und immer noch verkümmert durch die Gedanken an das über unserem Haupte schwebende Schwert. In diesem Augenblick geht es in dieser Hinsicht in Muskau vielleicht etwas besser — traue darauf, und das nächste Jahrzehnt bringt vielleicht gänzliche Vernichtung!"

„Es ist wirklich sehr hart für mich, in dem was mein ferneres Lebensglück bedingt, **von Dir** solche Opposition zu finden, und wo ich so lachende und nun keineswegs mehr imaginaire Pläne auf die Zukunft gebaut! Hier stehen wir wirklich an einem bedenklichen Scheidewege, laß uns doch ja nicht einer rechts, die andere links gehen. — An Dir ist es mir zu folgen, selbst wenn ich es wäre, der den linken einschlüge, was doch eben so wenig der Fall ist, als daß Nachts die Sonne scheint."

„Das Unglück ist: daß Männer von der Vernunft, Weiber vom Gefühl geleitet werden. Du hast Dich neuerdings ausschließlich mit Muskau beschäftigt, um es mir angenehm zu machen. Deswegen erfüllt es jetzt Dein ganzes Herz und Seele. Ginge es temporair schlecht, wie zufällig jetzt gut (das heißt leidlich), und drohten Kündigungen mit eiskalter Hand, ohne sichere Aussicht ihnen zu begegnen — Du würdest mich segnen und bewundern, so glücklich den Knoten gelöst zu haben! Ich habe die Aeußerung aus Deinem Munde gehört:

„Das größte Glück für Dich wäre eigentlich, Muskau „vortheilhaft zu verkaufen, aber es ist eine Chimaire, der „Käufer findet sich nicht."

„Hatte nicht Rother dazu den speziellsten Auftrag, und Du den, ihn fortwährend dazu anzufeuern?"

„Wirklich, liebe Schnucke, Du zeigst Dich hier sehr schwach, und als Jemand der nicht weiß was er will, und der selbst den, welchen er am meisten zu lieben, für den er nur zu leben betheuert, in das Prokrustesbett spannen will, dessen Dimension momentale Laune bestimmt. Hast Du nicht immer sehnlich eine eigne, unabhänge Landbesitzung gewünscht, in einem schöneren Lande als das des Sandes und der Tannzapfen? Nun Du es haben kannst, ziehst Du das glänzende Elend, den ärmlichen Reichthum in der Wüste, das blasse Muskau, und das Dasein unter der steten Fuchtel obskurer und impertinenter Staatsbeamten vor! Welche Inkonsequenz! Es gehört wirklich meine ganze, auf Fels gebaute Liebe für Dich dazu, um hier nicht alle Geduld zu verlieren, ja an Deinem Verstande wie Deinem Herzen irre zu werden. Eine Verzweiflung und ein Geschrei ohne vernünftigen Grund und Anlaß kann nicht rühren, man kann es nur bedauern, und wenn man den Gegenstand, der sich so überjugendlich leidenschaftlich benimmt, nicht über alles liebte und ehrte, könnte es erbittern."

„Also, meine gute alte Schnucke, bleibe die Alte, die Liebende, und wenn Du Deine Vernunft nicht erwecken kannst, die Ergebene. Jede andere Rolle wird Dich und mich bodenlos unglücklich machen, denn ich bin nie in meinem Leben zu etwas fest entschlossner gewesen, als zum Verkauf von Muskau. Auch ist die Hauptsache bereits abgeschlossen, und für alle Details nach Deinen und meinen Wünschen finden wir einen ganz noblen, gentlemanartigen Mann in unserer Gegenpartei (denn Käufer und Verkäufer sind immer eine Art Gegner) im Grafen Renard."

„Ich habe Muskau für eine Million dreizehnhunderttausend Thaler verkauft, ein enormer Preis, um so mehr, als, nachdem alle Lasten und Sorgen von uns abgefallen sind wie durch einen Zauberschlag, der Rest, zwischen 5—600,000 Thaler, baar ausgezahlt wird,

und nur die Gelder, von deren Zinsen die Pensionsrenten gezahlt werden, auch noch 2—300,000 Thaler, vor der Hand auf Muskau stehen bleiben, und augenblicklich bei jeder Erledigung ausgezahlt werden müssen."

„Wer Muskau's Qual 30 Jahre lang getragen wie ich, wer Muskau durch und durch kennt wie ich, der müßte wirklich wahnsinnig sein, wenn er ein solches Geschäft ausschlüge, das dahin zu bringen wahrlich keine zu verachtende Diplomatie bedurft hat."

„Also nochmals, meine theure Schnucke, verfitze Dich nicht in ein Labyrinth, aus dem Du nie den Ausweg finden würdest, sondern folge Deinem herrschenden Wolf als ergebene, gehorsame Schnucke blindlings, seine Freude, seine Zufriedenheit zu der Deinigen machend."

„Vor allem also, wenn Du bereits aus der Schule geschwatzt haben, oder irgend etwas Unpassendes gethan haben solltest, sattle sogleich um, laß Dich nicht durch schlechten, egoistischen Rath, den Dir Dieser und Jener in Hoffnung eignen Vortheils geben könnte, zur Untreue an Deinem besten Freunde verleiten, und erkläre überall, der Verkauf von Muskau sei ein falsches Gerücht, damit mir nicht auch noch die Familie auf den Hals fällt. Daß wir übrigens nun auch ganz aus den Klauen dieser kommen, ist ebenfalls nicht einer der geringsten Vortheile des Verkaufs, das glaube mir. Bisher waren wir Sklaven rechts und links, jetzt sind nur wir beide da, mächtig, sicher, frei, reich, envers et contre tous. Blinde Frau! gehe in Dich, und folge Deinem Heiland, und Dein Glaube wird Dir helfen."

„Dein sehr glücklicher Lou."

„P. S. Sei doch nicht so geringschätzend für mich, zu glauben, daß Muschwitz oder irgend jemand mich bei dieser Sache influirt, und glaube auch, daß gerade nur so gute Konjunkturen in Muskau (als Du mir eigentlich absichtlich

verheimlicht hast, die ich aber durch Schefer erfuhr) den Verkauf zu solchen Bedingungen möglich gemacht haben. Glaube ferner: weit entfernt, uns als heimathlos zu bedauern, wird man uns tief beneiden, und die neue, vielleicht ehrenvollere Heimath wird bald gefunden sein. Welche Ehre habe ich denn von Preußen? Mein Ansehen habe ich selbst begründet, und nicht Muskau hat mich, sondern ich Muskau bekannt gemacht. Auch Lord Byron verkaufte sein Stammgut im undankbaren Vaterlande, und starb größer in Griechenland, als auf seiner Hitsche als Landjunker. Niemand hat ihm dies je verdacht."

„Ich habe Deinen Brief, ohne ihn zum zweitenmal zu lesen, verbrannt, damit er mir kein böses Blut mache. Er ist vergeben und vergessen, aber ich beschwöre Dich, sende mir keinen ferneren dieser Art, nachdem Du meinen unabänderlichen Willen kennst. Ich bin Dein Lind, aber kein Kind. Ueberhaupt, gute Schnucke, fehlt es Dir etwas an großen Ansichten, Du hängst zu sehr an der Scholle. Du vermagst nicht einzusehen, daß etwas Großartiges darin liegt, sein halbes Leben an einer Sache sich geplagt zu haben, und sie dann mit der vollkommensten Gleichgültigkeit (wirklicher, und nicht blos aus Eitelkeit vorgegebener), hinzugeben und zu verlassen. Die Welt aber erkennt das, weil sie in Masse stets poetisch ist, und nach diesem Maßstabe wird sie mich beurtheilen, in so weit sie überhaupt auf meine Unbedeutendheit Rücksicht nimmt. Mein persönliches Ansehen wird durch diese Begebenheit weit mehr steigen als fallen, wie Dich die Zukunft bald belehren wird. Aber fände auch das sichere Gegentheil statt, so würde ich mich dennoch wegen der Erlangung weit soliderer Güter überentschädigt halten, und mir Glück wünschen. Mein Gefühl ist jetzt das eines im Gefängniß Vergessenen, der endlich Gottes Sonne in Freiheit wiedersieht. Du scheinst nie den tiefen Abscheu, den ich vor meiner Lage in Preußen fühlte, recht gefaßt zu haben,

o gleich ich mich genug darüber ausgesprochen und meine stete Abwesenheit, mit freiwilligem Ungemach aller Art verbunden, Dich hinlänglich darüber hätte belehren können. Die Reisen waren, wie die Anlagen, ein Mittel zum Vergessen, und beide haben mir sonderbarerweise die einzige Renommée gegeben, deren ich theilhaftig geworden bin, wie die Perle, welche die Menschen schätzen, nur die schmerzliche Krankheit der Muschel ist! Gott gebe, daß ich künftig die gesunde Kraft habe, aller ferneren Renommée, aller Ambition vor den Menschen zu glänzen, aufrichtig zu entsagen, und nur an Freundeshand das Glück zu suchen, jetzt, wo die Bedingnisse da sind, um es finden zu können — und ich hoffe dies. Treibe mich nicht weiter nach Ehre, gute Schnucke, denn das ist die einzige gefährliche Klippe, treibe mich vielmehr nach dem Hafen der Ruhe und Vergessenheit, wo allein das wahre Glück des Alters, und vielleicht selbst der Jugend, gefunden wird. Wir haben jetzt ein größtentheils disponibles Vermögen von 800,000 Thalern, wovon $^2/_3$ baar, ohne Verbindlichkeit gegen irgend jemand, frei wie der Vogel in der Luft unser Nest zu bauen, wo es uns gefällt. Ich habe nie geahnt, daß Gott noch so gnädig mir zuletzt die Welt bescheeren würde, und wir verdienten in den Abgrund gestoßen zu werden, wenn wir diese wahrlich unverdiente Gunst nicht mit Glückseligkeit erkennten, denn zufrieden und froh zu sein ist der der Gottheit würdigste Dank. Der Himmel erleuchte Dich, verirrte Schnucke, verlaß aber die Muskauer Oede je eher je lieber, damit der Zauber gelöst werde. Sprich nun mit Bethe, da Du alles weißt, und verlange von ihm meinen Brief an Dich. Schnucki, sei lustig wie

Dein Lou."

Die Schritte, die Lucie rechts und links in Teplitz unternommen, waren Pückler noch weit empfindlicher als die Vorwürfe, die sie ihm unmittelbar gemacht, und er schrieb

ihr darüber aus Konstantinopel, den 18. August 1839, wie folgt:

„Liebe Schnucke.“

„Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr kränkt es mich, daß Du uns so unnützerweise vor den bedeutendsten Personen, und einem großen Theil des Publikums en spectacle gegeben, und lächerlich gemacht hast, Dich durch eine désespoir de Jocrisse (da sie nur auf einem Phantom Deiner Einbildungskraft beruhte) mich, indem Du mich als einen Menschen ohne Vernunft und gesunden Menschenverstand, als einen wahren Unmündigen dargestellt hast, der die Beute des ersten besten Avantüriers werden muß, der sich vornimmt, ihn anzuführen. Wie gut muß mich dies dem Könige, dem Fürsten Metternich rekommandiren! und die rasende Idee, den Fürst Metternich bei der Freundschaft Deines Vaters zu beschwören, den Herrn von Muschwitz auf seiner Reise aufzuhalten!! Du siehst übrigens, daß man dies alles nur ruhig angehört hat, um Deinen exaltirten Zustand zu schonen, daß der Fürst Metternich niemanden aufgehalten hat, und daß der Fürst Wittgenstein mir den nichtssagendsten Brief geschrieben hat, der als eine wahre Satyre in seinem Munde gelten kann, und dem es deutlich an der Stirne steht, daß er ihn nur schrieb, um Dich mit sanfter Manier los zu werden, und indem er mir dies zu verstehen giebt, sich bei mir wegen seiner Einmischung entschuldigt.“

„Ich wiederhole es, die Verirrung in Deinen Jahren, und bei der Welterfahrung und Menschenkenntniß, die Du doch endlich besitzen solltest, ist mir völlig unbegreiflich.“

„Wie viel diskreter hat sich hier Bethe benommen, der von allem längst unterrichtet war, das ganze Geschäft bereits in Händen hatte, und dennoch, seiner Instruktion fest getreu, selbst gegen Dich bei der gewaltigen Krise nichts davon verlauten ließ. Jetzt, da ich ihn dazu autorisirt habe, Dir alles mitzutheilen, wirst Du erfahren, daß es durchaus

nicht meine Idee war, irgend etwas ohne Dich abzuschließen, sondern Dir nur, da ich Dich besser kenne wie Du mich und Dich selbst, die Sache bis dahin zu verheimlichen befahl, wo die Präliminarien fest besprochen und verhandelt wären, um eben dem unnützen Spektakel zuvorzukommen, das Du jetzt angerichtet, und Dir selbst unsägliche Sorge und Noth à propos de bottes zu ersparen."

„Der Himmel hat es anders gefügt, und ich resignire mich mit meinem alten Motto: que tout est pour le mieux, quand on ne peut plus le changer. Auch will ich Dir keine Vorwürfe von nun an mehr machen, und bitte Dich nur, der Zukunft wegen, Dir wohl zu imprimiren: daß der Grund aller dieser graven Unannehmlichkeiten einzig und allein in dem Mangel zweier Dinge bei Dir liegt:

„1) der ungerechten Beurtheilung meines Verstandes wie meiner Vernunft;"

„2) der unzulänglichen Ergebenheit in meinen Willen."

„Mein Betragen ist durchaus konsequent geblieben":

„Ich habe von jeher Muskau zu verkaufen gewünscht, folglich die Gelegenheit benutzt, die sich dazu darbot."

„Ich habe dies mit der sorgsamsten Vorsicht gethan, ohne mich, bei der scheinbar großen Facilität, weder zu einem unvortheilhaften Verkauf bereden zu lassen, noch mich in irgend etwas zu binden."

„Ich habe Dich nicht davon ausgeschlossen, sondern Dir nur das Geschäft verschwiegen, bis es ganz reif sein würde, und der Augenblick eingetreten, wo man sich endlich wirklich würde binden müssen, und bei diesem Schluß nicht nur gestattet, sondern befohlen, Dich mit hinzuzuziehen."

„Du dagegen hast mir zuerst Muskau's steigende Prosperität verheimlichen lassen, und Dich dann einer närrischen Verzweiflung, mit den wildesten Unternehmungen gepaart, überlassen, weil Du Dir auf ein Carolather Geklatsche hin eingebildet, ich habe mir, wie ein Pinsel, Muskau von

Herrn von Muschwitz in Konstantinopel abescamotiren lassen!!!“

„Wer von Beiden ist hier der Leichtsinnige, Unüberlegte? Wenn Du noch zweifelst, so sei sicher, daß es kein Anderer thun wird. Nun aber Streusand darüber — Du hast einen Rausch gehabt, bist, wie ich zu Gott hoffe, jetzt nüchtern geworden, und wirst als reuige und fidele Schnucke mir wieder entgegentreten, und für das ganze Leben Docilität und Fügsamkeit quand-même geloben. Dann findest Du auch in mir den alten, treuen, liebenden und nachsichtigen, schnell vergebenden und vergessenden

Lou.“

„P. S. Um eine Sache bitte ich noch: suche Deine équipée mit nichts zu entschuldigen. Sage auch nicht, daß sie nur aus Liebe zu mir entstanden sei. Diesmal hast Du nicht aus Liebe, sondern ganz subjektiv gehandelt, und was man liebt und hochachtet — sieht man auch nicht so leicht für debonnair an — abgerechnet, daß eine Liebe mit solchen Resultaten wirklich etwas gefährlich wäre, und zu dem Ausruf veranlassen könnte: Gott schütze uns vor unseren Freunden, die Feinde wollen wir uns schon selbst abhalten. Das größte Zeichen wahrer Liebe von der Frau zum Mann ist Gehorsam und Vertrauen. Jetzt, Drehschnucke, den Friedenskuß“

Der Briefwechsel wurde nun über die Sache fortgesetzt. Lucie wurde mit der Zeit nicht milder und besonnener, sondern stürmte fort in ihren bitteren Vorwürfen; sie sprach Pückler von dem Geld, mit dem er sie verkaufe, sie erklärte, eine solche That könne nur gerechtfertigt sein, wenn man elend genug war, um seine Ehre zu kommen, oder so ruinirt dastünde, seinen Untergang vor Augen zu sehen. Er dagegen stellte ihr vor, daß es thöricht sei, anzunehmen, daß ohne Muskau's magischen Namen mit einemmal Finsterniß über ihn hereinbrechen müsse, als wenn er, wie Peter Schlemihl,

seinen Schatten verkauft hätte; und indem er sie ernst ermahnte, Vernunft anzunehmen, hatte er doch Mitleid mit ihrer Verblendung, wie er es nannte. Sie möge sich beruhigen. fügte er hinzu, daß wenn er auch Muskau verlasse, er darum nicht entwurzelt sei, denn er sei Herr seines Stoffes gewesen, der Stoff aber nicht im geringsten sein Herr. Er wurzle im Geist und in der Phantasie, und die wüßten sich immer und überall die Materie genügend zu formen. In der That machte er schon Pläne von einem Ankauf in schönerer Gegend, wo ein dankbareres Feld für sein Genie sich darböte. Aber was ihn begeisterte, konnte Lucie nicht reizen, die älter den Jahren nach, und älter in ihren Gefühlen, nichts Neues wollte, sondern ihren festen Ruhesitz unverändert zu behalten wünschte, und der die Fesseln, die der Besitz Pückler auferlegte, lieb waren, da sie ihn in seiner Reiselust beschränkten.

Es ist nothwendig, diese Angelegenheit so ausführlich zu behandeln, da sie für Pückler's Beziehung zu Lucie von entscheidendem Einfluß blieb, und ihn trotz aller später stattgehabten Versöhnung einigermaßen enttäuschte über den Grad ihrer Anhänglichkeit und Hingebung, und ihn zu dem Glauben brachte, daß ihre Liebe zu Muskau größer sei, als die zu ihm.

Mit solchen Eindrücken war es, daß Pückler den 25. August 1839 von Konstantinopel nach Wien abreiste, wo das Geschäft mit dem Grafen Renard definitiv abgeschlossen werden sollte, und wo er auch mit Lucie zusammentreffen wollte. Das war für beide freilich nicht das Wiedersehen, wie sie es sich seit vielen Jahren vorgestellt hatten. Muskau, das sie sonst verband, stand wie ein feindliches Gespenst zwischen ihnen.

Pückler fühlte sich unwohl, als er sich in Bujukdere zur Donaufahrt einschiffte; die Sorge und der Verdruß, den ihm Luciens Briefe verursachten, wirkten ungünstig auf seine

Stimmung, das Wetter war stürmisch; in dem ihm ungewohnten Donauklima bekam er eine heftige Erkältung noch dazu. Dies alles zusammen mag dazu beigetragen haben, daß er auf dem Schiffe von der Cholera befallen wurde. Er, der in den fremden Welttheilen so oft dem Tode in's Antlitz geschaut, der ihn durch Klima, Fieber, Pest, Räuber, Blitzschläge, Seestürme, wilde Thiere und Anstrengungen aller Art so vielfach bedroht hatte, und der allen Gefahren glücklich entgangen war, sollte nun noch zum Beschluß auch diese letzte Prüfung bestehen. Er brachte vierundzwanzig Stunden unter den heftigsten Schmerzen zu, während deren man für sein Leben fürchtete. Ein Arzt war nicht auf dem Schiffe. Machbuba stand ihm liebevoll bei. Der Kapitain gab ihm endlich eine starke Dosis Opium, worauf die Krämpfe nachließen. Seine gute Natur überwand die Krankheit. Aber die ermattende Nachwirkung fühlte er noch lange; er war so abgemagert, daß ihm die Ringe von den Fingern glitten. Wehmüthig dachte er nach, wie er sich gekümmert und gegrämt wegen Luciens Briefen, und wie nun beinahe sein Tod der Sache eine andere Wendung gegeben, und den Verkauf von Muskau verhindert hätte. „Wäre ich gestorben,“ schrieb er an Lucie, „so hättest Du es freilich behalten, aber Du wirst es doch so besser für Dich finden, wie ich mir schmeichle.“ Je mehr er sich dem Norden näherte, noch schwach und angegriffen, je mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß er zu der Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit eines wärmeren Klima's bedürfe, und dies war ihm nur ein Grund mehr, sich von Muskau befreit zu wünschen.

Machbuba war aus Angst, ihren geliebten und einzigen Beschützer in der Welt zu verlieren, mit ihm mager geworden. „Es ist bestimmt,“ schrieb Pückler in Betreff Machbubas an Lucie, „sie ein Jahr lang in Pension zu thun, und ich hoffe sie unterzubringen ehe, wir uns wiedersehen, so daß sie Dich in keiner Hinsicht stören wird.“

Lucie war Pückler bis Pesth entgegengekommen. Dort aber erwartete ihn eine neue schmerzliche Enttäuschung. Als er Briefe empfing, eröffnete er auch darunter einen, den er an sich gerichtet hielt, der aber vom Oberregierungsrath Grävell an Lucie geschrieben war. Es ging daraus klar hervor, daß Lucie heimlich, ohne Pückler's Vorwissen, sich an Grävell gewandt und ihn beauftragt hatte, in ihrem Namen gerichtlich Protest gegen den Verkauf von Muskau einzulegen, und darauf hinzuweisen, daß Pückler durch seine Erhebung in den Fürstenstand gebunden sei, Muskau nicht zu veräußern, weil er sich verpflichtet habe, ein Majorat zu stiften. Pückler war tief verletzt, und erblickte in Luciens Benehmen geradezu einen Verrath. „Ich verzeihe ihn,“ schrieb er an Lucie, „aber ihn zu vergessen liegt nicht in meiner Macht. Es ist die letzte und bitterste Enttäuschung meines Lebens. — Ich nehme sie indeß mit vollkommenster Ruhe auf, als etwas Geschehenes, und ergebe mich in mein Schicksal. In unserem beiderseitigen Interesse bitte ich Dich aber, zu thun was Du kannst, um die Geister, die Du gegen mich heraufbeschworen, so weit niederzubannen als Du es vermagst. Die Wendung, die man genommen, Muskau als von mir zum Thronlehn erklärt! auszugeben (wahrscheinlich eine Erfindung des Grävell'schen Genie's), wird mich wahrscheinlich, da nun eine solche Protestation schon eingetragen ist, zwingen, um den freien Besitz wieder herzustellen, auf den preußischen Fürstentitel zu renonciren, und die erhaltene Entschädigung wieder zurückzuzahlen — denn der Sklave an der Kette in solcher Weise will ich doch nicht bleiben. — Ich sehe eine traurige Zukunft voraus, fühle aber die Kraft, sie mit völligem Gleichmuthe zu tragen, obgleich nun allein gelassen. Dein treugebliebener Freund.“ Lucie suchte sich so gut sie konnte zu entschuldigen und nahm ihre Protestation vom Hofgericht zurück, wodurch denn Pückler, der

nie lange grollen konnte, sogleich wieder milder und herzlicher gestimmt war.

Er war leicht gerührt, und der Anblick seiner alten Freundin, die Kraft der lebendigen Gegenwart und der Erinnerung eines so lange gemeinsam zugebrachten Daseins veranlaßten ihn, seine Wünsche zu opfern, und dem Willen Luciens nachzugeben: er brach die Unterhandlungen mit dem Grafen Renard ab, und Lucie ging als Siegerin aus dem harten Kampf hervor.

Doch unseren größeren Antheil erregt der Unterliegende, der sich wahrlich selbst unterschätzte, wenn er zuweilen behauptete, daß er wenig Herz habe. „Der Fürst hat durch die Aufopferung eines mit so großer Begierde verfolgten Wunsches an die Liebe und Freundschaft," schrieb Grävell an Lucie, „den ächten Adel seines Herzens erprobt, und durch diese Selbstüberwindung einen Sieg gewonnen, der ihn höher stellt als alles was er mit Hülfe des Glückes hätte gewinnen können. Der Lohn alles Guten ist in ihm selbst enthalten, und seine innere Zufriedenheit, so wie Ihre innige Dankbarkeit, sind die besten Perlen davon; nächst ihnen kommt die moralische Achtung aller edlen Menschen; aber auch die Zeit wird kommen, wo der Fürst in dem Fortbesitze seiner schönen Standesherrschaft, und in dem, was er als Magnat des Landes und als Schöpfer eines neuen Landlebens für die deutschen Grundherren bedeutet, sich wohlgefallen und sich selbst belohnt dadurch erkennen wird."

Als Lucie Pesth wieder verließ, um nach Hause, nach dem geretteten Muskau zurückzureisen, nahmen Lou und Schnucke wieder den zärtlichsten Abschied, und er schrieb ihr aus Komorn, wohin er einen Ausflug gemacht, den 20. Oktober 1839, nach der Trennung: „Mein Herz ist voll von Liebe für Dich, laß dies Dein Trost und Deine Ueberzeugung sein, und alles Uebrige wird gut gehen, es mag sich wenden nach welcher Seite es will.' Lucie dagegen schrieb aus

Wien den 22. Oktober 1839: „Dich zu missen ist sehr schwer; wenn man noch ganz warm Dein Andenken vor sich hat, fügt man sich schwer in die Entbehrung so angenehmer Gesellschaft, so launiger, so geistvoller, so lieblicher, und dann und wann so liebender.“ Dazu mischte sie die Bemerkung ein: „Warum bin ich nicht jung, und nicht aus Abyssinien!“ Auch nannte sie ihn wieder „den Engel ihres Lebens“. Nach dem Gewitter war heitre Luft und Sonnenschein eingetreten.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Freude in Muskau. Gesellschaftsleben in Pesth. Machbuba. Glänzende Aufnahme in Wien. Fürst und Fürstin von Metternich. Herzogin von Sagan. Graf von Maltzan. Fürstin Schwarzenberg. Gräfin Zichy-Ferrari. Fürstin Liechtenstein. Gräfin Zapary. Gräfin Hunyadi. Gräfin Lore Fuchs. Preßburg. Die ungarische Opposition und Franz Pulszky. Ausflüge mit Machbuba. Luciens steigende Eifersucht. Machbubas Leiden. Tod König Friedrich Wilhelms des Dritten; dessen Urtheil über „den jroßen Joethe"! Prag. Erkrankung. Marienbad. Neue Verhandlungen über Machbuba. Krankheit. Ankunft in Muskau.

In Muskau war großer Jubel, als die Fürstin mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Verkauf rückgängig geworden. Sie genoß den vollen Triumph, wahrzunehmen, mit welcher Freude dieses Ereigniß aufgenommen wurde. In der That zeigte sich bei diesem Anlaß von allen Seiten die größte Verehrung und Anhänglichkeit für Pückler. Sein Geburtstag wurde glänzender als jemals gefeiert. Lucie hielt eine große Cour ab, wo sie von allen Offizianten und Muskauer Bürgern mit Beweisen der Theilnahme und Befriedigung überhäuft wurde. Die Gartenarbeiter ihrerseits erklärten, sie wollten ihrem guten Herren drei Tage umsonst dienen, aus Freude, daß er sie nicht verlassen habe. Die ganz Armen, die nur von der Unterstützung des Standesherren lebten, stimmten im Schloßhof das Lied: „Herr Gott, Dich loben wir!" an, als Tedeum, daß ihnen der geliebte Fürst erhalten bliebe. Beim Schall der Böller ließ man Pückler hoch leben. Abends waren Festmahle veranstaltet, die ganze Stadt, Arm und Reich, war froh und vergnügt, und die Jugend tanzte bis zum Morgen.

Pückler wurde unterdessen von der eleganten Gesellschaft in Pesth auf das Schmeichelhafteste aufgenommen und fetirt. So sehr er sich eigentlich nach Einsamkeit und unabhängiger Ruhe sehnte, so konnte er sich doch nicht ganz aus den Kreisen der großen Welt zurückziehen. Auch Machbuba, die übrigens beinahe immer leidend war, wurde als Pückler's Pflegekind überall ausgezeichnet, und gewann durch ihre Anmuth und Herzensgüte, ihren Takt, ihre Natürlichkeit und Klugheit den liebevollsten Antheil. Die Gräfin Thurn bezeigte ihr eine wahrhaft mütterliche Anhänglichkeit, Frau von Stainlein, mit ihren beiden schönen, liebenswürdigen Töchtern, behandelten Machbuba wie eine geliebte Freundin des Hauses; ja, wir dürfen sagen, daß jeder der dieses edle und merkwürdige Naturkind näher kennen lernte, ganz von ihr bezaubert war.

Pückler schrieb den 2. Januar 1840 in sein Tagebuch: „Machbuba bildet sich immer liebenswürdiger heran. Ich will sie nun ein Jahr in Pension thun, und dann zeitlebens bei mir behalten. Für ihre Zukunft habe ich schon durch mein Testament gesorgt, das in Wien legalisirt werden soll. Gott gebe, daß ich bis dahin nicht sterbe. Denn wie der Himmel es beschlossen hat, hier oder dort werde ich l e b e n, des bin ich sicher."

Auch in Wien wurde Pückler überall gefeiert und geehrt, vom Kaiser, von den Prinzen, in allen Kreisen, die er betrat. Er war dankbar dafür, aber doch für solche Welterfolge etwas abgestumpft. Ohnehin kam ihm der erste Winter nach einem sechsjährigen Aufenthalt im Orient hart an, und oft hatte er durch Krankheit zu leiden. Zuweilen verfiel er in melancholische Stimmungen, in welchen ihm der Orient in glühender, farbenreicher Morgenpracht erschien, und Muskau wie ein verblichenes, abgestorbenes Wesen in grauem Abendnebeldunst, das ihm, je mehr es Lucie in ihren Briefen anpries und lobte, je mehr zuwider wurde. Ihm war es, als passe er weder für die Welt, noch für Muskau, sondern nur für eine ganz freie, unabhängige Einsamkeit.

In Wien verkehrte Pückler am meisten mit dem Fürsten von Metternich und seiner Gemahlin, der Fürstin Melanie, mit der Herzogin von Sagan, bei der er viele Abende zubrachte, und mit Graf Mortimer von Maltzan, dem preußischen Gesandten, der später auf kurze Zeit preußischer Minister wurde, und so traurig im Wahnsinn endete. Der Fürstin Melanie huldigte Pückler mit Maltzan um die Wette. Der Fürst von Metternich zeichnete Pückler sichtlich aus, und setzte ihm bei seinen Diners seinen besten Johannesberger vor. Auch die Fürstin Schwarzenberg, die Gräfin Zichy-Ferrari, die Fürstin Liechtenstein, die Gräfin Zapary und die Gräfin Hunyadi gefielen Pückler sehr. Gräfin Lore Fuchs begrüßte er mit Freuden als seine alte Freundin. Auch mit Prokesch und seiner Gattin traf Pückler in Wien wieder zusammen, und hatte angenehme Beziehungen mit Franz Liszt und Friedrich Halm.

Er machte einen Ausflug nach Preßburg, obgleich der preußische Gesandte, Herr von Maltzan, ihn warnte, er werde einer großen Feindseligkeit von Seiten der Ungarn zu begegnen haben. Pückler hatte nämlich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" einige Aufsätze über die ungarischen Zustände erscheinen lassen, welche unter den Ungarn große Unzufriedenheit erregt und öffentliche Erwiederung hervorgerufen hatten. Eine dieser Erwiederungen war von dem damals vierundzwanzigjährigen Franz Pulszky, der sich so jung schon einen Namen gemacht hatte. Die Befürchtungen Maltzan's bestätigten sich aber durchaus nicht. Pückler begegnete überall der größten Artigkeit, und sah mit Vergnügen dem konstitutionellen Treiben in Ungarn einige Tage zu. Der Besitzer des Hauses, in dem er wohnte, bot ihm die Wohnung auf Monate gratis an. Die heftigsten Oppositionsmitglieder überhäuften ihn mit herzlichster Artigkeit. Mit Franz Pulszky, dessen prrsönliche Bekanntschaft Pückler machte, war er, wie er sich in seinem Tagebuch ausdrückt, „à la fleur d'orange".

Mit Machbuba, die er in Wien in eine Pension gegeben, machte Pückler manche schöne Ausflüge in die Umgegend, wo beide zwischen Wald und Wiesen froh und zwanglos die freie Natur genossen.

War nun die Frage wegen Muskau zwischen Pückler und Lucie beseitigt — denn auf Kaufanträge des Grafen von Redern und des Herzogs von Koburg ging er gleichfalls nach kurzen Verhandlungen nicht ein — so trat dagegen wieder die Frage über Machbubas Zukunft unabweislich näher heran. Pückler warf Lucien nicht ohne Gereiztheit vor, daß sie ihm das Leben damit erschwere, daß sie ihm verwehren wolle, Machbuba nach Muskau mitzubringen. Lucie nenne sich seine Mutter, aber seine Mutter, so wenig sie Lucien sonst gleich komme, würde Machbuba bereitwillig in ihr eigenes Haus aufnehmen, geschweige verhindern, daß er sie in das gemeinsame führe. Er habe sich an Machbuba gewöhnt, sie sei ihm nöthig geworden, und Lucie möge nun im Nachgeben ihre uneigennützige Liebe zeigen. Auch habe Machbuba nur ihn allein auf der Welt, sie sei lieb und gut, er liebe sie wie ein Vater, und könne sie nicht verlassen.

Hier aber traf Pückler auf einen wunden Fleck. Es zeigte sich immer mehr, daß Lucie noch auf Andere als auf Varnhagen und auf Pückler's Schriftstellerei eifersüchtig sein konnte. Es ist sehr schwer für eine Frau, von der Stellung als Gattin in das Fach der Mutter überzugehen, wie dies Lucien zugemuthet worden war. Rückfälle sind da beinahe unvermeidlich, und sie blieben nicht aus. Freilich war Lucie so bedeutend älter, und mußte sich sagen, daß gerade ein Mann wie Pückler sich nicht allein auf die alternde und mit den Jahren korpulent gewordene, jetzt schon vierundsechzigjährige Freundin beschränken konnte, so sehr er sie ehrte und schätzte, und ihr kindlich ergeben war; daß er ihr nicht treu sein werde, hatte er ihr mit schnöder Aufrichtigkeit vor Eingehung seiner Konvenienzheirath entschieden erklärt;

sie war seine „gute Schnucke", seine „dicke Alte", seine „gute Allaune", aber sie konnte nicht die anmuthige Nymphe für ihn sein, die seine Träume beseelte. Jedoch die Frauen halten sich leider oft für jünger als sie sind, und machen dann Ansprüche an das Leben, welche dieses schwerlich gewährt. Es bestätigte sich hier einmal wieder, was man oft bestreitet, daß das Alter nicht die Leidenschaften abstumpft. Nie und niemals ist Lucie auf jemand eifersüchtiger gewesen, als auf Machbuba. Sie ließ Pückler keine Ruhe; auf alle Arten arbeitete und strebte sie, ihn von Machbuba zu trennen, abzulösen. Sie beschwor ihn wiederholt, er solle in Wien „nicht allzuviel Aufhebens mit dem exotischen Personal seiner Umgebung machen", denn Wien sei kleinstädtisch, und sein großer Ruf sei Stoff der Aufmerksamkeit genug, ohne daß es seiner bunten Escorte dazu bedürfe. Dann hieß es wieder, er würde wohlthun, auf dem Schauplatz, den er nun betrete, das Aufsehen zu vermeiden, was die fremden Gestalten seines Gefolges veranlassen müßten. Dergleichen passe mehr für einen Flattergeist, für einen jungen Dandy, als für einen Mann seiner Stellung und Bedeutung. Mochte auch manches hievon ganz vernünftig klingen, so war doch die Eifersucht stets die eigentlichste Triebfeder. Dann bekämpfte sie wieder seine türkische Kleidung, die er doch eigentlich in Europa nur zu Hause als Negligé zu seiner größeren Bequemlichkeit trug. „Denn einsam — wenngleich umgeben und beschäftigt," schrieb sie einmal, „bist Du doch, mein theures Lind, und Du hast mir es betheuert und bewiesen, die Ansprache Deiner Schnucke würde Dir fehlen, wenn Du lange genug mit der dunklen Puppe gespielt hättest."

Doch sah Lucie wohl ein, daß das einzige Mittel, Pückler wieder in Muskau zu sehen, darin bestünde, auch Machbuba freundlich zu empfangen, und sie gab daher aus Klugheit nach. Die arme Machbuba durfte übrigens

neben aller Theilnahme auch das Mitleid ansprechen, denn ihr Zustand wurde immer bedenklicher. „Die arme Machbuba wird immer kränker," schrieb Pückler an Lucie, „und ihre Thränen thun mir sehr weh, denn ich sehe sie gleich dem Arzt für ein übles Zeichen an. Sie frägt dennoch fortwährend nach Dir, weil sie weiß, daß Muskauer hier sind, und freut sich Deinetwegen, daß Muskau nicht verkauft wird. Sie bittet mich, ihr armes Wesen, wie sie sagt, Dir zu Füßen zu legen. Nimm sie freundlich auf, wenn sie so weit kommt." Und den 15. Mai 1840 schrieb er wieder: „Die arme Machbuba ist wie ein Skelett, und ich fürchte sehr für sie. Sie hier zu lassen, ist völlig unmöglich. Die ganze hohe Gesellschaft hat sie keineswegs als meine Maitresse, sondern als mein Pflegekind angesehen, und hiernach sehr ehrenvoll behandelt, selbst von Seiten des Hofes. Als solches, mit aller möglichen Dezenz, muß sie auch in Muskau auftreten. Sie kann ohne mich nicht existiren, ein diesen Wesen eigenthümliches Gefühl, was mit gemeiner Liebe in unserem Sinn gar nichts zu schaffen hat. Ich bin ihr alles auf der Welt, und ihr Herr in ihren Augen. Selbst Malfatti, der große Arzt, erklärte mir, daß er von ihrem schnellen Tode überzeugt sei, wenn ich mich von ihr trenne. Dies also, liebe Schnucke, ohne eine Spur von Verliebtheit, ist eine heilige Pflicht, die ich Vorurtheilen nicht aufopfern kann. Sei auch, Herrin, meine treue, ergebene Freundin."

Lucie erwiederte hierauf aus Berlin, den 26. Mai 1840: „Daß die arme kleine Machbuba so abkömmt, thut mir sehr leid, ich hoffe für Dich, daß sie sich erholt, und lange noch zu Deiner Freude lebt. Ich verstehe wohl, daß sie ohne Dich nicht existiren kann, doch ein ihr nur eigenthümliches Gefühl ist solches nicht, da auf andere Weise zwar — das Nämliche vielleicht Anderer Leben auch bedingte."

Pückler in seiner Antwort schrieb: „En effet, je ne tiens plus au monde que pour deux êtres, une mère

et une fille, toutes les deux adoptives, zwei sich entgegenstehende, durch mich vereinte Pole, in allem verschieden bis auf einen einzigen Punkt, der gemeinschaftlichen Herzensgüte, und warum hänge ich so fest an Beiden? Weil ich nicht ohne die Eine, die Weiße aber nicht Weise, leben kann, und die Andere, die Schwarze mit weißem Herzen, nicht ohne mich."

Dies war im Grunde wahr; aber Lucie wurde wenig davon gerührt. Sie behielt ihre bitteren Gefühle, wenn sie dieselben auch nicht zeigte.

Machbuba sagte wehmüthig zu Pückler: „Sono molto malata, e non guarirò mai; desidero solamente che tu, mio Principe, sia presente alla morte mia. Non sono che un verme, e se il Dio non morisse, vivere e morire a me é eguale [1]).

Pückler war auf das tiefste betrübt über Machbubas Leiden, und aus innerster Natur aufrichtig, verbarg er dies auch Lucien keineswegs. Auf den Rath der Aerzte beschloß er nun Machbuba nach Marienbad zu bringen, wo sie die Kur brauchen sollte. Dann wollte er sie eine kurze Zeit mit seinen Leuten dort allein lassen, und Lucien in Berlin besuchen, da diese so sehr darauf drang, daß sie ihn zuerst allein sehen wollte. Beide hofften, daß durch gegenseitiges Aussprechen ihr Verhältniß, das denn doch an Vertrauen und Innigkeit bedeutend gelitten hatte, sich wieder herstellen sollte.

Noch bevor er Wien verließ, traf die Nachricht von dem am 7. Juni erfolgten Ableben des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten ein. Pückler schrieb darüber an Lucie:

[1]) Ich bin sehr krank, und werde niemals besser werden; ich wünsche nur, daß Du, mein Fürst, bei meinem Tode gegenwärtig seiest. Ich bin nur ein Wurm, und wenn nur Gott nicht stirbt, so ist leben und sterben für mich gleich.

„Ueber den Tod unseres guten Königs sage ich nichts hier, das wollen wir mündlich besprechen. Diese ganze Region ist mir, der zum Landjunker verdammt ist, sehr fremd und entfernt, doch bedaure ich herzlich, sowohl den braven Fürsten selbst, als was Du vielleicht durch seinen Tod verlierst. Die Zukunft wird indeß auch, wie die Vergangenheit, ihre Rosen und ihre Dornen bringen — und insofern halte ich so ziemlich alles für egal, um so mehr, da immer und ewig alles ganz anders kommt, als man es erwartet." Ihm lag in diesem Augenblick an Machbuba mehr als an allen Königen der Welt. Aber auch davon abgesehen konnte Pückler, mit seinem originellen, lebendigen Geiste, der nie sich zum Gewöhnlichen herabstimmte, durch das trockene, phantasielose Wesen Friedrich Wilhelms des Dritten wenig angezogen werden, so wie dieser schwerlich weder die genialen und poetischen Eigenschaften Pückler's, noch sein schriftstellerisches Talent zu schätzen fähig war. Wie gering die litterarischen und Kunstbedürfnisse dieses Königs waren, ist bekannt. Am besten befriedigte ihn Johanna von Weißenthurn, deren Schauspiele ihn herrlich amüsirten. Dagegen sagte er einmal, als er sich bei einem Theaterstück langweilte: „Das ist ja beinahe so langweilig, als wenn es vom jroßen Joethe wäre, wo man immer jähnen muß, daß einem die Kinnbacken knacken", eine Aeußerung, an der liebenswürdige Aufrichtigkeit, aber freilich weniger die geistige Empfänglichkeit, zu loben ist.

Unter den durch den Thronwechsel veränderten Verhältnissen gab Pückler nun die Reise nach Berlin auf.

Leidend an heftigen Fieberanfällen verließ er Wien, und brauchte vier Tage bis er nach Prag gelangen konnte. Dort befand er sich anfänglich etwas besser, aber nur, um von einem stärkeren Krankheitsanfall betroffen zu werden. Die noch kränkere Machbuba war dabei an seiner Seite. Er setzte dennoch seine Reise nach Marienbad mühsam fort, wo sich sein Zustand als ein dreitägiges, sogenanntes Donaufieber

entwickelte. Dadurch wurde nun die Reise nach Muskau sehr verzögert, und als Lucie ihm schrieb, er möge sie ja nicht überraschen, da das sie angreifen würde, sondern sein Kommen genau melden, da erwiederte er, von solchen enfantillages sei er weit entfernt, und wenn er ihr eine Ueberraschung machte, so könnte es höchstens die sein, daß er gar nicht käme, oder stürbe.

Nun wurden die Verhandlungen über Machbuba wieder aufgenommen. Lucie bestand darauf, er solle zuerst allein kommen, damit sie sich ungestört mit ihm aussprechen könnte. Demzufolge sollte er zuerst Machbuba in Marienbad lassen, um nach etwa vierzehn Tagen zurückzukehren und sie abzuholen. Bei dem schlechten Herbstwetter und seinem eigenen leidenden Zustand war das viel verlangt. Lucie schrieb dringend: „Vielleicht gewährst Du was ich fordere, wirst Du erst erkennen, wie richtig Deine Wahl gewesen, mich als die Freundin, als die einzige zu berufen, deren Beständigkeit allein widersteht, und die kein Opfer scheeut, galt es Dein Lebensglück, noch dermalen scheuen wird, tritt der Fall noch einmal ein, die eigene Zufriedenheit der Deinigen unterzuordnen. Alle Gründe, die Du haben magst, weichen daher für mich zurück, und welche sind sie, welche können sie sein? Solltest Du nicht derjenigen so viel Zutrauen und Gehorsam eingeflößt haben, die Du mir willst in diesem Fall mit höherer Rücksicht vorziehen: daß Du sie um vierzehn Tage oder drei Wochen höchstens könntest allein lassen, ohne zu fürchten, daß sie darum einen Nachtheil erfährt? Und sollte sie nicht bereits Bildung des Verstandes und Gemüthes durch Dich erlangt haben, um Dir zu folgen, ruhig Deinen Willen zu vollführen? Gewiß, das wäre traurig!" — Pückler hatte, wenn Lucie durchaus auf ihrem Willen bestünde, sie nicht in Muskau aufnehmen zu wollen, Machbuba zu seiner Mutter geben wollen. Aber auch das wollte Lucie nicht, weil sie befürchtete, es könnte Gerede geben.

Wie sehr Pückler sein armes, schwarzes Pflegekind am am Herzen lag, das beweist der folgende Brief von ihm an Lucie aus Marienbad, den 20. August 1840, der sich mit Luciens oben erwähntem Schreiben kreuzte.

„Meine Herzensschnucke."

„Ich bin so schwach, daß ich kaum die Feder halten kann, muß Dir aber doch schreiben, um Dir für Deinen lieben Brief zu danken (vom 17.), um so mehr, da Du mir, glaube ich, noch einen der meinigen, in der bittersten Laune der Krankheit geschrieben, zu verzeihen hast."

„Ich bin in den letzten Tagen sterbenskrank gewesen, und der letzte Anfall, der mit einem zehnmal wiederholten Brechen, mehreren Ohnmachten, und den heftigsten Schmerzen im Magen und Kopfe verbunden war, hat meine Aerzte besorgt gemacht, die selbst gestanden, daß es einem Kampf zwischen Tod und Leben glich. Indessen bin ich jetzt schon, Dank der Eigenthümlichkeit meiner Natur, die sich, so reizbar sie ist, doch auch wieder unglaublich schnell zu erholen vermag, schon viel besser, nur noch so schwach, daß ich kaum eine Viertelstunde mein Bett verlassen kann."

„Es bleibt also dabei, daß ich circa zum 8. September, wenn der Stand meiner Gesundheit es nicht geradezu unmöglich macht, in Muskau eintreffe, und ich freue mich auch herzlich darauf. Nur sei vernünftig und herzlich hinsichtlich meines armen Pflegekindes, die noch immer einem Skelett gleicht, und deren Zustand leider so bedenklich bleibt, daß es gewiß niemand einfallen wird, sie für meine Maitresse zu halten, sondern nur für ein schwarzes Kind, das ich der Sklaverei entrissen, und das ich, die niemand auf der Welt hat als ihren Herrn, doch unmöglich weder verstoßen noch hinopfern kann. Denn ich versichere Dich, daß ihr Gemüth meine Gegenwart so vollkommen nöthig hat, gleich einem Hündchen, das sich an seinen Herrn gewöhnt hat, daß die geringste Trennung ihr Schaudern erregt, und eine längere sie

ganz gewiß tödten würde. Jeder, ohne Ausnahme, der sie kennen gelernt, selbst die Aerzte, sind dieser Meinung. Du mußt Dich nur in die beschränkte Seele eines solchen Wesens versetzen, die nicht gleich einer gebildeten Europäerin hundert Resourcen in sich und außer sich findet, um sich über einen Verlust zu trösten, und die, so wie sie nicht ihren Beschützer neben sich hat, sich wie jemand fühlt, der auf einer wüsten Insel ausgesetzt ist. Schon aus der Pension in Wien mußte ich sie auf dringendes Verlangen Malfatti's nach einiger Zeit wegnehmen, obgleich ich sie fast täglich besuchte, indem sie nichts that als heimlich weinen, und täglich elender wurde. Und dabei klagte sie doch nicht, sondern sagte mir nur einmal, wenn ich sechs Monate weg sein würde und dann wiederkäme, würde ich die arme Machbuba nicht mehr finden. Auch empfing sie mich immer freundlich und anscheinend heiter, und nur von der Direktrice des Instituts erfuhr ich, wie sehr ihr Zustand sie beängstige."

„Dazu hat das Naturkind so viel Dezenz und Ehrgefühl in ihrem Karakter, daß wenn sie durch ein geringschätzendes Betragen, was ihr bisher nie begegnete, oder vielleicht durch Aeußerungen, die sie verstünde, auf den Gedanken käme, daß ihr Verhältniß zu mir, welches im Orient unter dem Namen Sklavin (denn so sieht sie sich immer an) nicht nur in keiner Weise etwas Erniedrigendes hat, sondern im Gegentheil Sklaven immer wie zur Familie gerechnet, und hoch über Dienstboten gestellt sind (alle Minister und Generale Mehemed Ali's zum Beispiel gehen aus seinen Haussklaven hervor), daß, sage ich, dies Verhältniß sie hier in der Achtung Anderer herabsetzen könnte, dies sie höchst unglücklich machen würde. Wo ich bisher mit ihr war, hat das Zartgefühl der Gesellschaft diese ganz ausschließliche Lage des schwarzen Kindes aus fremder Zone, oft in einem Grade, der mich selbst verwunderte, vollkommen gewürdigt, und niemand sie anders als mein Pflegekind betrachtet, ohne sich um das zu beküm-

mern, was in keiner Weise affichirt wird. Wie traurig wäre es, wenn dies gerade auf meinem eigenen Hausaltar sich ändern und, zum Theil wenigstens, von meiner treusten und geliebtesten Freundin ausgehen sollte — aus einem Motiv dazu, das ich unter den obwaltenden Umständen, selbst als ganz unbetheiligter Dritter, durchaus weder billigen noch ehren könnte. Gewiß, ein Moment reiflicher Ueberlegung und ein bischen alte Liebe zu mir, wird Dich meine Ansicht der Sache vollkommen theilen lassen. Da Machbuba übrigens vor der Hand auf dem Bade wohnen soll, das sie sehr ernstlich brauchen muß, so ist dies schon ein mezzo termine, der vor der Hand alle Skrupel beseitigt. Nur höchst ungern würde ich sie bei der Mutter lassen, und es könnte doch nur einige Tage sein, da ihre Kur nur in Muskau beendigt werden kann, weil bei ihrer Schwäche der hiesige Aufenthalt zu kurz bleibt, um die Moorbäder zu gebrauchen, von denen man sich das Meiste bei ihr verspricht. Nach des Arztes Verordnung soll die Kur in Muskau 20 Tage dauern. Sei also so gut und gnädig, ihr ein recht bequemes und hübsches Logis im Bade bereiten zu lassen, et puis nous verrons le reste à notre aise. Liebe Schnucke, ich bin halb ohnmächtig und muß abbrechen."

„Dein treuer Lou."

„Hättest Du mir doch die Ananas geschickt, von denen mir Rehder schreibt! Es wäre ein herrliches Präsent für die Fürstin Melanie gewesen. Ist es vielleicht noch Zeit bis zum 2. September?"

Ein neuer Krankheitsanfall Pückler's war so bedenklich, daß Fürst Metternich ihm seinen Leibarzt, Dr. Jäger, zuschickte, der die größte Vorsicht anempfahl. Lucie war so erschrocken hierüber, daß sie auf die erste Nachricht einen Diener nach Marienbad schickte, und bat selbst kommen zu dürfen. Die Angst und Sorge gaben ihr liebevolle Worte ein, die seinem Herzen

wohlthaten. Aber ihr unterdessen eingetroffener älterer Brief betrübte ihn. „Mein Gott," antwortete er, „ich will Dich nicht erinnern, daß Du mir gelobtest, mich in nichts zu geniren, und daß meine leisesten Wünsche Gesetz für Dich sein sollten — ich bitte Dich nur, einzusehen, daß es hinsichtlich Machbubas sich nicht im geringsten um mich, sondern nur um dies arme, höchst wahrscheinlich den Tod schon mit sich herumtragende Geschöpf handelt, das meiner bedarf wie die kranke Pflanze der Sonne, und das ich auf die grausamste Weise mit einem aufgerafften Dienstboten in irgend einem fremden Orte, drei Wochen lang Angst und Kummer hingeben soll, warum? Damit Du Dich bequemer mit mir unterhalten kannst! C'est vraiment monstrueux, car en quoi est-ce que cette pauvre fille, demeurant aux bains, gênera nos conversations, et même au chateau, vous la verriez à table, et tout le reste du temps seulement quand vous le voudrez bien. Elle est si humble, si tranquille, et si peu importune, et d'ailleurs si souffrante, qu'elle ne réclame que des ménagements de ma part, et ne demande rien des autres, que de la tolérer avec quelque douceur. Je vous prie de lire la lettre incluse, que la grande Maîtresse de Mad. la Palatine écrit à son amie d'enfance, la Comtesse Vally Revey, qui simplement par amitié pour Machbuba a consentie de venir ici, et de loger avec nous, pour pouvoir la soigner, la chaperonner dans le monde, et littéralement lui servir comme une gouvernante. — Vous verrez par cette lettre comme Machbuba est jugée, appréciée et honorée par une grande dame, et par une des plus parfaites créatures de femme, que j'ai jamais rencontré. — Enfin, je te prie une dernière fois, ma chère Lucie, de ne pas voir un manque de complaisance, ou de tendre amitié de ma part, si j'ammène Machbuba avec moi à Muskau, mais sous tous les rapports possibles une

nécessité urgente. Ainsi, chère et bonne, ne m'en tourmentez-pas davantage."

Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden. Pückler nahm über Dresden den Weg in die Heimath. Außer Machbuba begleiteten ihn deren Krankenwärterin und deren Jungfer, zwei Italierinnen, der Arzt Doctor Freund, und seine eigene Dienerschaft. Er wollte im Jagdhaus, wo er die meiste Stille hoffen konnte, absteigen, und kündigte Lucien von Hoyerswerda Tag und Stunde seiner Ankunft an. Krank und verstimmt konnte er keinen liebevollen Ton finden. Ueber Machbuba schrieb er: „Die arme Machbuba scheint unrettbar verloren, und wird schwerlich den Winter überleben, qu'on la laisse au moins mourir en paix à Muskau; mir geht es nicht viel besser. Dies Lazareth zu empfangen, wird, ich sehe es, nicht sehr amüsant sein, und meine Laune, fortwährend irritirt, ist es noch weniger. Indessen, wir werden uns schon einrichten, wenn Du ein wenig auf Stimmung und leibliche Zustände Rücksicht nehmen willst, liebe Schnucke. Also auf Wiedersehen morgen dans le plus stricte incognito. Dein mehr als je mysanthropischer Lou."

Unter so wenig freudigen Umständen sah Pückler nach siebenjähriger Abwesenheit Muskau wieder.

Neununddreißigster Abschnitt.

Muskau. Wiedersehen mit Lucie. Luciens Freundlichkeit gegen Machbuba, und ihre innere Erbitterung gegen dieselbe. Feierlicher Empfang. Helmina und ihre Tochter. Reise nach Berlin. Luciens Erkrankung. Neue Störungen. Brief Pückler's an Lucie. Machbubas letzte Krankheit und Tod. Allgemeine Theilnahme. Doctor Freund über Machbuba. Pückler über Machbuba. Begräbniß Machbubas. Pückler's Geburtstagsfeier in Muskau. Prediger Petzold.

Es war die erste Septemberhälfte, als Pückler seinen Stammsitz wiedersah; der Herbstwind raschelte im Laube. Die Wehmuth übermannte ihn. Wie er Lucie sah, waren alle Erbitterung und alle Unzufriedenheit vergessen, und er begrüßte sie mit jener unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, die aus dem Herzen kommt. Daß Lucie freundlich gegen Machbuba war, stimmte ihn ganz weich und dankbar. Als ihn Lucie nachdem sie zehn Tage auf dem Jagdhause mit ihm zugebracht, allein gelassen, schrieb er ihr:

„Meine Herzensschnucke!“

„Du warst noch keine zehn Minuten fort, als ich ganz wehmüthig ward, und mich sehr nach Dir sehnte. Le fait est que — sans cependant que ça tire à conséquence — les absents ont un peu tort avec moi, c'est-à-dire que leur image pâlit plus ou moins devant moi, mais quant à vous, mon amie, je ne peux jamais vivre deux jours avec vous, sans être subjugué, et sans être pénétré d'un sentiment qui me prouve que je ne pourrai jamais me passer de ma vieille Schnucke, ni dans

ce monde ni dans l'autre. Auch bin ich herzlich dankbar für Deine Sorgfalt für mich, die sich schon auf dem Jagdhaus in allem was zu Deinem Departement gehört, so lieblich ausgesprochen hat, und ich freue mich nun sehr auf Muskau, une fois que le mauvais moment der Offizianten und Schützengilde sera passé."

„Vielen Dank auch für die Güte, die Du Machbuba bezeigst, welche sich bald nach Deiner Abfahrt schon wieder krank zu Bette gelegt hat. Gott wird Dir das Mitleid mit diesem armen Wesen vergelten."

„Ich vergaß Dich zu bitten, Helmine und ihrem Füllen viel Schönes von mir zu sagen."

„Gott gebe mir zu morgen etwas Gesundheit, und uns Allen gutes Wetter. Deine Befehle werde ich sämmtlich aufs genaueste befolgen. Je passerai tristement mon temps jusqu'à demain à cinq heures! Adieu, mein Schnückerle, und keinen Strohkuß."

„Dein treuster alter Lou, quoique vous m'ayer tenu rancune au point de ne jamais m'appeler par ce nom. Au fond Mimi est plus en faveur auprès de vous que moi, mais cela changera. Adieu, adieu."

Doch Lucie war nur äußerlich so freundlich. Hat es je einen Mann gegeben, der nicht einmal auch das Herz seiner besten Freundin bis in die innersten Fibern verletzte? Vielleicht. Aber jedenfalls gehörte Pückler zu diesen seltenen Ausnahmen nicht. Als er mit Machbuba zur Seite in Muskau erschien, war Lucie tief, unendlich tief gekränkt und erbittert.

Eine Aufzeichnung von ihrer Hand legt ihr Inneres deutlich vor Augen; sie lautet: „Ich habe es nie ausgesprochen, daß die Machbuba nicht nach Muskau kommen solle — wohl aber erklärt, ich würde dort nie anders als unter ehrenvollen Verhältnissen leben! Wäre es nicht ein Kampf mit einer Sterbenden, oder gegen eine Sterbende

geworden, so hätte ich auch mich niemals verstanden mit ihr in Muskau zu bleiben. Ich habe sie daher, und unter solchen Umständen auf dem Jagdhause freundlich aufgenommen; zwei Tage war ich mit ihr dort, und eben so lange befand ich mich unter einem Dache mit der todtkranken Maitresse des Fürsten im Muskauer Schlosse, — der mich mit Aufrichtigkeit nur, und mit mehr Schonung zu behandeln hätte, wäre sein Herz nicht für mich Eis geworden." Und um ihr Gefühl weiter auszuströmen, dichtete Lucie bittere Verse auf die Ankunft des Schloßherrn mit der schwarzen Geliebten, der die Herrin, wie es darin heißt, weichen müsse.

Die Leidenschaft der Eifersucht macht blind. Denn bei alledem vergaß Lucie gänzlich wie ihr Verhältniß zu Pückler von jeher gewesen war, ferner vergaß sie ihr Alter, daß sie von ihm geschieden sei, und endlich, daß das arme schwarze Kind die Geliebte von niemand mehr, außer etwa die des Todesengels sein konnte.

Die völlige Abgeschiedenheit, die Pückler wünschte, konnte er denn doch nicht in Muskau durchführen. Die Offizianten wollten ihm durchaus einen feierlichen Empfang bereiten, die Schützengilde stellte sich im Schloßhof auf. Auch bestand Lucie darauf, daß Pückler sie in die Kirche begleiten mußte.

Im Schlosse fand er als Gäste Helminen, die wir zu lange aus den Augen verloren haben, und von der noch nachzutragen ist, daß sie 1824 einen Herrn von Blücher heirathete. Pückler hatte trotz aller Zwischenereignisse die Neigung für sie nie ganz vergessen; so sah er sie auch jetzt mit Antheil wieder, nebst ihrer kleinen Tochter Namens Lucie; aber so lange er Machbuba liebte, war sein Herz ganz ausschließlich von dieser erfüllt.

Das Zusammenleben der Wiedervereinigten scheint wenig Freude dargeboten zu haben. Doch bemühte sich Pückler so viel er konnte Luciens Ansprüche zu befriedigen, und ging mit ihr Anfang Oktober nach Berlin, da dem Ausspruch

der Aerzte zufolge Machbubas Zustand für den Augenblick keine Gefahr zeigte. Mit schwerem Herzen trennte er sich von dem geliebten Pflegekind, mit schwerem Herzen sah Machbuba ihren geliebten Beschützer abreisen. Er ließ sie in bester Obhut zurück, und machte es Doctor Freund zur Pflicht ihm regelmäßig über die Kranke Bericht zu erstatten. Machbuba war glücklich über jede Nachricht die sie von Pückler erhielt, jeden seiner Briefe empfing sie mit Freudenthränen; auch hatte sie so viel gelernt, daß sie ihm mit wenn auch unbeholfenen Schriftzügen in italienischer Sprache einige Zeilen auf seine Briefe antworten konnte. Zwei Portraits von Pückler, die sie in ihrer Stube aufgehängt, waren ihr eine beständige Freude, ein lebendiger Trost. Mit einigen Geschenken, die er ihr schickte, war sie froh wie ein Kind. Trotz aller Leiden gab sie sich große Mühe auch deutsch und französisch zu lernen, und setzte ihren Ehrgeiz darein, schnelle Fortschritte beim Unterricht zu machen. Ueber ihre Krankheit schien sie sich nicht zu täuschen, und wenig Hoffnung Raum zu geben, obgleich sie sich nicht viel darüber äußerte.

Pückler wünschte sehnlichst nach Muskau zurückzukehren, aber eine Erkrankung Luciens fesselte ihn an Berlin; er blieb bei ihr, aber es war ein schweres Opfer, das er ihr brachte. Seinen Geburtstag, den 30. Oktober, mit ihr zu verleben, konnte er ihr nicht abschlagen. Daß aber dennoch das Einverständniß zwischen beiden nicht befriedigend war, zeigt der folgende Brief, der einen tiefen Einblick in das gegenseitige Verhältniß gewährt.

„Berlin, den 31. Oktober 1840.“

„Liebe Lucie!“

„Es ist für unsere beiderseitige Lebensruhe unumgänglich nöthig, daß ich, immer liebevoll, aber ernst, und mit der ungeschminktesten Wahrheit zu Dir spreche.“

„Du verbindest mit einem edlen Herzen und ausgezeichnetem Verstande ein, leider nie gezügeltes, unglückseliges

Temperament, das, ohne daß Du es gewahr werden oder zugeben willst, Dir und Anderen das Leben verbittert und sehr schwer macht! Die Beschaffenheit des Temperaments ist aber gerade dasjenige im Karakter eines Menschen, was bei stetem Beisammensein über Behaglichkeit und Unbehaglichkeit des Lebens am meisten entscheidet."

„Was nun mich betrifft, so weiß ich aus längster Erfahrung, daß, so lange ich thue was Du willst, und spreche wie Du willst, Du ganz Liebe für mich bist. So bald ich aber davon im geringsten abweiche, eine von der Deinigen differirende Ansicht meiner Handlungsmotive aufstelle, und dabei beharre, oder nur auf das leiseste jemand, der gerade bei Dir in Ungnade ist, gegen Dich zu vertheidigen, oder Dir irgendwo Unrecht zu geben mich unterfange, ist heftiger, gereizter Antagonismus, und wenn ich nicht alsobald einlenke, eine langwierige Szene die sichere Folge."

„Ich habe dies, von Deiner treuen Liebe in der Hauptsache (die mich aber immer subjektiv und nicht objektiv lieben wollte), überzeugt, wie ich es noch bin, und von inniger Dankbarkeit für die unumstößlichen Beweise derselben — welche ich indeß auch meinerseits gegeben zu haben mir bewußt bin — durchdrungen, viele Jahre getragen, mit mehr Kampf und Geduld als Du vielleicht glauben wirst — zuletzt aber überzeugte ich mich, daß wir auf diese Weise unseres Lebens nicht froh werden könnten. Da mir nun für eine Aenderung Deinerseits, trotz aller Liebe für mich, keine Hoffnung blieb, so waren nur noch zwei Wege offen, diese Lage der Dinge zu verändern. Entweder gänzliche Unterwürfigkeit, und vollständige Abnegation meiner Persönlichkeit, oder theilweise Trennung, um abwesend den ganzen Reichthum Deiner Liebe und Deines Geistes mir fortwährend zu erhalten, ohne bei dem steten Zusammenleben — ich muß es sagen — das Opfer Deines nicht zu besiegenden, unseligen Temperamentes

zu werden. Ich kann vor Gott und bei meiner Ehre nicht wahrer sprechen!"

„Da nun den ersten Weg einzuschlagen mir unmöglich war, und fast des Mannes unwürdig, so dachte ich gar oft an den zweiten, bis die Umstände ihn auch aus anderen, damals dringenden Umständen herbeiführten. Ich verließ Dich mit tiefem Schmerz und treuester Liebe, fühlte aber doch gar bald die Wohlthat der Freiheit, und liebte Dich deshalb nur um so herzlicher in der Ferne, weil ich während meiner Abwesenheit nur mit Deinen edlen und vorzüglichsten Eigenschaften in Berührung kam, ohne durch die Schattenseite unseres Verhältnisses gestört und gequält zu werden. Diese zärtliche, dankbare Neigung, dieses felsenfeste Vertrauen zu Dir, haben mich auch nie verlassen, und sind nur einmal in letzter Zeit durch die gegenseitigen Mißverständnisse über den Verkauf von Muskau augenblicklich bei mir erschüttert worden."

„Dir also, meine gute Schnucke — es ist nicht zu läugnen — danke ich zum großen Theil meine Reiselust, die, wärest Du sanften und weiblich ergebenen Temperamentes gewesen, wohl schlafen geblieben wäre."

„Ich glaubte indeß, daß jetzt fortgerücktes Alter und gesammelte Erfahrung die frühere Heftigkeit und so gar keinen Widerspruch ertragende Disposition Deines Karakters sehr gemildert haben würden. Es ist dem aber leider nicht so — und auch mit Kranksein entschuldige es nicht. Krankheit sollte eher noch sanfter stimmen, und Du bist in dieser Hinsicht, gesund wie unwohl, immer dieselbe. Ueberhaupt bewaffne Dich nicht nach Frauenart bei diesen ernsten Betrachtungen mit Deiner jetzigen Krankheit. Du warst krank, und bist, Gottlob, wieder besser, hast dies auch gestern, wo selbst die kurze Dauer meines Geburtstages Dich nicht zu etwas mehr Milde stimmen konnte, hinlänglich bewiesen."

„Ich glaube also, alles Vorhergehende bedenkend, daß wir — ohne alle Empfindlichkeit, nur von wahrer Liebe und

treuer Gesinnung beseelt — mit einander ernstlich überlegen sollen und müssen: was für eine Disposition der Zukunft unseren beiderseitigen Karakteren am Angemessensten sein möchte, und dann ohne Galle, aber auch ohne Rückhalt, entscheiden, in welcher Art von Stellung wir am Ruhigsten leben, und die Liebe und Achtung, die wir gegenseitig für uns hegen, die innige Seelenverbindung von der wir uns nie entbinden können, am Ungetrübtesten erhalten und genießen mögen."

„Glaube endlich auch nicht, daß ich der Einzige bin, der in Dir ein Temperament, mit dem ohne die völligste Unterordnung nicht leicht durchzukommen ist, findet. Daß ich mit niemand deutlich davon gesprochen versteht sich, aber die stille Beobachtung Anderer belehrt auch in dieser Hinsicht. Du könntest zum Beispiel eine Probe machen. Oft sagtest Du, der Dienst bei mir sei ein sehr schwerer. Ich will es nicht bestreiten, aber stelle allen unseren Offizianten, allen unseren Dienern die bestimmte Alternative, entweder mir oder Dir separat zu dienen, und Du wirst sehen, daß sie, vielleicht ohne Ausnahme, meinen schweren Dienst dem Deinigen vorziehen. Immer nur ein Beweis, wenn es so einträfe, daß mit mir leichter zu leben ist, als mit Dir, keineswegs daß ich besser sei als Du."

„Nicht alle Naturen können die nackte Wahrheit ertragen, nur höhere auch die unwillkommene einsehen, Weiber in der Regel am Allerschwersten. Man soll aber vernünftigerweise nur im Auge behalten, ob diese Wahrheit von einem Freunde aus guter, oder von einem Uebelgesinnten aus feindlicher Absicht ausgesprochen wird. Hier, liebe Schnucke, kannst Du nicht zweifeln. Bedenke aber dann noch Folgendes:

„Wir sind Beide schon alt, können aber Beide noch eine gute Anzahl Jahre des Lebens recht angenehm genießen, soweit es Jugendmangel noch gestattet. Es ist also in

höchsten Grade wichtig, diese letzte Lebenszeit mit Verstand einzuleiten und zu gestalten, aus und mit gutem, treuen Herzen, aber auch ohne alle Verblendung über das, was vielleicht nicht zu ändern ist. Nicht dem Ideale nachzujagen ist Weisheit, sondern mit Rücksicht auf das was wirklich ist, das Beste zu wählen."

„Dein alter, Dich immer unverändert
liebender Lou, quand-même."

So weit hatte er geschrieben, als ihn wie ein Blitzstrahl die Nachricht von Doctor Freund aus Muskau traf, daß seine Machbuba den 27. Oktober sanft dahingeschieden sei. In tiefsten Schmerz aufgelöst, fügte er dem Briefe an Lucie noch die Nachschrift bei:

„O mein Gott! In diesem Augenblicke eröffne ich den eben empfangenen Brief. Lies ihn — und denke Dir meine Gefühle. Gott schenke diesem armen Wesen, das reiner war wie wir Alle, jetzt eine glückliche Geburt! Meine Thränen fließen ihr unaufhaltsam."

Den Tag vor ihrem Tode versuchte Machbuba noch an Pückler zu schreiben, und als die Schwäche sie an der Fortsetzung hinderte, sagte sie zu Dr. Freund: „Serivete un buon, buon addio al mio caro Principe [1])." Den anderen Morgen hatte sie sich wieder etwas erholt, scherzte mit ihren beiden Mädchen, und dankte ihnen dann ernst und herzlich für ihre treuen Dienste. Als die Mädchen sie zu trösten versuchten, sprach sie die Gewißheit aus, daß sie heute sterben müsse. Zwei Offizianten vom Hause, denen sie sehr gut war, kamen sie zu besuchen; Doctor Freund machte sie auf deren Gegenwart aufmerksam; da bat sie ihn, er möge das Fenster öffnen, da sie nicht sehe. Ihr Auge sah bereits nicht mehr. Dann lag sie noch eine Stunde ruhig und bewußtlos, und schlief

[1]) Schreiben Sie ein gutes, gutes Lebewohl meinem lieben ürsten.

mit ruhigen Athemzügen ein. Eine Lungenschwindsucht machte ihrem so jungen Leben ein Ende. Die Aerzte erklärten, die Anlage der Krankheit sei eine angeborene gewesen, und Machbuba deshalb unter allen Umständen dem Tode zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre verfallen gewesen, und die klimatischen Verhältnisse hätten ihr Ende nicht beschleunigt.

Ihre ganze Umgebung war tief erschüttert. Machbuba kennen und lieben war eins. Ein herzlicher Brief von Pückler an sie, traf erst nach ihrem Tode ein. Doctor Freund schrieb darüber an Pückler aus Muskau, den 29. Oktober 1840: „Durchlauchtigster Fürst! Gestern Vormittags langten die dem Fräulein zugedachten Sachen, die deren nicht mehr bedarf, sammt dem Schreiben an dieselbe hier an; ich habe wie ein Kind dabei geweint, und schäme mich auch der Thränen nicht; denn ihr vortreffliches Gemüth, aus dem ihre geistige Seite ganz zu bestehen schien, und das so gewaltig nahe in die körperliche hinübergriff zum Nachtheile ihrer Gesundheit, verdiente so aufrichtige Beweise des Bedauerns. Doch warum bedauern? Sie, die Glückliche jetzt, hat ausgerungen, nachdem sie noch in den letzten Stunden ihres Lebens in dankbarer Erinnerung an ihren höchsten irdischen Wohlthäter und treuesten Freund gelebt hatte. Dieses letztere, das nicht in dem Fürsten, wohl aber in dem großmüthigen und edlen Herzen desselben seine Quelle hat, muß auch in Euer Durchlaucht das schöne Bewußtsein daraus hervorfließen machen, alles für die arme Hingeschiedene gethan, und kein noch so großes Opfer gescheut zu haben, und dieses beruhigende Bewußtsein ist das schönste Andenken, das die Selige Euer Durchlaucht zurücklassen konnte, weil es zugleich das unverwüstlichste und wohlthuendste ist. Möchte dasselbe doch gleich den Anfang damit machen, den gerechten Schmerz Euer Durchlaucht über den Verlust dieses Naturkindes in etwas zu verringern, und möge die allgemeine

Theilnahme, die man dem Andenken der armen Machbuba so ungeheuchelt schenkt, auch den Schmerz Euer Durchlaucht wahrhaft theilen und lindern."

Für Pückler war der Verlust Machbubas ein unersetzlicher, der ihm tief in's Herz schnitt; selbst Lucie wurde von seinem Weinen gerührt. Auch schrieb er ihr aus vollem Herzen wie folgt:

„Liebe Schnucke!"

„Wenn Dich mein gestriger Brief etwas aufgereizt hat, so verstehe ihn deshalb, nach Deiner selbstquälerischen Art, nicht falsch — nimm nicht bloß das Herbe heraus, und übergehe das Gute, immer Liebende, Treue und Aufrichtige darin, denn meine innige Liebe für Dich ist eben so wahr als mein gerechter Tadel. Sieh, ich habe jetzt nur noch Dich auf der Welt — nur zwei Wesen darin waren mir wahrhaft theuer. Du, die ich immer obenan gestellt, liebte und ehrte ich als sichere, vielgeprüfte, treue mütterliche Freundin, Machbuba wie der zärtlichste Vater eine Tochter lieben kann, die nur an ihm hängend, folgsam und sanft, nie etwas Schroffes in ihrem Umgang darbot. Denn ihre kleine Eifersucht, die sich, wiewohl selten, südlich leidenschaftlich äußerte, konnte mir nur schmeichelhaft sein, um so mehr, da dies arme Wesen so ganz und vollständig von mir abhing, und es rührt mich immer zu Thränen, wenn ich mir jetzt, wo sie dahin ist, die unerschöpfliche Geduld und Grazie zurückrufe, mit der sie jede meiner Launen ertrug, und zu beschwichtigen wußte. Wie sie war, war sie ganz für mich gemacht, wie sollte man das nicht lieben, aber ihre Eigenschaften waren von der höheren Art, daß ich wohl mit Wahrheit sagen kann, ich habe sie noch mehr um ihrer selbst willen, als um meinetwillen geliebt. Gott möge sie jetzt für alles das durch andere Wesen belohnen, da ich nichts mehr für sie thun kann."

„Also, meine Schnucke, Du bleibst mir nun allein."

Pückler war bewegt und ergriffen, und doppelt betrübt, daß er während Machbubas letzten Augenblicken nicht gegenwärtig gewesen. Die ganze Innigkeit des Gemüthes und die Kraft der Liebe, deren er fähig war, brachen hervor in diesen erschütternden Augenblicken. Der Ausdruck seines Gefühles zeigt sich in seinem Briefe an Doctor Freund aus Berlin vom 31. Oktober 1840. Er lautet:

„Sie haben es gut gemeint mich nicht unnütz ängstigen zu wollen, und doch werde ich mich nie darüber trösten können, der armen Machbuba nicht die letzten Augenblicke oder doch die Annäherung ihres Todes durch meine Gegenwart versüßt zu haben. Ich kannte sie besser als irgend jemand, meine Thränen würden ihr schmerzlich wohlgethan haben. Ach, mein lieber Freund, dieser Verlust geht viel tiefer bei mir, als Sie Alle zu glauben vermögen. Er ist für immer auf dieser Erde unersetzlich für mich, und ein großer Trost wäre es nur mir gewesen, die Arme, die ich noch nie verlassen, gerade im Tode nicht haben verlassen zu müssen! Hätte ich meiner ahnenden Besorgniß gefolgt, so wäre ich zur rechten Zeit dagewesen — Gott hat es nicht gewollt! Und mir bleibt der bittere Schmerz und eine Sehnsucht, welche die Zeit vielleicht schwächen, aber nie mehr befriedigen kann; denn ein bedeutendes Seelenleben habe ich mit diesem ächten Kinde der Natur verlebt, und frömmer bin ich an ihr geworden, als durch alle Bücher und menschliche Worte. Werde ich sie einst wiedersehen? Nur darauf giebt das stille Grab keine Antwort, mein Schluchzen verhallt in seinem steinernen Gewölbe!“

„Ach, wie die Arme selbst einst sagte: „Wenn nur Gott nicht stirbt!“ — Genug davon!“

„Wenn es auch möglich ist, bewahren Sie mir ihr Herz, um es für meinen Kultus an einer lieben, einsamen Stelle aufzubewahren. Auch kann ich ihren Körper nicht auf dem Friedhofe lassen.“

„Adieu, mein guter Doktor! Dank für Ihre treue Sorgfalt. Ist es nicht sonderbar, daß ich an Machbuba schrieb, wie sie schon mit dem Tode rang, oder ihr Geist vielleicht schon hinüber war, und ich sie zum erstenmale mio caro angelo! in diesem Briefe nannte? Wie wenig glaubte ich damals auch, daß die Gefahr so nahe sei, wenn ich auch der Hoffnung auf dauernde Gesundheit schon lange ein schmerzliches Valet gegeben hatte."

„Sie haben wohl Recht, es ist schwer, eine geliebte Person für immer zu verlieren. Sehr schwer!"

„H. Pückler."

„Hat Machbuba meiner denn am letzten Tage gar nicht mehr gedacht — und hat sie nicht vielleicht dem bittern Gedanken Raum gegeben, ich sei nur abwesend geblieben, um sie nicht sterben zu sehen? So grausames Unrecht sie mir damit gethan hätte, so quält mich diese Idee fortwährend."

Nach Machbubas Dahinscheiden wurde von einem Maler aus Sorau eine Zeichnung von ihr gemacht, und von ihrem Kopf, ihrer Hand und ihrem Fuß ein Gypsabdruck genommen. Am 29. war ihre Beisetzung; ihre Dienerinnen kleideten sie in orientalische Tracht, und legten sie in den reich mit Kränzen und Blumen geschmückten offenen Sarg. Gegen Abend trug sie die Allaunbergwerksknappschaft mit Fackeln und Grubenlichtern, der Direktor und die Steiger voran, zu Grabe. Der Superintendent Petzold, ein braver, vortrefflicher Mann, und der andere Prediger gaben ihr das Geleite; die beiden Dienerinnen, die Aerzte, der Generaldirektor Bethe, der kleine Mohr, den Pückler mitgebracht, und die Beamten, so wie die Bürger und das Volk von Stadt und Umgegend folgten. Der Zug ging über die Brücke beim Amtshause vorüber durch die Stadt nach dem Kirchhofe. An der Gruft sang der Schulchor einen Choral. Viele Thränen des Mitgefühls und tiefster Rührung wurden

vergossen für das arme Kind, das so früh dem Dasein entrissen worden. Die Fackeln der Bergknappen und die leuchtenden Sterne erhellten die dunkle Nacht. Diese traurige Feier fand Statt am Vorabend von Pückler's Geburtstag!

Es mischte sich dies wie ein schwarzer Schatten in die Freude, mit der man den Geburtstag des nach so langer Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrten Standesherren zu begehen gehofft hatte; die Anstalten dazu waren bereits getroffen. Am Morgen wurden die Geschütze abgeschossen; es war ein heitrer Herbsttag, die Baumgruppen des Parks glänzten von der goldenen Sonne beschienen, in tausend Farben. Abends war Festvorstellung im Theater, mit einem von Leopold Schefer gedichteten Prolog. Doch blieb auf Anordnung des Generaldirektors Bethe die fürstliche Loge finster und verschlossen. Nach dem Theater war Ball; im Tanzsaal stand die Büste des Fürsten, umkränzt von Blumen und Cypressen, bestrahlt von reicher Lichterfülle.

Am nächsten Sonntag sprach der würdige Superintendent Petzold in seiner Predigt mit Theilnahme von Machbuba, und lobte des Fürsten väterliche Fürsorge für sie.

Vierzigster Abschnitt.

Pückler reist nach Muskau. Luciens Trostworte. Seine Antwort. Weiteres über Machbuba.

Pückler reiste den Tag, nachdem er die Unglücksbotschaft erhalten, den 1. November allein nach Muskau ab, in dunkler Nacht, die er schlaflos zubrachte. Und mit welchen Gefühlen! — Lucie blieb in Berlin. Sie schrieb ihm von dort den 2. November 1840: „Herzlich bitte ich Dich nun nochmals, Dich in Deinem Gram zu fassen. Wohl will der Schmerz über einen empfindlichen Verlust sein Recht haben — und es liegt selbst ein Trost darin, einen solchen Schmerz gefühlt und getragen zu haben. Doch wie alles auf Erden: man muß die richtige Seite des Erlebnisses auffassen. Und so — hast Du nur Gründe der Beruhigung, in dem was Du der Verstorbenen gewesen bist, was sie Dir auch war. — Wie selten ist es, daß man ein Wesen zu Grabe tragen sieht, mit welchem man in engerer Berührung stand, und sich nicht dies Versehen, dies Unrecht an ihm begangen zu haben vorhält — war's auch nicht Absicht; die Unvollkommenheit unserer Natur, die Verschiedenheit der Auffassung und der Gemüthsverfassung, sie hätte gekränkt und mißverstanden, verletzt oder mißfallen müssen. Hier fand alles dieses nicht statt, und so weit Deine Macht und Liebe reichte, hast Du die Lage von Machbuba verschönt und versüßt! Eine höhere Macht legte ihr die Krankheit auf. Und wie wohl ihr, daß sie ihr Leidensziel erreichte, wie tausendmal wohl ihr, daß sie, was doch so leicht hätte kommen können, nicht erlebt hat,

daß sie Dich verloren! Nun ist sie Dir vorausgegangen, und wer weiß wie nahe Dir die Seele, die Du betrauerst! Ein Schutzgeist sanft und mild vielleicht, Deine kommenden Tage zu erheitern, Dir einzuflößen, was recht und wohl sein wird zu Deinem Heile jeder Art, Dich belebend in jeder frohen, harmlosen Empfindung, aufrichtend bei jedem trüben oder drückenden Ereigniß. So, mein Freund, sieh diesen Todesfall an, und wo ich nicht weiter zu trösten vermag, da sende Gott Dir Frieden und die Ruhe in Deine Brust."

Daß Lucie in demselben Briefe Pückler bat, er möge Dr. Freund nicht im Schloß wohnen lassen und nicht als täglichen Gast zu Tische bitten, bewies, daß sie alles zu entfernen trachtete, was den tief Betrübten an Machbuba erinnern konnte, und daß sie diesen ersten Augenblick dazu wählte, zeigte recht ihren leidenschaftlichen Eifer.

Pückler antwortete aus Muskau, den 5. November 1840: „Liebe Schnucke, ich habe Deinen Brief vom 2. in meiner geliebten Machbuba Todtenbett erhalten, wo ich zwölf Stunden in tiefem Kummer, und oft in Schmerz ganz aufgelöst zugebracht. Aber vergebens habe ich sie auf meinen Knieen gebeten, mir irgend ein Zeichen zu geben, daß es ihr wohl gehe, und sie sich noch der Vergangenheit erinnere — vergebens hatte ich den Spiegel der Toilette so vorgerückt, daß ich ihn zu meinen Füßen mir gegenüber hatte, um vielleicht ihres lieben Gesichtes, und ihrer treuen, klugen Augen darin gewahr zu werden – kein Gesicht aber erschien mir, keinen fremdartigen Laut vernahm ich, nur die Thür knarrte häufig im Winde, und eine Maus lief einmal von unter dem Kanapee her quer über die Stube unter mein Bett. Hätte sie sich kund zu thun vermocht, gewiß, sie hätte es gethan! Denn so viel Liebendes und Rührendes habe ich auch jetzt von ihr gehört." Die Bitte wegen des Doctor Freund wies Pückler zurück, mit der Bemerkung, so etwas nur vorzuschlagen, würde der armen Wilden nicht eingefallen sein.

Sei dem wie ihm sei, in der wehmüthigen Gemüthsverfassung, in der sich Pückler befand, gab er doch der alten Gewohnheit nach, seine Gefühle wie sonst gegen Lucie auszuströmen. Die Briefe, die so klar sein Inneres zeigen, wir glauben sie den Lesern nicht vorenthalten zu können:

„Muskau, den 6. November 1840."

„Liebste Schnucke."

„Ich habe heute auf Machbubas blumenbekränztem Grabe im Schein des Mondes viel heiße Thränen vergossen, und aus tiefstem Herzen für ihr Wohl gebetet, und Sonntags wird der Superintendent ihrer, als meines Pflegekindes, auch in der Kirche noch einmal ehrenvoll gedenken. Glaube mir, er wird selten das Lob einer Dahingeschiedenen aussprechen, deren Gemüth edler und unschuldiger war. Darum war ihr auch der Tod nicht furchtbarer als eine Reise, und sie hat in keinem Augenblick ihres Lebens bis zum letzten, wo sie so ruhig wie ein müdes Kind entschlief, die mindeste Scheu davor an den Tag gelegt. Oft unterhielt sie sich, wie mir Karoline erzählt hat, in ihrer eignen Sprache mit meinem Bilde, abwechselnd zu Gott betend, und äußerte einmal, sie sei zufrieden, ja sie wünsche vor meiner Rückkunft zu sterben, denn ich sei selbst noch zu krank und schwach von viel Erlittenem, und der Schmerz, sie sterben zu sehen, könnte mich mehr angreifen, als ich vielleicht zu ertragen vermöchte."

„Sie soll als Leiche viel freundlicher und glücklicher als im Leben — das in den letzten Zeiten so schwer für sie war — ausgesehen haben, und die fremdesten Leute haben sie nicht ohne tiefe Rührung betrachten können."

„Gott mit ihr und mit uns, und einst vielleicht ein süßes Wiederfinden! Denn ihr Herz war edel, und kein Eigennutz hat je die zärtliche Verbindung unserer Seelen getrübt. Dem Doctor Freund kann ich es nicht genug danken, daß er den vortrefflichen Einfall gehabt, ihr Gesicht, Hand und Fuß in

Gyps modelliren zu lassen, was Schöbel sehr gut ausgeführt hat. Dies Andenken ist mir um so theurer, da ich leider kein Bild von ihr habe. Hoffentlich besitzt Du noch die so ähnlichen Augen, die ich Dir einst schickte, und ich bitte Dich inständig um deren Rückgabe. Und nun lassen wir die Todte ruhen! Vielen Dank für die so schnell überschickten Leute und Sachen, wie für alles Hübsche in Muskau, die behagliche, geschmackvolle Einrichtung, deren Werth ich täglich mehr erkenne. Auch sieht der Schloßhof ohne die Blumenaufstellung unendlich besser aus, und ich bin der Meinung, daß man ihn immer so lassen muß. Der Erbprinz von Weimar war hier, und hat alles sehr schön gefunden, und wirklich, es kann wenig behaglich lieblichere Wohnhäuser geben, als das Schloß jetzt ist."

„Komm bald, meine gute Schnucke, einstweilen habe ich immer drei Personen bei Tisch, was mich recht wohlthuend zerstreut, und was ich auch fortzusetzen wünsche, wenn auch nicht täglich. Adieu, und ein herziges Küßlein."

„Dein treuer Lou."

„Muskau, den 7. November 1840."

„Liebe Schnucke."

„Ich mag es anstellen wie ich will, ich kann mich nicht darüber trösten, daß ich nicht wenigstens noch einige Tage vor ihrem Tode meine arme Machbuba habe warten, und ein Gespräch aus tiefster Seele mit ihr halten können! Und nur mir allein mache ich die bittersten Vorwürfe darüber, denn so bald der Arzt in Berlin erklärt hatte, daß auch nicht die mindeste Gefahr bei Deiner Krankheit mehr stattfinde, hätte ich können und sollen abreisen. Hätte sie nur noch die Freude meines letzten Briefes, und der ihr überschickten Sachen als ein Zeichen meines fortdauernden Andenkens erhalten — aber auch dies kam erst wenige Stunden nach ihrem Tode an. Sie muß an ein Vergessen meinerseits mit bitterem

Gefühl geglaubt haben, obgleich sie zu mild und gut und liebevoll war, um es zu äußern; ich fürchte es aber um so mehr, da ich ihr oft im Scherz zu sagen pflegte: „Nimm Dich in Acht, mich nie von Dir zu lassen, denn wenn ich Dich einen Monat nicht mehr gesehen haben werde, denke ich gewiß nicht mehr an Dich.“ Und darauf antwortete sie immer mit einer ihr gar hübsch stehenden altklugen Miene „O, mein guter Sidi, das weiß ich, das weiß ich sehr wohl, aber ich lasse Dich auch nicht gehen, und wenn ich's nicht hindern kann, so wirst Du bald hören, die arme Machbuba sei nicht mehr.“ Dann küßte ich sie, und liebte sie mehr denn je — und dennoch hatte sie im prophetischen Geiste gesprochen! Dieser Vorwurf wird an mir nagen bis ich ihr folge. — Bitte, schicke mir ja, so schnell Du kannst, ihr halb durchschnittenes Bild, wenn es in Berlin ist, sonst hat es Zeit bis Du herkommst, was hoffentlich nicht mehr lange anstehen wird. Deinen Brief No. 2 habe ich erhalten, und mit Rührung gelesen, aber Du hast wahrlich ganz Unrecht, Dir über mich und meine stets unwandelbare Gesinnung für Dich solche trübe Gedanken zu machen. Nimm mich nur ein bischen auf meine Art, und wolle mich nicht ohne Noth noch irgend wesentlichen Vortheil für Dich selbst, geniren, so ist ja das Beisammensein mit Dir das Liebste, was ich mir auf der Welt nur wünschen kann, denn mit wem kann ich laut denken wie mit Dir!“

„Vergiß nicht, liebe Seele, daß Du mir das Pfeifenkabinet einrichten, und auch die Vorhänge in der Bettnische machen lassen wolltest. Das letzte ist wirklich lügübre, denn ich sehe mich in den Spiegeln zweimal hintereinander im Bett liegen, ganz wie im Sarge. Mais sans vous je ne sais rien ordonner. Adieu, und komm bald.“

„Dein treuer Lou.“

„P. S. Ich höre von Schmidt, daß Du außer dem türkischen Säbel auch einen Tabaksbeutel von vier Farben

mit dem ungarischen Wappen, als zu dem ungarischen Bauernkostüm gehörig, nach Berlin genommen hast. Bitte bringe mir diesen wieder zurück, da er in das Tabakkabinet zum großen Pesther Pfeifenkopf gehört, zu dem er appart verfertigt wurde."

„Nachdem ich gestern die Mitternacht, von niemand gestört, im einsamen Schein des Mondes, auf Machbubas Blumengrabe, wo nur das Säuseln des Windes in den dürren Blättern der Bäume hörbar war, herangewacht, und viel gebetet und geweint, ist sie mir endlich, wenngleich nur im Traume, erschienen. Sie stand, als ich erwachte, (im Traum), an meinem Bett in ihrer Mameluckenkleidung, wo sie mir immer am Besten gefiel, und war so frisch und lieblich, voll und kräftig, wie in ihrer besten Zeit, und küßte mir mit heitrer und schalkhafter Miene die Hand zum guten Morgen. Von ihrem Tode, schreckliches Wort! wußte ich im Traume nichts, doch aber hatte ich die dunkle Idee ihres Krankseins behalten, und freute mich daher innig über ihr gesundes, üppiges Ansehen. Nun sprachen wir viel, und erlebten allerlei im Fortgang des Traumes, von dem mir aber keine deutliche Erinnerung geblieben. Auch als ich auf ihrem Grabe kniete, und mein Gesicht in die bethauten Blumen getaucht, geschah etwas Eignes. Ich bat sie, wobei sie sich immer so graziös benahm, wenn sie sich nicht zeigen könne, mir wenigstens einen Kuß auf die Wange zu drücken. In diesem Moment fuhr ein plötzlicher und heftiger Windstoß über mich hin, und eine der Blumen berührte mich mit einem ganz ähnlichen Gefühl an der linken Backe, als es der sanfte Kuß Machbubas so oft zu thun pflegte. Du wirst, meine gute Schnucke, über diese Phantasieen lächeln, mir aber waren sie doch ein Trost, denn der Verlust des lieben Kindes hat tief in mein Herz gegriffen, und wenn ich mich zerstreue und sie momentan vergesse, fühle ich bald wie einen Vorwurf darüber."

Den 12. November 1840 schrieb er: „Verzeih, liebste Schnucke, daß ich in mehreren Briefen Dir nur von Machbuba geschrieben, aber Du bist ja meine treueste, vertrauteste Freundin, vor der ich allein mein Herz ausschütten kann. Ich selbst will aber jetzt, so viel ich kann, an andere Dinge denken, denn die immer wieder aufgeregte Wunde reibt mich auf.“

Auch nach anderer Seite sprach Pückler seinen Kummer aus; er schrieb an *** aus Muskau den 14. November 1840: „Meinen besten Dank für das interessante Buch, und weitere gütige Theilnahme an meinen Angelegenheiten. Leider bin ich jetzt zu betrübt von dem härtesten Schlag, mit dem das Schicksal mich heimsuchen konnte, um außer diesem tiefen Schmerz noch an irgend etwas regen Antheil nehmen zu können. Ich habe verloren, was mir im irdischen Leben durch nichts mehr ersetzt werden kann,˙ eine Seele, deren von der Natur allein verliehene erhabene Schönheit, durch innigste Hingebung mit mir vereinigt, mehr zu meiner eigenen Veredlung beigetragen hat, als alles, was die sogenannte civilisirte Welt mir bisher geboten hat.“

„Sie ist gestorben, wie sie gelebt, in großartiger Unbefangenheit, trotz aller Entstellungen der Krankheit voll Grazie, mit wehmüthiger Heiterkeit bis zum letzten Augenblicke, und die Natur selbst hat sie heilig gehalten, denn nicht der mindeste Todeskampf ging ihrem Ende voran. Sie entschlief so sanft wie ein müdes Kind, und ihre Leiche behielt mehrere Tage lang einen Ausdruck der Verklärung, der ihr ganz fremde Personen bis zu heißen Thränen rührte.“

„Dies war eine wahrhaft Fromme, Gott noch so nahe wie Eva im Paradiese, ehe ihr die Frucht vom Baume der Erkenntniß geboten worden war, und mit Erstaunen hörte ich sie oft Worte sprechen, die man Christus hätte in den Mund legen können. Und eben so ächt, naiv, naturgemäß und unverstellt war sie in ihren Fehlern, was wir nämlich

Fehler nennen, und diese liebt man eigentlich am Heftigsten bei geliebten Wesen, während man die Vollkommenheiten mehr bewundert, ein Gefühl, das der Verehrung näher steht als der Liebe, wenigstens auf Erden."

„Doch genug von einem Wesen, das Sie kaum dem Namen nach gekannt, das aber gewiß, wären Sie ihm im Leben begegnet, denselben Zauber auf Sie ausgeübt haben würde, von dem ich mehr oder weniger Jeden ergriffen gesehen habe, der auch nur die kürzeste Zeit mit ihr in Berührung kam."

„Verzeihen Sie mir deshalb um so mehr, wenn ich jetzt von nichts anderem sprechen kann."

„Ihr aufrichtig ergebener
H. P."

An Lucie schrieb Pückler den 15. November 1840: „Liebste Schnucke. Ich bin recht traurig über Dein anhaltendes Uebelbefinden; doch hast Du vollkommen Recht, Dich nicht eher auf den Weg nach Muskau zu machen, als bis Du Dich vollkommen hergestellt fühlst."

„Was mich betrifft, so geht es mir wie es mir unter den obwaltenden Umständen gehen kann, und die Zeit fängt wohl schon leise an, ihr freilich wohlthätiges, doch eigentlich schauderhaftes Recht zu üben! Arme Machbuba! Auch Dein Andenken wird in den Hintergrund treten; doch gleichgültig kann es mir nie werden. Ich habe mehr Liebe für sie gefühlt, als ich mich deren fähig hielt, und das war vielleicht zugleich mein höchster Schmerz und mein bester Trost. — Hart aber trifft mich jetzt von neuem der Verlust des treuen Bildes ihrer Augen! Suche doch noch, vielleicht findet es sich noch."

„Du schreibst mir ja gar nichts mehr von Berlin; zerstreue mich doch damit ein wenig. Für die Viktualien danke ich bestens, und ich verzehre sie auch in leidlicher Gesundheit; aber meine alte Thätigkeit kehrt noch nicht wieder.

Vielleicht auch diese mit der Zeit! Von dem Zeuge werden 50 Ellen gebraucht nach der angegebenen Breite. Vergiß auch nicht die nöthigen Sachen zur Arrangirung des Pfeifenkabinets mitzubringen; denn meine kleine Einrichtung gefällt mir und beschäftigt mich sehr, je mehr ich mit ihr vertraut werde, und sie nach meiner Bequemlichkeit einrichte, denn diese muß bei Wohnzimmern selbst aller Eleganz vorangehen."

„Noch sind indeß meine Sachen kaum zur Hälfte geordnet. Auch vermisse ich noch gar viel von dem Uebersandten; jedoch fanden sich die Säulen und vier Figuren des Schiffes, so wie die beiden Becher aus Rhinozeroshorn. Mit Thränen in den Augen habe ich Machbubas Sachen geordnet und selbst ihre Kleider kann ich mich nicht entschließen auszumärzen. Ein eigenes Kabinet, das letzte, ist für sie allein bestimmt, es ist das einzige, das immer kalt bleibt wie ihr Grab!"

Ein großer und tiefer Schmerz hat immer etwas Achtunggebietendes. Von allen Näherstehenden wurde Pückler die innigste Theilnahme bezeigt. Die Damen, welche Machbuba kennen gelernt, betrauerten herzlich ihren Verlust. Wie ehrenvoll das Andenken war, welches dieses seltene Wesen auf der Erde zurückließ, möge unter anderem ein Brief der Gräfin Thurn beweisen, die an Pückler schrieb: „Ja, lieber Freund, ich habe, indem ich mir Ihre herbe Trauer vergegenwärtigte, dieses theure Mädchen wie eine liebe Tochter beweint! In ihr birgt das kühle Grab ein Herzenskleinod, wie es unser süßlippiges Europa selten hervorbringt. Ach, dieses gute Mädchen, welches ich so oft im Vergleiche mit Anderen überraschte, wobei sie sich so arm an Geistesbildung fand, barg Schätze von Zartgefühl, von Fähigkeiten an Verstand und Scharfsinn, mit der sich manche Europäerin gebrüstet. Hätte Ihnen, lieber Fürst, der Himmel an der von mir hochverehrten Fürstin nicht eine Freundin verliehen, die mit Ihnen getrauert, deren Engelherz unerschöpfliche Mittel für Ihre

Pflege zu Gebot hat, deren hoher Geist treffende Gründe zu Ihrer Beruhigung wüßte, so fände mein Mitleid keine Worte, um Ihren Gemüthszustand zu beklagen, und ich könnte Sie nur versichern, daß Ihr tiefes Leid tiefen Anklang an Donau's Ufern in meinem Herzen findet, welches Machbuba nicht blos geliebt, sondern auch bewundert. Wie fest und edel war ihr Karakter, wie heftig ihre südliche Gluth, und wie wußte sie diese unter der Herrschaft zarter Weiblichkeit zu zähmen. Wie glühend war ihr Verlangen nach Geistesentwickelung, (denn gebildet für alles Edle war er mit ihrem ersten Athemzug). „Dem Lernen soll meine Zeit gehören, nicht dem Besuchabstatten", sagte sie mir. Trug nicht vielleicht der Wunsch, mit dem Beginne des Lernens auch gleich die höchste Stufe des Wissens zu erreichen, mit zu ihrer Aufreibung bei? Ich sollte es fast glauben, denn Personen, die die Wohlthat der Früchte, die die Zukunft dem Fleiße beut, nicht kennen, stellen an die Gegenwart die dringende Forderung, zu leisten was ihr Herz begehrt, und dieses ungeduldige Verlangen entsprang auch nur dem Wunsche, ihrem lieben Herrn zur Ressource zu dienen. Sie hat mich durch ihre Anhänglichkeitsäußerungen oft zu Thränen gestimmt; sie waren alle so wahr, so rein, so entfernt von allem Eigennutz."

Auch die Gräfin Adelheid von Carolath, Luciens Tochter, schrieb an Pückler einen liebevollen Beileidsbrief, in welchem sie Machbuba mit Goethe's Mignon verglich.

Wenigstens hatte Pückler den Trost, daß das Schicksal ihm verstattet hatte, das holde Kind so glücklich zu machen, als Liebe und Fürsorge dies irgend vermögen.

Einundvierzigster Abschnitt.

Beschäftigung. Reise nach Dresden. Gottfried Semper. Zusammentreffen mit der Mutter. Tod von Luciens Enkelin. Fürstin Adelheid von Carolath. Heinrich Laube und seine Gattin. Theodor Mundt. David Strauß. Der Schnellläufer Mensen Ernst. Der Zwerg Billy Masser. Besuch an den Höfen von Weimar und Rudolstadt. Steigende Berühmtheit. Kissingen. Besuch beim König Ludwig von Baiern in Brückenau. Lustige Unterhaltung dort. Pückler als Hofmann. Frankfurt am Main. Rothschild. Heidelberg. Die Schloßruine. Baden-Baden. Der König von Würtemberg. Besuch auf dem Johannisberg bei dem Fürsten von Metternich. Der Hof von Berlin. König Friedrich Wilhelm der Vierte. Prinz und Prinzessin von Preußen. Prinz und Prinzessin Karl. Herzogin von Sagan. Gräfin Henriette Rossi, geb. Sonntag.

In der Oede und Leere seines Verlustes fand Pückler noch am meisten Befriedigung sich wieder mit der Verwaltung von Muskau, und mit den Arbeiten im Park zu beschäftigen. So brachte er seine Tage, trotz der winterlichen Jahreszeit größtentheils im Freien zu, und Abends im stillen Dunkel ging er zu Machbubas Blumengrab, und unterhielt sich mit ihr, als wenn sie noch lebte. Zeitweise kam auch Lucie von Berlin nach Muskau. Sein lebhafter Geist begann allmählich sich den Außendingen zuzuwenden. Er las viel, überlies sich seinen Gedanken, seinen vielen Korrespondenzen. Im Sommer 1841 machte er einen Ausflug nach Dresden, wo all sein Künstlersinn angeregt wurde, durch die Baupläne des genialen Gottfried Semper, die dieser ihm vorlegte. Im Hotel traf Pückler zufällig mit seiner Mutter zusammen. Er fand sie noch unglaublich jung aussehend, eine Eigenschaft, die ihr Sohn von ihr geerbt hatte, dabei lebendig wie

Quecksilber, und trotz ihrer 71 Jahre besaß sie noch kaum ein graues Haar. Sie wollte ihn, den sie in so vielen Jahren nicht gesehen hatte, sogleich in's Theater mitnehmen, wo ein Taschenspieler seine Künste machte. Ein paar Tage lebten beide dort zusammen, dann trennten sie sich wieder mit großer Zärtlichkeit.

Der Sommer 1841 brachte ein trauriges Ereigniß, von dem besonders Lucie betroffen wurde; ihre Enkelin, Adelheid, geb. Prinzessin von Carolath, und vor kaum einem Jahr mit ihrem Vetter, dem Fürsten Ludwig zu Schöneich-Carolath vermählt, starb noch nicht achtzehn Jahre alt, in der Fülle der Jugend und Schönheit.

Mit den Vertretern der Wissenschaft und Literatur hatte Pückler viele Anknüpfungen. Varnhagen hatte ihn mit Heinrich Laube und Theodor Mundt in Beziehung gesetzt. Ersterer hatte nebst seiner schönen und liebenswürdigen Frau, Iduna, bereits während Pückler im Orient war, mit der Fürstin Bekanntschaft gemacht, die beiden sehr zugethan war, und sowohl das Talent und die große Begabung Laube's zu schätzen wußte, als sie auch zugleich in der Nähe der Doctorin Laube eine angenehme und erheiternde Gesellschaft fand. Als die polizeilichen Verfolgungen des jungen Deutschlands vor sich gingen, und Laube zu mehrmonatlichem Festungsarrest verurtheilt wurde, durfte er seine Strafe zu Muskau verbüßen, und wohnte dort auf dem einsam poetischen Jagdhaus, dichtend und dem Jagdvergnügen obliegend. Als Pückler heimkehrte, und er und Laube sich persönlich kennen lernten, waren sie schon gegenseitig mit einander vertraut, und befreundeten sich nun noch mehr. Der Doctorin Laube zu Ehren vermuthlich hat Pückler auch eine seiner Eichen im Park die „Idunaeiche“ genannt, als gleichzeitige Erinnerung an die geistreiche Freundin und die nordische Göttin. Laube hat nach Pückler's Tode in einem Aufsatz in der „Neuen Freien Presse“ sein Zusammensein mit ihm lebendig geschildert.

Außer Laube beabsichtigte Pückler auch David Strauß ein sorgenfreies Asyl in Muskau zu geben, als dieser seines religiösen Freisinns wegen in der Schweiz Verfolgungen ausgesetzt war, und er schrieb ihm in diesem Sinne aus dem Orient unbekannterweise. Strauß war ihm sehr dankbar dafür, aber die Sache kam nicht zu Stande.

Die Lust am Sonderbaren und Auffallenden legte Pückler niemals ganz ab. Er hatte irgendwo in seinen Schriften den damals berühmten Schnellläufer Mensen Ernst erwähnt, und gebeten, wer den Mann auffinden könne, möge ihm ihn zusenden. Darauf hin trat eines Tages der Schnellläufer wirklich bei ihm ein, da er von einem Bekannten des Fürsten unterrichtet worden, daß man ihn begehre. Da war nun ein neues Spielzeug gefunden! Pückler nahm Mensen Ernst in seine Dienste, ließ ihm eine phantastische Kleidung machen, mit einer lichtblauen goldgestickten Mütze, und einer gleichfalls lichtblauen, goldgestickten Brieftasche zum Umhängen, die an einem zierlichen Riemen befestigt war, und in diesem Anzug lief der Mann nun als Bote hin und her, und kam oft von Muskau nach Berlin, wo natürlich seine Erscheinung genügte, daß Tausende von Straßenjungen jubelnd und athemlos hinter ihm herjagten, und daß vor dem Hause, in das er eintrat, sich ein ganzer Auflauf von Neugierigen bildete, und die Thüre belagerte. Pückler amüsirte sich königlich an allem diesem, und ließ sich von Mensen Ernst seine Schicksale und Abentheuer erzählen. So blieb der Schnellläufer längere Zeit in Muskau.

Lucie hatte unterdessen die Bekanntschaft des damals etwa siebzehnjährigen Zwerges Billy Masser gemacht, ließ ihn sich von dessen Eltern abtreten, sorgte für seine Erziehung und Ausbildung, und behielt ihn als Sekretair und Gesellschafter beständig in seiner Nähe. Auch dieser trug verschiedene phantastische Anzüge, in denen er abwechselnd erscheinen mußte.

Im Sommer 1842 besuchte Pückler den Weimarer Hof, wo er sehr ausgezeichnet wurde. „Il va sans dire qu'il y a eu grande présentation de mes chevaux arabes, que les mains de toutes les Altesses impériales et royales ont caressés, et que tout Weimar a admiré au Belvédère. Ces chevaux et Joladour[1]) sont mes qualités les plus saillantes,“ schrieb er an Lucie von dort. Aber auch die Lust an Gartenanlagen, die dort herrschte, war ein Element, das viele Anregung darbot, und besonders der damalige Erbprinz Karl Alexander befragte Pückler beeifert um seinen Rath, welcher auch einen großartigen Plan für Ettersburg entwarf, auf einem Gebiet, ausgedehnter als das von Muskau, wo ihm Berge, Wasser und Buchenwald ein dankbares Material zum Schaffen dünkten.

Von dort ging Pückler nach Rudolstadt, wo er den Besuch des Fürsten und seines Bruders Albert empfing, den er von Berlin her kannte. Im Schlosse wurde ihm ein großes Diner gegeben, und der Fürst machte Ausflüge mit ihm und dem Prinzen Karl von Hessen nach Schwarzburg und dem Thiergarten.

Ueberall zeigte es sich, daß Pückler's Berühmtheit seit seiner Reise in den Orient noch bedeutend zugenommen hatte. In Rudolstadt standen von früh bis spät eine Masse Menschen vor dem Gasthof versammelt, den er bewohnte, um ihn, oder den türkisch gekleideten Mohren, oder die arabischen Pferde zu sehen, und viele Personen baten inständigst um die Ehre, ihn wenigstens einen Augenblick besuchen zu dürfen; besonders viele Geistliche waren darunter, die ihm also seinen weltlichen Freisinn um seiner Berühmtheit willen verziehen haben mußten, und Alle machten dem Schriftsteller die begeistertsten Lobeserhebungen. Auch in Weimar war ihm Aehnliches begegnet. Gedichte wurden ihm zu Dutzenden zugesendet.

[1]) Der Mohr des Fürsten von Pückler.

In Kissingen sah sich Pückler einige Tage das bunte Badeleben an, und traf Varnhagen, General Tettenborn, Puttbus, eine ganze Masse alter Bekannten. Dann machte er in Brückenau dem König Ludwig von Baiern seine Aufwartung, der dort ganz bürgerlich lebte, sehr lustig war, und ihn zum Mittag mit ein paar anderen Herren einlud, wo man sich mit einer ziemlich leichtfertigen Unterhaltung und allerhand Anekdoten die Zeit vertrieb. Als Pückler mit dem König in den Promenaden von Brückenau spazieren ging, hatte er Gelegenheit seine Geistesgegenwart als Hofmann zu zeigen. Als sie nämlich einen jähen, felsigen Abhang niederklettern mußten, hatte der König die größte Mühe festen Fuß zu fassen, und schwankte einigemal, so daß Pückler, der noch immer behend wie eine Gemse klettern konnte, glaubte zur Unterstützung ihm den Arm reichen zu müssen. In dem Augenblick wie dies geschah, rief Baron Daun, ein Universitätskamerad und großer Günstling des Königs, Pückler in's Ohr: „Um Gotteswillen, helfen Sie ihm nicht, das nimmt er entsetzlich übel.“ Gleichzeitig wandte sich der König auch schon sehr verdrießlich nach Pückler um, und rief: „O, was glauben Sie, daß ich Hülfe brauche?“ — „Ach, Ihre Majestät, ich bitte tausendmal um Vergebung,“ erwiederte Pückler ohne sich zu besinnen, „im Begriff auszuglitschen, und Ew. Majestät so nahe, habe ich instinktmäßig Ihren Arm ergriffen, mich daran zu halten, und bin ganz beschämt über einen so großen Verstoß gegen alle Etikette.“ Dies setzte König Ludwig in die vergnügteste Laune. „Daun, Daun,“ rief er laut lachend, „der Fürst wäre gefallen, wenn er sich nicht an meinen Arm angehalten hätte. Ha ha ha, Fürst, man muß jung bleiben, nicht wahr? Sie sind auch noch jung. Fünfzig vorbei darf man sich nicht gehen lassen, alles mitmachen, wie vorher, Fürst, nicht wahr?“ — „Mir aus der Seele gesprochen, Majestät,“ versetzte Pückler. Baron

Daun, der zur Seite stand, drückte aber Pückler die Hand, und flüsterte: „Bravo, gut aus der Affaire gezogen."

In Frankfurt am Main besuchte Pückler eine andere Art von König nämlich den Geldkönig Herrn von Rothschild, dessen Haus, und Meublirung und Gärtchen er sehr bewunderte. In Heidelberg entzückte ihn das alte Schloß, das er für die schönste Ruine auf dem Kontinent erklärte, die Alhambra, die er nicht gesehen, vielleicht allein ausgenommen. In Baden-Baden amüsirte er sich vortrefflich in der herrlichen Gegend, die er ein Paradies nannte. Er fand den König von Würtemberg dort, der ihn sehr artig empfing, und dem er viel vom Orient erzählen mußte, und der ihm dagegen seine besten Pferde vorführte. Pückler glänzte seinerseits mit seinen arabischen Pferden. Auch die Tochter des Königs zeichnete ihn sehr aus, wie die ganze elegante Welt, so viele Personen von Bedeutung und Rang, daß selbst die bloße Namenaufzählung zu lang wäre. Als Schriftsteller, als Fürst, als Lion, als Gärtner, als Pferdeliebhaber- und Kenner, als Reisender wurde er von allen Seiten gefeiert. Doch war er immer hin und wieder leidend, und klagte im Vertrauen gegen Lucie oft, daß Jugend und Gesundheit dahinschwänden, und daß auch die Geldmittel für seine Stellung nur knapp reichten, denn die Vergrößerung der Einnahmen von Muskau wollte er nicht so groß finden, als man sie ihm geschildert hatte.

Doch war von Baden-Baden ein Ausflug nach dem Johannisberg, zum Fürsten von Metternich, immerhin zu verlockend für ihn, um ihn nicht zu unternehmen; er trat unerwartet dort in den vollen Gesellschaftssaal, und wurde vom Fürsten, so wie von der Fürstin Melanie mit lauter Freude begrüßt. Schloß und Anlagen prüfte er mit künstlerischem Blick.

Nachdem Pückler lange mit dem Berliner Hofe geschmollt, und sich trotz alles Zuredens von Lucie dort nicht

sehen gelassen, mußte er sich doch endlich daselbst zeigen. Vom König Friedrich Wilhelm dem Vierten wurde er zwar freundlich empfangen, und ersterer besuchte auch einmal Muskau, von dem er sehr entzückt war, doch gehörte Pückler nie zu den Günstlingen, deren dieser launenhafte Monarch so viele hatte, und nie entstand irgend eine wahre Sympathie zwischen ihnen. Mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, und dem Prinzen und der Prinzessin Karl dagegen entspann sich das beeifertste Freundschaftverhältniß. Auf den Wunsch der ersteren übernahm er es, die Parkanlagen von Babelsberg zu leiten, wo er wieder oft bei dem ungünstigsten Wetter als Gärtner thätig war, und Wunder von Schönheit und Geschmack ausführte. Auch in der schönen poetischen Besitzung des Prinzen Karl, Glienicke, ertheilte er manchen guten Rath. Den beiden Prinzessinnen, denen er in ihrer ersten Jugend schon an dem Weimarer Hof begegnet war, bevor er seine Reise nach England antrat, war er mit Verehrung und Begeisterung ergeben, und freute sich, daß beide ihn auf jede Weise auszeichneten. Von dem Eindruck, den er von ihnen empfing, als er sie zum erstenmale sah, machte er damals Lucien eine Schilderung, die hier ihre Stelle finden möge. Er schrieb aus Weimar den 17. September 1828: „Ein langes Gespräch mit den beiden allerliebsten Prinzessinnen, das sehr animirt war, machte mich in der That bedauern, daß ich kein Prinz bin, denn beide, jede in ihrer Art, die ältere sentimental und schmachtend, die zweite muthwillig und lose, sind reizende Wesen, dabei von dem feinsten und natürlichsten Ton, wie der elegantesten Tournüre. Alle anderen Damen sahen wie Kammerjungfern gegen sie aus. Il parait, quand à moi, que je ne déplais pas ici, et vouz savez que j'ai besoin d'être un peu approuvé pour être content et aimable.“

Die Herzogin von Sagan besuchte Pückler in ihrer nahen Besitzung, und gab auch für den Park von Sagan manche

Rathschläge. Er wollte das Schöne nicht für sich allein haben, am liebsten hätte sein künstlerischer Sinn die ganze Welt verschönt.

Doch trotz allem Anreiz mochte sich Pückler weder dem Hofdienst, noch der Gesellschaftswelt lange widmen, und er vergrub sich meistens, und oft in melancholischer Stimmung, in den Wäldern von Muskau. Lucie war mehr in Berlin als er, und schilderte ihm das Leben in der Residenz, — aus derselben Zeit, die Varnhagen's „Tagebücher" umfassen, in scharfer, oft sehr sarkastischer Weise. War Varnhagen nicht zufrieden, weil er den Fortschritt, die Entwickelung der Freiheit wünschte, so war Lucie dagegen verstimmt, weil sie den Fortschritt nicht liebte, weil sie dem alten Regime angehörte, der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, den Wittgenstein u. s. w. Aber in den Ergebnissen ihrer Beurtheilung stimmte sie mit Varnhagen oft überein.

In Berlin begegnete Lucie in Gesellschaft einmal der Gräfin Rossi, der ehemaligen Henriette Sonntag. Welche Funken mögen da von beiden Seiten unter der Asche geglüht haben, welche Erinnerungen mögen da wachgerufen worden sein! — Die Gräfin Rossi feierte den Triumph, die Fürstin Pückler ganz zu bezaubern und für sich einzunehmen. Lucie schrieb über dieses Zusammentreffen an Pückler im Februar 1844 wie folgt: „Gestern nun gab Louise[1]) mir zu Ehren eine kleine Soirée, die allerliebst war, wenn sie mir gleich so übel bekommen ist. Es waren lauter junge hübsche Leute beisammen, und Gräfin Rossi war so unendlich gütig um meinetwillen zu singen – wenigstens sagte man mir's so. Nein, hierüber geht gar nichts! Den Eindruck zu beschreiben, den es auf mich machte, vermag ich nicht. Ich brach in Thränen aus. Du wirst mich gewiß ein bischen ridicule finden, aber ich

[1]) Gräfin Louise von Pückler, die Gattin des Grafen Sylvius von Pückler, und Mutter des Grafen Heinrich von Pückler, des jetzigen Besitzers von Branitz.

konnte nicht anders, und nur meine innere Bewegung so gut als möglich verbergen, nicht gut genug zwar, daß die holde, beseligende Stimme es nicht gewahr wurde, und sie hat heute gesagt: alles Lob der Welt mache keinen Eindruck mehr auf sie, wenn aber ihr Gesang jemand tief rühre, das gehe ihr zu Herzen mit Wonne. Sie ist hinreißend, diese Frau, obgleich nicht schön mehr, und ihre sonstige ästhetische Erscheinung ganz verändert. Das erste war, daß sie sich nach Dir erkundigte. Sie sang die Romanze aus Othello, die, welche Desdemona vor ihrem Tode anstimmt. Mein Lou, Du glaubst nicht, welcher Zauber, ja eine wahre Zauberei. — Es accompagnirte sie ein Virtuose auf dem Cello, aus der Gesellschaft, ein Graf von Flemming, mein naher Verwandter, der hier angestellt ist; ein sehr interessanter junger Mann, und der allgemein recherchirt und gern gesehen wird. — Ich dachte viel an Dich, und weiß, daß Du Dich auch angezogen gefühlt hättest. Wahrlich, wenn man so viel Liebenswürdigkeit als Du in die Waagschale der geselligen Mittel, und die der Unterhaltung zu legen versteht, da solltest Du Dich nicht so vereinsamen — etwas noch lieben, außer Anlagen."

Pückler antwortete darauf aus Muskau: „Daß Dich die Gräfin Rossi so entzückt hat, wundert mich nicht, da ich dasselbe in vergangener Zeit hinlänglich empfunden, und Du erst 15 Jahre zählst[1]). Mein Enthusiasmus ist alt geworden wie ich selbst, doch wer weiß ob er nicht auch noch einmal wieder jung wird. Vor der Hand bin ich so abgestorben, wie der garstige Winter im Leichentuch um mich her, und nach der großen Welt namentlich sehne ich mich am allerwenigsten, mit all' ihren Sängern, Sängerinnen, Musikanten und Komödianten aller Art."

[1]) Pückler pflegte scherzend zu behaupten, Lucie fühle noch immer so jugendlich wie zu fünfzehn Jahren.

Rathschläge. Er wollte das Schöne nicht für sich allein haben, am liebsten hätte sein künstlerischer Sinn die ganze Welt verschönt.

Doch trotz allem Anreiz mochte sich Pückler weder dem Hofdienst, noch der Gesellschaftswelt lange widmen, und er vergrub sich meistens, und oft in melancholischer Stimmung, in den Wäldern von Muskau. Lucie war mehr in Berlin als er, und schilderte ihm das Leben in der Residenz, — aus derselben Zeit, die Varnhagen's „Tagebücher" umfassen, in scharfer, oft sehr sarkastischer Weise. War Varnhagen nicht zufrieden, weil er den Fortschritt, die Entwickelung der Freiheit wünschte, so war Lucie dagegen verstimmt, weil sie den Fortschritt nicht liebte, weil sie dem alten Regime angehörte, der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, den Wittgenstein u. s. w. Aber in den Ergebnissen ihrer Beurtheilung stimmte sie mit Varnhagen oft überein.

In Berlin begegnete Lucie in Gesellschaft einmal der Gräfin Rossi, der ehemaligen Henriette Sonntag. Welche Funken mögen da von beiden Seiten unter der Asche geglüht haben, welche Erinnerungen mögen da wachgerufen worden sein! — Die Gräfin Rossi feierte den Triumph, die Fürstin Pückler ganz zu bezaubern und für sich einzunehmen. Lucie schrieb über dieses Zusammentreffen an Pückler im Februar 1844 wie folgt: „Gestern nun gab Louise[1]) mir zu Ehren eine kleine Soirée, die allerliebst war, wenn sie mir gleich so übel bekommen ist. Es waren lauter junge hübsche Leute beisammen, und Gräfin Rossi war so unendlich gütig um meinetwillen zu singen – wenigstens sagte man mir's so. Nein, hierüber geht gar nichts! Den Eindruck zu beschreiben, den es auf mich machte, vermag ich nicht. Ich brach in Thränen aus. Du wirst mich gewiß ein bischen ridicule finden, aber ich

[1]) Gräfin Louise von Pückler, die Gattin des Grafen Sylvius von Pückler, und Mutter des Grafen Heinrich von Pückler, des jetzigen Besitzers von Branitz.

konnte nicht anders, und nur meine innere Bewegung so gut als möglich verbergen, nicht gut genug zwar, daß die holde, beseligende Stimme es nicht gewahr wurde, und sie hat heute gesagt: alles Lob der Welt mache keinen Eindruck mehr auf sie, wenn aber ihr Gesang jemand tief rühre, das gehe ihr zu Herzen mit Wonne. Sie ist hinreißend, diese Frau, obgleich nicht schön mehr, und ihre sonstige ästhetische Erscheinung ganz verändert. Das erste war, daß sie sich nach Dir erkundigte. Sie sang die Romanze aus Othello, die, welche Desdemona vor ihrem Tode anstimmt. Mein Lou, Du glaubst nicht, welcher Zauber, ja eine wahre Zauberei. — Es accompagnirte sie ein Virtuose auf dem Cello, aus der Gesellschaft, ein Graf von Flemming, mein naher Verwandter, der hier angestellt ist; ein sehr interessanter junger Mann, und der allgemein recherchirt und gern gesehen wird. — Ich dachte viel an Dich, und weiß, daß Du Dich auch angezogen gefühlt hättest. Wahrlich, wenn man so viel Liebenswürdigkeit als Du in die Waagschale der geselligen Mittel, und die der Unterhaltung zu legen versteht, da solltest Du Dich nicht so vereinsamen — etwas noch lieben, außer Anlagen."

Pückler antwortete darauf aus Muskau: „Daß Dich die Gräfin Rossi so entzückt hat, wundert mich nicht, da ich dasselbe in vergangener Zeit hinlänglich empfunden, und Du erst 15 Jahre zählst[1]). Mein Enthusiasmus ist alt geworden wie ich selbst, doch wer weiß ob er nicht auch noch einmal wieder jung wird. Vor der Hand bin ich so abgestorben, wie der garstige Winter im Leichentuch um mich her, und nach der großen Welt namentlich sehne ich mich am allerwenigsten, mit all' ihren Sängern, Sängerinnen, Musikanten und Komödianten aller Art."

[1]) Pückler pflegte scherzend zu behaupten, Lucie fühle noch immer so jugendlich wie zu fünfzehn Jahren.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Verkauf von Muskau an den General Grafen von Nostitz, und zwei Grafen von Hatzfeldt. Das Rittergut Waldstein. Freude, im sechzigsten Jahre unabhängig und schuldenfrei zu sein. Brief an Lucie. Luciens Kummer. Pückler's Abschied von Muskau. Dresden. Zusammentreffen mit Lucie. Mit Waldstein in den April geschickt! Berlin. Der Hof. Gartenanlagen in Babelsberg. Der Gärtner von Muskau. Prinzen und Prinzessinnen. Alexander von Humboldt. Bettina von Arnim. Varnhagen von Ense. Konstitutionsgerüchte. Das neue Opernhaus. Stall, Pferde und englischer Headgroom. Itzstein. Schlöffel. Leipzig. Die Leipziger Augustvorgänge. Pückler's Urtheil darüber.

Im Beginn des Jahres 1845 gewann Pückler auf's neue immer mehr die Ueberzeugung, daß es für die Ordnung und Unabhängigkeit seiner Verhältnisse nothwendig sei, Muskau zu verkaufen. Er hatte allmählig auch Lucie an diesen Gedanken zu gewöhnen, und sie für denselben zu bestimmen gesucht. Nachdem ein wiederholter Kaufantrag des Grafen Redern zu keinem Abschluß geführt, wurde Pückler mit dem General Grafen von Nostitz und zwei Grafen von Hatzfeldt darüber einig, für die Kaufsumme von 1,700,000 Thalern, wobei er sich aber verpflichten mußte, das in der Nähe von Reinerz und Glatz belegene Rittergut Waldstein als Tausch für einen weit höheren Preis als es werth war, anzunehmen. Immerhin aber blieb Pückler ein ansehnliches Vermögen zur freien Verfügung, und er entledigte sich aller Schulden, aller Lasten und Verpflichtungen.

Es ist ihm vielfach verdacht worden, daß er seinen schönen Besitz, seine geniale Schöpfung dahingegeben; aber dies beweist nur einmal wieder, daß die meisten Menschen nur allzu bereit sind, die Handlungen Anderer zu tadeln und zu verurtheilen, ohne doch die Beweggründe und die triftigen Ursachen zu kennen, welche diese Handlungen veranlaßten. Die Aristokratie freilich, die gewohnt ist, aus Stolz und Hochmuth, um des äußeren Ansehens willen, weit mehr als aus inniger Familienliebe, auf solche Erbgüter einen hohen Werth zu legen, die konnte es entsetzlich nennen, daß er das Schloß seiner Väter aufgab, und Lucie, die solche aristokratische Gefühle theilte, urtheilte ebenso; aber nicht aus Mangel an Pietät, sondern aus Nothwendigkeit that Pückler diesen Schritt, und die Vorurtheilslosen mußten dagegen es rühmlich anerkennen, daß der edle Fürst es vorzog, anstatt eines verschuldeten, bedrängten Standesherrn, ein einfacher, unabhängiger Privatmann zu sein, und sich hiezu muthig entschloß, bevor es zu spät war. Es war eigentlich ein tiefer Ordnungssinn in Pückler's Natur, der mit seinem Schönheitsinn eng zusammenhing, und die Verwirrung seiner Finanzen war ihm unerträglich. Wenige, die Pückler kannten, mögen es für möglich gehalten haben, aber es ist doch war, daß ihm erst im sechzigsten Jahre seines Lebens vergönnt war, unabhängig und ohne Schulden zu sein. Dieses Bewußtsein machte ihn wahrhaft glücklich. Auch fühlte er, daß es noch eine andere, umfassendere Heimath für ihn gäbe, als die Scholle; er, dessen vielseitiger Geist alles umfaßte, hatte sich die Welt zum Vaterlande gewählt. Und da er die Thätigkeit als die erste Pflicht des Menschen ansah, so wußte er, daß er in neuem Schaffen überall einen neuen befriedigenden Wirkungskreis finden könne. Für Lucie that es ihm leid Muskau aufzugeben, aber er hoffte sie nach Kräften darüber zu trösten. Er schrieb ihr, die sich gerade in Berlin aufhielt, aus Muskau den 20. März 1845:

„Liebe Luziege. Das große Opfer ist der unerbittlichen Nothwendigkeit gebracht. — Ohne diese wäre es nicht geschehen. Jeder von uns allein hätte vielleicht mit großer Einschränkung kümmerlich, oder wenigstens mit höchster Entsagung, Muskau's Besitz behaupten können. Wir beide zusammen wären, und dies ist meine unumstößliche Ueberzeugung, binnen zwei Jahren, höchstens in dreien, unrettbar banquerott gewesen. Denn um praktisch zu urtheilen, muß man sich keine Ideale imaginairer Möglichkeit bilden, die Dinge und Menschen nicht ansehen wie sie sein könnten, sondern wie sie sind, also auch wie wir sind. Wir können und müssen Gott auf den Knieen danken, daß er uns noch vor Thorschluß Rettung gesandt hat, nachdem wir sie früher wie Kinder abgewiesen."

Dann malte er in glänzenden Farben aus, wie sie sich in Waldstein eine neue Wohnung einrichten könnten. „Dann ist es auch", schrieb er, „aus der elenden Sandgegend in frischere Natur überzugehen, aus einer Treibhausgegend in eine wirkliche, und, ach Gott, ohne Noth und Angst und rabenfittiger Sorge!"

„Verschwunden ist der Sand,
In der Ferne winken Berge,
Und gar schönes Land.
Es lebe Fürstin Lucia!"

Am Schlusse des Briefes mischt sich denn doch auch einige Wehmuth in den heitern Ton. „Wenn Du wüßtest," heißt es daselbst, „welche Standhaftigkeit ich habe zeigen müssen, um diesen Kauf zu Stande zu bringen, welche Gemüthsbewegung mir das ewige Mißlingen verursacht — so würdest Du mich bedauern. Gott sei Dank, es ist vorüber, doch hat ein dreißigjähriges Elend meinen frischen Muth so sehr gebrochen, daß ich mich über nichts mehr recht freuen kann, und auch in der paradiesischsten Landschaft den Todtenkopf der Wüste immer herüberschauen sehe. Ich bin so ab-

genutzt, daß ich das Glück, selbst wenn es da wäre, nicht mehr zu fassen vermag."

Daß Lucie den Verkauf Muskau's als ein Unglück beweinte, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. So nahe den Siebzigen, hatte sie ohnehin nicht mehr viel Lebensmuth. Pflegte sie schon vorher beinahe immer zu klagen, so hatte sie nun dazu den doppelten Stoff. In der That war es für die arme Frau ein sehr harter Schlag, weit härter als für Pückler. Sie strömte in leidenschaftlichen Briefen die Fluth ihrer Klagen, ihrer Vorwürfe, ihrer Bitten, ihres Grames aus. Sie erschien sich obdachlos, heimathlos; die gemiethete Wohnung in Berlin, meinte sie, könne ihr nichts helfen, wenn sie nicht daneben einen festen Landbesitz habe. Sie jammerte, daß ihr so Entsetzliches noch vor ihrem nahen Tode hätte zustoßen müssen, man wisse nicht wie bald ihre Stunde schlagen würde, sie wanke dem Grabe zu, und für sie, die Betagte und Vereinsamte, sei auch der Tod das Beste. Seit achtundzwanzig Jahren hatte sie hier geherrscht und gewaltet, und manches Gute und Schöne gestiftet; hier war sie als stolze Braut von dem schönen, vielbewunderten Bräutigam bei Fackelschein festlich eingeführt worden, wo sie seine Anlagen entstehen und herrlich sich entfalten sah. Wäre sie früher gestorben, so rief sie bitter, so würde man jetzt mit Muskau auch ihre Asche an den Meistbietenden verkauft haben; nun aber sei Muskau zur Waise geworden, da Pückler es von sich stoße.

Nachdem der Verkauf abgeschlossen, wollte Pückler so bald wie möglich abreisen, um bei der Uebergabe nicht gegenwärtig zu sein, um sich zu zerstreuen, und zugleich um die neue Besitzung Waldstein, die er noch gar nicht kannte, zu besichtigen.

Auch er hatte sicher eine schmerzliche Empfindung, als er von seinem Muskau Abschied nahm, doch war er ruhig und gefaßt. Seit er in frischer Jugend seine Schöpfung

begann, hatte er in mehr als dreißig, beinahe vierzig Jahren, gewiß nahe an eine Million dafür ausgegeben, und bezeichnend für seinen Karakter und für seine treue und uneigennützige Kunstliebe ist es, daß er während der langen Unterhandlungen, wegen des Verkaufs mit verschiedenen Käufern, noch über 100,000 Thaler auf die Anlagen und Bauten verwendete, und im Thiergarten von fünf Stunden Umfang selbst das überständige Holz nicht schlagen ließ, um das urwaldliche Ansehen des Ganzen nicht zu stören, obgleich er unbeschadet des Verkaufs dort große Summen hätte herausziehen können. Es ist dies gewiß ein seltenes Beispiel großmüthigen Schönheitssinnes.

Viele Thränen flossen in Muskau, als man den geliebten und verehrten Fürsten scheiden sah. Jeder wollte ihn noch einmal betrachten, noch einmal begrüßen, ihm herzliche Wünsche und Dankgefühle aussprechen. Seine hohe, edle Gestalt war noch jugendlich schlank und kräftig, schön und imponirend, als er zu Pferde stieg, und zum letztenmal durch seinen Park ritt, und sein Auge auf den Planzungen ruhen ließ, die er angelegt. Es war ein trüber, stürmischer Tag, und alles sah melancholisch aus. Als er nach beendigtem Ritt wieder an der Schloßterrasse anlangte, da wandte er plötzlich um, und galoppirte rasch davon.

An Lucie schrieb er, den 2. April 1845, aus Dresden: „In Muskau war das Wetter fürchterlich als ich abritt, und alles sah wahrhaft abscheulich aus, und ich dankte Gott, als ich aus dem Bereich alles sandigen Eigenthums war, ohne auch nur den geringsten Schimmer von regret, car au fond, je n'ai jamais aimé Muskau, j'étais toujours honteux d'un oasis dans le désert, und machte meine Anlagen mit Wuth, aus einer Art von Verzweiflung."

Solche Aeußerungen können nur als leidenschaftliche Uebertreibungen des Augenblicks gelten, die er sich selbst und Lucie einzureden suchte.

In Dresden verweilte er einige Tage, und fuhr dann weiter nach Schlesien. „Als ich das Schloß von Stolpen vor mir sah,“ heißt es in seinem Tagebuch, „ging der Mond rießengroß und blutroth, noch bei letzter Tageshelle, dicht neben den alten Thürmen auf, was mich recht selig und fromm stimmte, als sei mir Gott wie dem Moses im flammenden Busch erschienen. Ich warf dabei links noch einen Abschiedsblick auf die Kiefernwälder und blauen Höhen in der Richtung von Muskau. Obgleich ich dieses mit all seinen glänzenden Sorgen nicht einen Augenblick regrettire, so hätte ich es doch aus Pietät (ein angeborener Besitz, wo man lange gewirkt, legt wohl eine solche auf) nie verkauft, wenn nicht die Spezialitäten meiner Lage mich vollständig dazu gezwungen hätten. Ich dachte auch an Lucie, und ihren sehr natürlichen Kummer darüber.“

An Lucie schrieb Pückler weiter über den Verkauf von Muskau, und seine Stimmung sprach sich jetzt klar und offen darin aus: „Liebe Schnucke. Ich kann Dir nicht sagen wie ruhig, wie glücklich ich mich fühle, seit ich Muskau's Qual und Unsicherheit hinter mir habe. Mein ganzer Karakter wird milder ohne diesen ewigen Pfahl im Fleische. Ich fühle jetzt, daß selbst eine noch weit bescheidnere Lage hinsichtlich des Vermögens mich ganz eben so zufrieden stellen würde, und ich danke fortwährend aus vollem Herzen der unbekannten, unergründlichen Macht über uns, die ein so großes Glück für meine alten Tage zugelassen. Es mag sonderbar erscheinen für die, welche mich nicht genau kennen, die nicht wissen daß Freiheit und Sicherheit meine höchsten Güter sind, alles andere fast Nebensache, was äußere Umstände betrifft — es wird, sage ich, solchen sehr sonderbar erscheinen, aber ich kann Dir versichern, daß auch nicht so viel als ein Sonnenstäubchen beträgt, in meiner Seele ist, was einem regret über den Verlust von Muskau ähnlich sähe. Es ist nichts in mir als reine Freude. Daraus kannst

Du schließen, wie viel ich von diesem schrecklichen Besitz, mit dem ewigen Schwert uber meinem Haupte, gelitten habe. Du hast das nicht empfinden können, theils weil Du unsere Lage nicht so scharf beurtheilen konntest, auch weniger stündlich und täglich daran erinnert wurdest, endlich auch Frauen mehr den Augenblick als die Zukunft fortwährend im Auge halten. Jetzt danke Gott, denn Du wärest in Muskau in kurzem eben so unglücklich geworden, als ich es mit genauerer Einsicht in unsere Lage schon lange war! Ich fühle mich wie aus einem bösen Traum erwacht, und sage froh aufathmend: Gottlob, es war nur ein Traum. Fast zu gut, um nicht an den Ring des Polykrates zu denken, denn ich bin an's Glück zu wenig gewöhnt. Mein Glück war bisher immer nur Rettung, unverhoffte Rettung vom Verderben. Ich nehme es daher auch nur zaghaft an, um die Götter nicht zu erzürnen. — Wie Du nun dies alles aufnehmen, wie Du es in Dir wiederspiegeln wirst, weiß ich freilich nicht; denn unsere Karaktere sind sehr verschieden, und so aufrichtig und treu wir einander zugethan sind, haben wir uns doch wohl oft gegenseitig nicht begriffen. Indeß, es scheint mir fast unmöglich, daß Du nicht meine Beruhigung, wenn auch nicht meine Freude, theilen solltest, und eine feste Stellung, selbst eine beschränkte, ist doch ein großes Glück!"

In Glatz traf Pückler mit Lucie zusammen, wo sie denn gemeinschaftlich ihre neue Besitzung ansahen. Schloß Waldstein erwies sich als eine Burg von malerischem Ansehen, aber zeigte sich sonst zu dauerndem Aufenthalt ganz ungeeignet. Auf der halben Höhe eines Berges belegen, entbehrte sie allen Wassers, das täglich mit Eseln hinaufgebracht werden mußte. Dabei war die ganze Besitzung ohne Oekonomie, und außer dem eine halbe Meile entfernten Reinerz keine Stadt in der Nähe. Was Pückler aber am meisten schmerzte, war, daß der frühere Besitzer, General Nostitz, einen Theil der prächtigsten Waldungen, die den Berg bedeckten, hatte nieder-

hauen lassen. Pückler ertrug die Täuschung über seinen Ankauf guten Muthes. Er sagte lachend, mit Waldstein sei er in den April geschickt, und die romantische Lust, eine Besitzung zu kaufen, ohne sie vorher gesehen zu haben, so wie die romantische Narrheit, alle Leute für ehrlich zu halten, bis man nicht von ihnen betrogen worden, koste ihn diesmal 100,000 Thaler!

Während Lucie die für sie sehr schmerzliche Aufgabe hatte, noch einmal nach Muskau zu gehen, dort ihre Sachen einzupacken, und alles zur Uebergabe an die neuen Besitzer einzurichten, genoß Pückler seiner neuen sorglosen Unabhängigkeit. Zuerst ging er nach Berlin, wo er wieder viel beim Prinzen von Preußen war, bei dem er den Kurprinzen von Hessen und den Kronprinzen von Würtemberg sah. Der ganze Hof zeichnete ihn aus, nur der König war kalt und fremd, und unzufrieden mit dem Verkauf von Muskau; er war freilich viel zu feudal um Pückler's Motive zu begreifen. Mehr noch als das Hofleben in Berlin beschäftigten Pückler die Anlagen in Babelsberg, die er mit ganzem Eifer leitete, und für die sein ganzer Gärtnerehrgeiz erwacht war. Doch klagte er auch zuweilen über den Zwang, den ihm diese Arbeiten auferlegten, und meinte, er könne noch immer nicht zur Freiheit der Lerche kommen, die hinsegelt durch die Lüfte, wohin sie will.

Als Pückler mit dem Prinzen von Preußen in Babelsberg spazieren ging, und bemerkte, daß man während seiner Abwesenheit einige Abänderungen an seinen Plänen, nach Angabe eines dortigen Architekten gemacht hatte, verdroß ihn dies so sehr, daß er dem Prinzen geradezu erklärte, wenn man diese Arbeiten nicht wieder vernichte, so müsse er darauf dringen, daß eine Tafel dabei errichtet würde, mit der Inschrift, daß er unschuldig an dieser Geschmacklosigkeit wäre, was er der Erhaltung seines Rufes schuldig sei. In der That war seine Berühmtheit als Landschaftsgärtner so groß, daß es ihm leicht wurde, seinen Willen durchzusetzen.

Die schöne Ausschmückung der Terrasse am Schlosse zu Babelsberg war ganz sein Werk, und er arbeitete ebenso bereitwillig für einen Anderen, als für sich selbst.

Einmal ließ der Prinz von Preußen an den Gärtner von Muskau schreiben, wenn derselbe einige Tage abkommen könnte, möchte er doch kommen, um wegen Anlagen auf dem Babelsberge guten Rath zu geben. Der Gärtner kam, ließ sich anmelden, wurde hereingerufen, und siehe da! es war der Fürst selbst, der mit Recht versichern konnte, er sei der Gärtner von Muskau!

Die Prinzessinnen waren wieder sehr liebenswürdig gegen Pückler, und mit der Prinzessin von Preußen und der Prinzessin Karl hörte er in Babelsberg einer Vorlesung Alexanders von Humboldt zu. Auch Bettina von Arnim sah er wieder viel, die er im Verlauf der Jahre vernünftiger geworden fand, wenn auch immer noch exzentrisch genug. Es war die Zeit, wo sie mit dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten in Beziehung stand, und auch den Prinzen von Preußen häufig sah, der Landpartien mit ihr machte. Mit Varnhagen setzte Pückler unwandelbar die freundschaftliche Beziehung fort. Man sprach damals in Berlin von der Konstitution, die der König schon damals zu geben dachte, aber Pückler kümmerte sich anfänglich darum sehr wenig, und das neue Opernhaus unterhielt ihn besser als die Politik. Auch freute er sich, daß sein Stall für den ersten in Berlin galt, seine Pferde Aufsehen machten, und daß er einen englischen Headgroom fand, den er in seine Dienste nehmen konnte. Zum erstenmale gefiel ihm Berlin sehr gut, wozu seine allgemeine gute Stimmung viel beitrug.

Unterdessen wurden die Konstitutionsgerüchte stärker. „Hier sieht es wunderlich aus,“ schrieb Pückler den 25. Juni 1845 an Lucie, „und ich freue mich auch in dieser Hinsicht täglich, aus der Galeere heraus zu sein. Les choses commencent à avoir l'air du commencement de la fin, et

la constitution octroyée trop tard, mettra le comble à la confusion. Selbst unser Prinz von Preußen sagte mir vor einigen Tagen: „Ich sehe was kommen wird, und muß es sein, werde ich mich am Fuße des Vesuvs zur Ruhe setzen.“ Die unsinnige Geschichte mit Itzstein, und die unverantwortliche Behandlung Schlöffel's stoßen vollends dem Faß den Boden aus, und die allgemeine, durch das ganze Land gehende Unzufriedenheit nimmt einen wahrhaft drohenden Karakter an. — Der Einfluß der Königin, das heißt ihrer Clique, dominirt im Augenblick, mais rien n'est stable ici que le mécontentement universel.“

Pückler verließ Berlin, und kam gerade in Leipzig an, als dort von den beklagenswerthen Vorgängen auf dem Roßmarkt alles in Aufregung war, die zu dem berühmten Gedicht Ferdinand Freiligrath's, „Leipzigs Todten“, den Anlaß gaben. Pückler sprach eine Reihe Personen von allen Partheien, gleich zuerst seinen Freund Laube, und so wenig die Politik sonst sein Lieblingsgebiet war, so nahm er doch lebhaft Antheil an dem Vorgefallenen. „Merkwürdig ist es,“ schrieb er an Lucie aus Leipzig den 17. August 1845, „wie ungeschickt sich bei jeder Gelegenheit unsere nordischen Gouvernements benehmen, und Milde wie Strenge immer nur mal à propos anzuwenden wissen. Geht es so fort, so können wir noch bedenkliche Dinge erleben, besonders da sich die Bewegung ganz in's Religiöse hinüber zu spielen scheint, wo die Deutschen, wie die Geschichte lehrt, allein wirklich reizbar sind, während im Politischen ihnen von jeher alles ungestraft geboten werden konnte. Die Leipziger Begebenheit ist eine große Warnung. Wohl denen, die sie zu beherzigen wissen, und die tiefer liegenden Ursachen derselben einzusehen im Stande sein werden. Der Deutsche ist ein geborener Sklave der Autorität, daher auch wesentlich religiös — aber eben deshalb ist auch nur eins bei ihm gefährlich, nämlich wenn die weltliche Macht mit der Gottes seiner Meinung

nach in Konflikt geräth. Dann bekommt er Muth, Energie und Konsequenz. Man hat ihn nun gerade auf dieses Feld gebracht, und es unglücklicherweise gleich von vorn herein mit Blut, mit unschuldigem Blut gedüngt, (denn die Erschossenen und Verwundeten sind bloße Spaziergänger und Gouvernementsbeamte, Postsekretaire, Polizeidiener u. s. w., weil man, so lange die Schuldigen in Aktion waren, nur gezielt, als diese fort waren aber erst auf das bloß neugierige Publikum losgeschossen. Quelle horrible sottise!)"

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Hofluft und Waldluft. Der Weimarer Hof. Die Prinzessin Karl von Preußen. Die Großherzogin von Weimar. Der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Weimar. Gartenanlagen. Der Gärtner Skal. Prinz und Prinzessin von Preußen. Frau von Goethe. Frl. Ulrike von Pogwisch. Apollonius von Maltitz und seine Gattin. Graf und Gräfin Larochefoucauld. Gotha. Die Königin Victoria von England. Prinz Albert. Die Herzogin von Kent. Der König und die Königin der Belgier. Weimar und seine Umgegend. Besitzung des Eisenbahnfabrikanten Eichel. E. Petzold. Gärten und Prinzen. Prinz von Hessen-Philippsthal. Herzog Bernhard von Weimar. Die Königin von Holland. Berlin. Arbeiten zu Babelsberg. König Friedrich Wilhelm der Vierte. Eine neue Liebe.

Den weiteren Sommer benutzte Pückler zu einem Ausflug nach Thüringen, wo er seine Zeit in die Schönheiten des Thüringerwaldes, und in den Umgang der Persönlichkeiten des Gothaer Kalenders theilen konnte, zwei so verschiedene Elemente, Hofluft und Waldluft mit einander verbindend. Zuerst ging er an den Weimarer Hof, für den er stets eine besondere Vorliebe hatte. Er fand dort die gutmüthige und schöne Prinzessin Karl. „Um 2 Uhr", schreibt Pückler an Lucie aus Weimar den 20. August 1845, „fuhr ich im Tilbury heraus [1]), et cette fois-ci sans me vanter, j'étais à diner et durant le soir, le lion de la journée, avec la Princesse Charles pour lionne, qui jouit du sans gêne de Weimar. — Die Großherzogin war von jeher meine Passion, denn es ist so viel liebenswürdige Würde

[1]) Zu der Großherzogin in Belvedere.

in ihrem Benehmen, was gewiß sehr schwer, dreifach schwer bei ihrer unglücklichen Taubheit sein muß.“ Er sah die Anlagen wieder, die vor drei Jahren auf seinen Rath in Belvedere gemacht worden. In Ettersburg beim Erbgroßherzog und der Erbgroßherzogin wurde Pückler's Rath auch wieder als Gartenautorität in Anspruch genommen, und er unterhielt sich mit dem jungen Gärtner Skal, der die dortigen Arbeiten leitete, wie mit einem Kollegen. In Pückler's Tagebuch heißt es unter dem 21. August 1845: „Den heutigen Tag von früh 11 Uhr in Ettersburg bei dem Erbgroßherzoglichen Paare zugebracht. Anmuthige Natur, herrlicher Buchenwald, bequemes Schlößchen mit sehr interessanten ächt alten Meubles, und sehr liebenswürdige Wirthe. Er herzlich gut und lebelustig, sie ausgezeichnet in jeder Hinsicht, kindlich naiv, und doch sehr gebildet, ganz natürlich, graziös.“

Auch der Prinz und die Prinzessin von Preußen kamen, den Weimarer Hof zu vergrößern. Ferner sah Pückler mit Vergnügen Frau Ottilie von Goethe, deren Schwester, Frl. Ulrike von Pogwisch, den russischen Geschäftsträger Apollonius von Maltitz, den gemüthvollen Dichter und seine liebenswürdige Gattin, und den Grafen und die Gräfin Larochefoucauld.

Dann machte er einen Ausflug nach Gotha, wo eben die Königin Victoria von England, Prinz Albert, die Herzogin von Kent, und der König und die Königin der Belgier zum Besuch waren. Mit allen diesen Personen unterhielt er sich als guter Hofmann, und wurde überall gefeiert und geehrt. In Liebenstein lebte er einige Tage einsam in der Natur.

Darauf war er wieder in Weimar, wo er zugleich die Umgegend durchstreifte, um alle ihre landschaftlichen Reize kennen zu lernen; er sah Neuhof, dem Herrn von Riedesel gehörig, und mit Freuden entdeckte er, daß in der romantisch belegenen Besitzung des reichen Eisenbahnfabrikanten Eichel ein Mus-

kauer Gärtner, sein eigener Schüler, der schon früher erwähnte Herr E. Petzold, der Sohn des Muskauer Superintendenten, dort in Pückler's Sinne gewirkt und gewaltet hatte, so daß der Fürst erklärte, in der Haltung sei nichts, in der Anlage wenig besser zu machen, und der Reichthum der Ausschmückung sei ausgezeichnet. Ueberall mußte er bestätigt finden, daß die vielen in den letzten Jahren vorgenommenen Naturverschönerungen durch die Anregung seines Gartenwerkes sowohl, als durch das Muskauer Vorbild entstanden waren. Die Wartburg besuchte er auf Einladung des Erbgroßherzogs, auch beim Herzog von Meiningen in Altenstein mußte er Rath über die Parkanlagen geben, nicht minder bei dem Herzog von Koburg in Reinhardsbrunn, wo ihm die Herzogin selbst beim Abstecken half. Es war wie ein Wettstreit, ihm alle Gärten und Bäume Deutschlands vorzustellen.

Da wir hier einmal nur von Gärten oder von Prinzen zu reden haben, so möge auch noch erwähnt sein, daß Pückler den Prinzen von Hessen-Philippsthal in Barchfeld besuchte, und nach seiner Rückkehr in Weimar bei der Großherzogin, die ihn scherzend den solitaire de Liebenstein nannte, den Herzog Bernhard von Weimar wiedersah, und die Königin von Holland kennen lernte. „Pour revenir à moi," schrieb er an Lucie den 10. Oktober 1845, „je puis dire que ma vanité n'a jamais été plus flattée que dans ces derniers mois passés. Eh bien, je ne saurais plus en être heureux. Je sens trop bien que ce ne sont que les derniers rayons d'un soleil, qui dorent avec le plus d'éclat au moment de s'éteindre. J'ai acquis trop tard quelque renommée." Pückler hatte ab und zu melancholische Augenblicke, wo er glaubte, er sei dem Genuß des Lebens entwachsen, und zum bloßen Beobachter zusammengeschrumpft.

Anfang November eilte er nach manchen Hin- und Herzügen nach Berlin zurück, um auf dem Babelsberg, wo ihn die Prinzessin von Preußen schon lange mit Ungeduld erwartete, seine Anlagen daselbst fortzusetzen. Er scheute keine Anstrengung; nicht die heftigste Erkältung, nicht das schlechteste Wetter konnten ihn abhalten, wie ein einfacher Arbeiter thätig zu sein.

Zweimal empfing ihn auch der König in Charlottenhof, und Pückler meinte auch in seiner Gunst Fortschritte gemacht zu haben; daß diese übrigens nicht sehr groß war, das ersehen wir aus einem Briefe Pückler's an Lucie aus Berlin den 28. November 1845, in welchem es heißt: „Demohngeachtet bin ich immer ausgegangen, und auch zweimal schon in Charlottenburg beim König gewesen, der diesmal sehr gütig zu sein scheint, und mir sogar beim Weggehen sagte: „Sans adieu, mon cher Prince,“ was mehr ist, als ich mich bisher von Sr. Majestät rühmen konnte, dont la physiognomie exprimait plutôt en me congédant: Allez à tous les diables.“

Auch der folgende Zug, den Varnhagen aufbewahrt, zeigt, daß das Verhältniß kein rosiges war. Es heißt in dessen Tagebuch vom 22. Januar 1846: „Am Dienstag bei der Kour, als der Fürst von Pückler den König herankommen sah, zog er sich etwas zurück, und sprach mit Humboldt, damit der König ihn nicht zu beachten brauche. Dieser aber hatte die Absicht gemerkt, trat nun näher heran, und fragte etwas rauh: „Warum ziehen Sie sich denn in die Reserve?“ — Ach, Ew. Majestät! — erwiederte Pückler — ich gehöre ja noch weiter zurück, zu den Invaliden! Wollen Ew. Majestät mich aber noch zur Reserve rechnen, so wird mich das sehr beglücken! — „Was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ja aus wie ein Apfel! Wie Sie wieder herkamen, da sahen Sie aus wie eine Citrone!“ — Pückler, um auf das unangenehme Bild nichts schuldig zu bleiben, versetzte darauf: „Natürlich,

denn ich kam aus den glücklichen Ländern, wo die Citronen blühen!" — Der König ging hierauf weiter.

Wir können aber dieses Jahr aus Pückler's Leben nicht schließen, ohne eines Umstandes zu erwähnen, den er bis an sein Ende als einen der bedeutsamsten und wichtigsten für sein Herz betrachtete. In seinem sechzigsten Jahre wurde er von einer wahrhaft jugendlichen Liebe und Leidenschaft zu einer jungen, schönen und liebenswürdigen Frau ergriffen, und — was ihn in bescheidenes Erstaunen setzte, diese Gefühle wurden ganz und auf das lebhafteste erwiedert. Er wurde nicht minder geliebt, als er selbst liebte. Allerdings war er noch immer ein vollkommen schöner Mann, und sah so viel jünger aus, als er war, daß man glauben sollte der geheimnißvolle Graf von St. Germain habe dem Knaben, den er liebte, etwas von seinen Zauberkünsten mitgetheilt, und daß Pückler's alte Freundin, Frau von Spiegel in Weimar, ihn Ninon de L'enclos en homme nannte. Aber dennoch wollte er die Thatsache, daß er im Alter noch mehr als in der Jugend Erfolge bei den Frauen hatte, vor allem seinem Schriftstellerruhm, und dem Namen eines Originals, der sich noch durch diesen weit mehr verbreitet hatte, zuschreiben.

Die Frau, die er liebte, die jetzt zwar schon längst das Grab deckt, deren Namen wir aber nicht verrathen wollen, da von diesem Geheimniß nie der Schleier gezogen wurde, nahm eine hohe Stellung in der Gesellschaft ein, und war ihrem Gatten bisher gewissenhaft treu gewesen. Es handelte sich hier nicht um die Gunst einer leichtsinnigen Kokette, sondern um die begeisterte Hingebung einer Frau, die, ihrer Natur nach edel und wahr, wohl wußte, welch ein Unrecht sie beging, indem sie ihren Gatten täuschte, und die sich dieses Unrecht bitter vorwarf, das einen tiefen Schatten auf ihr Liebesglück warf, und sie nie zu wahrer Befriedigung kommen ließ. Auch Pückler war bald nicht mehr beglückt durch das

halbe Verhältniß, weil er zu tief liebte, um nicht den ausschließlichen Besitz der Geliebten unter jeder Bedingung zu wünschen. Wir lesen in seinem Tagebuch: „Die Liebe absorbirt mich. C'est la seule femme que j'ai jamais rencontrée, qui me rendrait parfaitement heureux si elle était la mienne. Ce n'est rien que ces faveurs, quand on ne peut la posséder! Oui, c'est une femme que le bon Dieu semble avoir faite exprès pour moi, mais qu'il ne veut pas m'accorder en punition de mes péchés. Belle, jeune, gaie, spirituelle, amusable de tout comme un enfant, toujours prête à tout entreprendre, mobile, douce, complaisante, d'une santé brillante et d'une bonté d'ange, instruite, parfaitement élevée, passionnée pour la littérature et riche d'imagination, également contente de se faire lire et de causer toute une journée au coin du feu, ou de courir à cheval par monts et par vallés du matin jusqu'au soir. — Quel bonheur indicible, quelle douce félicité de tous les instants que de posséder une pareille femme exclusivement et toute à soi! et quel tourment de voir ainsi le bonheur sous sa main, et ne pouvoir plus le saisir, parcequ' on est venu trop tard! car elle n'est marié que depuis quelques années à son mari, petit, trapu, gros, bourru, grossier, jaloux et égoiste à un point fabuleux.“ — Einige Tage später fügt er hinzu: „Je souffre comme à vingt ans de la passion que j'ai pour cette femme séduisante.“ — Auch inmitten der Natur, die ihn stets so sehr entzückte, dachte er nur der Geliebten. „So heimlich smaragdgrüne Thäler,“ schreibt er, „so himmelansteigende Bergwände, so prachtvoll von der Sonne vergoldete Waldmassen, so viel durch die Felsblöcke rauschende Bäche, im murmelnden Kosen lieblich zu uns sprechend von Gott und der Natur — ach, es war so schön, und doch standen in meinen Augen nur Thränen, denn das Schönste, durch dessen Nähe alles Uebrige nur erst

seinen Werth erhält, und hundertfach verdoppelt wird, es fehlte mir!"

Pückler's Herz war so voll, daß er das Bedürfniß fühlte wie in alter Zeit sich seiner Schnucke, der nun beinahe Siebzigjährigen, mitzutheilen. „Ah, ma chère Lucie," schrieb er ihr, „ce que je ne croyais plus possible est arrivé. J'aime une femme d'amour, et avec passion." Er vertraute ihr nun alle näheren Umstände dieser Neigung, und setzte hinzu: „C'est la première fois, que je rencontre une femme, avec laquelle j'aurai entrevu une existence de bonheur parfait. Cette mélancolie sans cause et sans but positifs, ce mécontentement de tout, provenant de l'insuffisance de ma vie, tout cela aurait disparu, et tous les écarts dans lesquels je suis tombé, n'aurait jamais eu lieu. Vous, mon amie, vous ne pouvez pas compléter mon existence à ce point, avec la meilleure volonté et l'affection la plus vraie, parceque ça n'était pas dans la nature, aussi peu qu'une mère peut remplacer la femme de son fils. Et puis votre caractère ne complète pas le mien, au contraire il lui ressemble en beaucoup de points les plus essentiels. Ich kann Dich zärtlich lieben, aber mein Wesen kann nicht in Dir aufgehen, wie in dieser Frau. — — Si je l'aurait rencontrée il y a quelques ans, j'aurai pu l'épouser, aucun obstacle ne s'opposait à cette union. Notez bien, mon amie, que quoique bien des fois amoureux, je n'ai jamais pensé au mariage qu'avec crainte, c'est la première femme que je rencontre, dont les faveurs mêmes ne me sont que de peu de valeur, quand je ne peut pas la posséder entièrement et exclusivement, et pour tous les instants. Et c'est matériellement impossible pourtant, à moins de tuer le mari, car elle est catholique, ou de l'enlever et de la ruiner dans le monde. Même si j'avais 25 ans, je l'aime trop véritablement,

cette femme bonne, pour le lui proposer. — — Ah, ma chère Lucie, je me sens profondément malheureux, car voir sous sa main le bonheur de la vie, le bonheur de toutes les heures du jour et de la nuit, et savoir en même temps qu'on ne peut plus le saisir, seulement parcequ'on est venu trop tard — c'est l'enfer! Et supporterai-je le tourment de vivre où elle vit, et de la voir dans le pouvoir absolu d'un autre, toujours entourée d'imposteurs, épiant de rares et dangereux moments de la voir seule à des époques bien distantes — tandis que le principal bonheur pour un caractère comme le mien (qui demande un peu comme César: tout ou rien) aurait justement consisté dans les délices d'une familiarité non interrompue, une félicité journalière et sans fin, comme je ne pourrait la goûter qu'avec un être aussi particulièrement organisée pour moi comme l'est cette femme. Et m'en séparer déjà pour jamais — j'avoue que je n'en ai pas la force. — — Seulement quelques jours passés loin d'elle, malgré toutes les distractions d'une nature remplie de charmes, me rendent si malheureux, me donnent une si pénible inquiètude que je ne peux ni manger, ni fumer, ni dormir. Ce n'est qu'en courant à cheval que je m' étourdis un peu. — — L'idée de la revoir fait battre mon coeur avec violence, mais plutôt péniblement que de joie. Dieu n'a pas voulu que je sois jamais heureux par l'amour, moi, qui aurait eu tant de disposition, si ma nature n'avait pas été constamment altérée par les circonstances. Que sommes nous! le jouet du sort, du hazard, de Dieu ou du Diable, qui sait! — Meine gute Lucie, jetzt vertritt Mutterstelle bei mir, und behandle meine Wunde mit großer Zartheit und treuer Freundschaft. — — Dein treuer Freund, auch wenn er in eine Andere verliebt ist. Lou."

Nicht minder innig sprach Pückler von der Geliebten in dem folgenden Briefe: „Depuis que j'ai revu mon amie, je suis un peu plus calme, mais je ne l'en aime pas moins, car c'est vraiment une femme fait exprès pour moi par le bon Dieu, comme je n'en ai jamais rencontrée dans ce genre. S'il n'y avait pas une étrange sympathie entre nos deux natures, vous sentez bien aussi, ma chère Schnucke, qu'une bonne fortune pareille pour moi à mon âge serait impossible — une femme riche, du plus grand monde, alliée à tout ce qu'il y a de plus grand seigneur en * et en * * — — n'ayant que 25 ans, et la réputation la plus intacte, celle de prude au fond — c'est presqu'un miracle. Mais nous sommes vraiment aussi ein Herz und eine Seele, ayant en tout le même goût. Cependant ce mari jaloux et pédant est une horrible calamité. — — C'est un ange de bonté que cette femme, et je crois, Schnucke, que vous étiez beaucoup comme cela quand vous étiez jeune, seulement vous ne pouvez jamais avoir eue sa douceur, ni cet admirable temper qu'elle a, peut-être sa qualité la plus rare. Gute Schnucke, sei nicht ungeduldig, wenn ich gegen Dich eine Andere so lobe, Dir, meine treue Schnucke, so lange Du das bleibst, und wie könntest Du es nicht bleiben, thut dieses Fieber, das durch die Verhältnisse doch keine ewige Dauer haben kann, keinen Abbruch." — — J'ai rencontré trop tard la seule personne peut-être qui aurait pu me rendre parfaitement heureux, d'après l'essence de mon caractère si singulièrement compliqué, et qui n'a jamais pu se développer comme il avait, je crois, été intentionné par l'idée du créateur. Es ist mehr oder weniger eine taube Blüthe, die abfällt. Glaube ja nicht, meine treue Freundin, daß in dieser Aeußerung auch nur das geringste Bittere für Dich liegt. Bedenke, daß unsere Verbindung im Anfang nur eine Convenienzheirath sein

sollte, und daß wir, ich darf wohl sagen, beide, uns hundertmal mehr im Laufe der Zeit gewährt haben, als darnach zu erwarten stand, aber gegenseitig unsere Existenz ausfüllen konnten wir nicht, und überhaupt das Glück ist vielleicht nur eine Chimaire. Man kann es im Traume sehen, aber ob erreichen? Ich zweifle! Wer weiß, ob selbst der immer schmerzliche Schatten eines halben Besitzes bei den ungünstigen Umständen nicht schon dem Verlöschen nahe ist! Adieu, meine treue Freundin. Ich bin traurig."

Da Lucie diesmal Pückler's Bekenntnisse liebevoll und sanft aufnahm, so fuhr er fort ihr alle seine Gefühle mitzutheilen. Es war in der That ein ganzer Roman, der hier sich entwickelte; heimliche, gefährliche Rendezvous wurden veranstaltet, bei denen Pückler sein Leben, seine Geliebte, ihren Ruf und ihre Stellung auf's Spiel setzte, und unter solchen Gemüthsbewegungen feierte er seinen sechzigsten Geburtstag in den Armen der Liebe.

Aber so wenig wie Pückler konnte die junge Frau diesen Zustand der gemeinsamen Verstellung gegen einen Dritten lange ertragen; der Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht nahm ihr alle Ruhe, allen Frieden der Seele. Denn edleren Naturen ist Untreue, welcher Art sie sein mag, ein Gift, das jede Freude, jede Seligkeit vernichtet; sie sowohl als Pückler litten unter dieser tragischen Verwicklung, denn er, der sich sonst so wenig um betrogene Ehemänner gekümmert hatte, fühlte diesmal, von so ächter und wahrer Zuneigung ergriffen, auch alles mit, was die Geliebte unglücklich machte, während andrerseits die vom Schicksal auferlegte Halbheit des Verhältnisses ihn zur Verzweiflung brachte.

Vierundvierzigster Abschnitt.

Gartenanlagen zu Babelsberg, Weimar und Meiningen. Gespräch mit dem König. Die Marquise von Dalmatie. Die Herzogin von Sagan. Der Mecklenburger Hof. Der Kronprinz von Baiern. Graf Fiquelmont. Die Prinzessin von Preußen. Jenny Lind. Tamburini. Die Tänzerin Cerrito. Branitz. Helminens Krankheit. Helminens Tod. Helminens Geschichte. Hardenberg'sche Leidenschaftlichkeit und Callenberg'sche Launen. Reise nach Süddeutschland und Oberitalien. Italienische Villen und Branitz. Brief aus Bellinzona. Rückkehr. Fallen der Papiere und sterbende Pferde. Gräfin Rossi und Pauline Viardot-Garcia. Prinz Friedrich der Niederlande kauft Muskau. Pückler richtet Branitz ein. Dauernde Jugend.

Sobald sich ein bestimmtes Talent, eine besondere Begabung in einem Menschen ausgesprochen, so werden diese auch immer von allen Seiten in Anspruch genommen. Wenn Pückler auch Muskau nicht mehr besaß, so hörte doch seine Gärtnerwirksamkeit damit keineswegs auf, denn überall wurde seine Hülfe zum Abstecken und Pflanzen angerufen, und diese Beschäftigung verließ ihn nicht mehr während seiner ganzen Lebensdauer. Zu Babelsberg arbeitete er mit einer Hingebung, wie wenn es sein eigener Besitz wäre; mitunter verließ er die glänzendste Berliner Saison, um in Potsdam wie ein Einsiedler seine Tage zuzubringen, täglich ein paar Stunden in die Umgegend reitend, und die übrige Zeit dem Babelsberg widmend. Auch in Weimar und in Meiningen verlangte man zu demselben Zwecke sehnlichst nach ihm, und er klagte wohl zuweilen, er habe sich mit seinen Bäumen eine Ruthe aufgebunden, bis er wieder fortgerissen wurde

durch die eigene Künstlerleidenschaft. In Berlin sprach auch der König mit ihm über Landschaftsgärtnerei, und über den Gedanken einer idealeren Städteanlage als der bisherigen, nämlich die Städte mit Landschaft zu vereinigen, und ohne gerade Straßen, stets Baumschlag mit den Häusern abwechseln zu lassen.

In Berlin ritt Pückler zuweilen mit der Marquise von Dalmatie spazieren, einer liebenswürdigen und hübschen Dame, sah die Herzogin von Sagan, die er als eine Frau bezeichnete, die ihm imponirte, aber die ihm nicht wohlthätig sei; er bewunderte sie, aber ohne Sympathie, was er daraus erklärte, daß sie eine classische, er eine romantische Natur sei. Von sonstigen Persönlichkeiten sah er den ganzen Mecklenburger Hof, den Kronprinzen von Baiern, und Graf Fiquelmont. Am meisten von allen war er bei der Prinzessin von Preußen. Im Theater bewunderte er Jenny Lind, Tamburini, und die Tänzerin Cerrito.

Zum Sommer wollte er eine Reise nach Süddeutschland und Oberitalien machen, um dort eine kleine Besitzung, eine romantische Cottage für sich und Lucie als Wohnung auszusuchen und anzukaufen. Aber auch hierin fand er bei Lucie Widerstand. Sie hatte sich einstweilen auf seine kleinere, bei Kottbus belegene Besitzung Branitz zurückgezogen, die bisher nur von einem Pächter bewohnt war. Branitz, das von einer einförmigen Sandwüste umgeben, von der Natur noch weit stiefmütterlicher behandelt worden war, als Muskau, wünschte sie, solle nun umgebaut, verbessert und angepflanzt werden, um ihr, wenn auch im Kleinen, Muskau zu ersetzen. Ihr gefiel dabei der Gedanke, daß auch Branitz ein Gut seiner Väter, ein alter Familienbesitz, und daß es nicht allzu weit von der früheren Umgebung entfernt sei. Pückler war Branitz zuwider, und er bekämpfte Luciens Plan anfänglich mit Lebhaftigkeit. Auch wünschte er, nachdem er eben seine Freiheit erlangt, diese nicht sogleich wieder zu verlieren. Er

bat Lucie förmlich, sie möge ihn im Alter die letzte Jugend genießen lassen. „Je suis jeune encore, hélas!“ rief er, und er bedürfe noch etwas Weltluft. Er nannte Lucie scherzend Wüstiana und Branitzka, und bat sie im Ernste, sie möge ihn nicht zum Bau und zur Anlage von Branitz verleiten, da es dann von neuem um seine Ruhe geschehen sein würde. Doch kam sie immer auf diesen Gedanken zurück, und da er die Sorge für Lucie als eine ihm auferlegte heilige Pflicht betrachtete, und ihr, seitdem er ihr Muskau genommen, auf jeden Fall ein ihr wohlgefälliges Asyl verschaffen wollte, so unterzog er die Sache doch seiner Betrachtung, nahm sie in seine Gedanken auf, und sann darüber nach, wie Branitz am besten einzurichten und zu verschönern sei. Er machte deshalb auch im Frühjahr 1846 einen Besuch daselbst, um sich mit Lucie ausführlich zu berathen, und das Terrain anzusehen.

Er fand dort seine arme Freundin sehr bekümmert, da ihre geliebte Pflegetochter, die einst so liebliche und reizende Helmine, von schmerzenvoller, unheilbarer Krankheit befallen, dem Tode entgegenging. Lucie reiste auch bald darauf nach Breslau, um ihr durch ihre Nähe liebevollen Trost zu bringen. Die arme Helmine starb den 18. Juni 1846, ihren Gatten und ihre einzige Tochter hinterlassend. Für Lucie war es ein furchtbarer Schlag, und auch Pückler war betrübt, wenn auch im Laufe der Jahre andere Bilder das ihrige in seinem Herzen zurücktreten ließen.

Es war etwas Dunkles, Verhängnißvolles in Helminens Schicksal; das Geheimniß ihrer Geburt ist nie enthüllt worden. Sie hat viele Liebe erregt, und war doch nicht glücklich. Ehe wir diese anmuthige Erscheinung verlassen, möge hier noch seine Stelle finden, was Varnhagen von Ense über sie aufgezeichnet hat:

„Die Gräfin von Pappenheim erzog mit ihrer Tochter Adelheid eine Pflegetochter Helmine, der sie die zärtlichste

Liebe widmete. Die wunderlichsten Vermuthungen und Gerede gingen über dieses Mädchen; Erziehung, Sitte und Gewöhnung gaben ihr alles Ansehen einer Gräfin von Pappenheim, man hielt sie allgemein für eine natürliche Tochter der Gräfin, und gab ihr mancherlei zum Theil hohe Väter. Der Graf von Pappenheim sagte aber bestimmt, sie sei kein Kind der Gräfin, sondern wirklich bloß angenommen, und aus Wahl und Neigung so sehr geliebt. Sie war von geringen Eltern, die Tochter eines Kutschers, wurde gesagt. Dies Bürgermädchen erschien am Hofe, wurde glänzend ausgezeichnet, wie eine Fürstin behandelt, ihr Stand wurde nicht weiter untersucht. Die Gräfin suchte ihr eine vortheilhafte, hohe Heirath auf alle Weise zuzuwenden, selbst Parthieen, die sich um Adelheid bewarben, für jene zu benutzen; es gelang nicht. Nach mancherlei Störungen, nachdem die Gräfin sich von Pappenheim geschieden, sich mit Pückler verheirathet, Helminen bald von sich gethan, bald wieder zu sich genommen, ergab sich eine Heirath mit einem Lieutenant von Blücher. Der König behielt eine warme Theilnahme für sie, sorgte für ihr Wohl, und erhob sie noch nach ihrer Verlobung, auf Anregung ihrer Pflegeschwester Adelheid, die an den Fürsten von Carolath verheirathet, unter günstigeren Umständen immer eine offene und zutrauliche Freimüthigkeit mit dem Könige behielt, in den Adelstand. Ihr Name Lanzendorf wurde beibehalten, und ihr ein demselben entsprechendes Wappen ertheilt. (Zur Gräfin von Branitz — ein Gut, das dem Fürsten Pückler gehört — wie die Fürstin Pückler wünschte, wollte der König sie doch nicht machen.)"

Eine andere Aufzeichnung Varnhagen's über Helmine trägt die Ueberschrift: „Von Adelheid, Fürstin von Carolath, gebornen Gräfin von Pappenheim, mir erzählt; März 1827", und lautet:

„Helmine, Pflegetochter der Gräfin von Pappenheim, und mit deren rechter Tochter Adelheid in allen Stücken

gleich erzogen und gehalten, ja vielleicht noch vor dieser begünstigt, war ein wunderhübsches Mädchen von seltenster Jugendfrische und Lieblichkeit; klein aber wohlgewachsen, zierlich, fein und derb zugleich, war sie ein Figürchen, an dem sich das Auge recht weidete, und von dem sich der Blick nicht wieder abwenden mochte. Die Männer huldigten ihr beeifert, mehr als der größeren und schöneren Adelheid, deren Ausdruck zugleich das tiefste Gefühl und den höchsten Seelenadel verkündete. Helmine war kalt, sie schien mit den Huldigungen nur zu spielen, und fesselte sie dadurch nur desto mehr. Die Gräfin von Pappenheim kam im Jahre 1816 nach Berlin. Der König bemerkte Helminen im Kreise junger Mädchen, und empfand sogleich den stärksten Eindruck. Von diesem Augenblicke mußten auf allen Assembleen Helmine und Adelheid an seinem Tische Platz nehmen; um die Zahl zu vermehren, wurden die beiden Fräulein von Bardeleben mit herzugezogen. Der König, sagte man, spräche immer mit Adelheid, und sähe Helminen dazu an; mit beiden war er sichtbar in vertrauter Gewohnheit, wollte durchaus nicht Majestät genannt sein, sondern schlechtweg Sie, und wenn sie ihn dennoch ehrerbietigst immer Majestät nannten — die Gräfin von Pappenheim hatte beiden streng eingeschärft, nie sich eine Abweichung davon zu erlauben — so pflegte er wohl scherzend darauf zu erwiedern: „Ihre Exzellenz!“ Auch die Fräuleins von Bardeleben sollten ihn bloß Sie nennen, und pflegten es wohl zu thun. Einmal war auch ein Fräulein von Wülknitz an den Tisch des Königs gesetzt worden, und diese, das „Sie“ hörend, nahm dies für das Richtige, und nannte den König so auch ihrerseits. Das nahm aber der König übel. „Wen nennen Sie hier mit Sie? — fragte er — doch wohl mich nicht? Noch gar nicht so vertraut zusammen.“ — Ein andermal forderte der König Adelheid und Helminen auf, der Mutter zuzureden, auch nach Karlsbad zu reisen, er würde dann mit ihnen zusammensein, und

sie würden manches gemeinsame Vergnügen haben. Fräulein von Bardeleben — jetzige Gräfin Engström — rief aus: „O das wäre herrlich!" Mit einem verdrießlichen Seitenblick sagte der König, der es übel nahm, daß diese mit auf sich deutete, was nur jenen galt: „So? Wollen auch mitreisen? Wo denn Platz finden? In der Schoßkelle vielleicht!" Und bei ähnlicher Gelegenheit sagte der König zu demselben Fräulein, die wieder den Unterschied nicht gehörig beobachtet hatte, ironisch: „Da werden Sie wohl mit einem großen Trompetenstoß empfangen werden?" — Der König liebt zwar, Freiheit zu geben, gestattet aber nicht, daß man sie nehme. — Der König hatte eine wahre Leidenschaft für Helminen gefaßt, er zeichnete sie aus, sie wurde am Hof und in allen Gesellschaften als eine der ersten Damen behandelt. Er wollte sie zu seiner Geliebten machen, sie zur Frau nehmen, die vortheilhaftesten Anerbietungen wurden eröffnet; aber Helmine war ohne Neigung, zeigte große Kälte und kaum Ehrgeiz; der Staatskanzler seinerseits erklärte dem Könige, wenn die Sache geschähe, würde er sein Amt niederlegen. Der König setzte indeß seine Bewerbung fort, doch ohne Erwiederung. „Mein angebetetes, über alles geliebtes Mädchen", schrieb er an Helminen eigenhändig. Als er abreiste nach Karlsbad, nahm er Abschied bei der Gräfin Pappenheim, Helmine war äußerst zurückhaltend, er bat vergebens, sie möchte ihm etwas gut sein. Er saß neben ihr auf einer Gartenbank; da er ihre Zurückhaltung sah, so legte er zwischen sich und sie seine Reisemütze, und sagte: „So wird's Ihnen ja recht sein!" nämlich so getrennt zu sitzen. Er küßte Adelheid auf die Stirn, er und die anwesende Gräfin konnten Helminen nicht bewegen, ihm Gleiches zu gestatten. Er reiste fort, indem er zu Adelheid sagte: „Glauben Sie's nicht, wenn man sagt, daß die Könige glücklich sind!" Helmine faßte nachher einige Neigung, die sie nur nicht früher hatte

zeigen können, aber zu spät. In Karlsbad gab man dem Könige anderen Sinn, und jenes zerschlug sich. —

An anderer Stelle bemerkt Varnhagen weiter: „Der König hatte Helminen zur Herzogin von Breslau machen wollen; er konnte aber ihre Kälte zu keinem Zeichen einer Neigung bewegen. Die Erklärung des Staatskanzlers, daß er sein Amt niederlegen würde, wenn eine nähere Verbindung des Königs mit Helminen — als der Pflegeenkelin Hardenberg's — stattfände, hatte den König auch abgehalten.“

Pückler suchte Lucie über den Verlust Helminens zu trösten, so viel es in seinen Kräften stand, aber es gelang ihm doch nur unvollkommen; sie klagte immer, daß er sie nicht genug liebe, nicht genug bei ihr sei, ihr nicht genug schreibe. Und so sehr sie ihm stets anempfohlen, die Arbeiten zu Babelsberg nicht abzuweisen, und sich die Gunst des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu erhalten, so beschwerte sie sich dazwischen auch wieder, daß sie „der hohen Frau vom Babelsberge“ nachstehen müsse. Pückler und Lucie blieben immer wie die Kinder zusammen, die sich lieb haben, aber sich jeden Augenblick streiten. Bald hatte sie die Hardenberg'sche Leidenschaftlichkeit, bald hatte er die Callenberg'schen Launen, die sie sich gegenseitig vorwarfen, denn außer den Wappenschildern ihrer hohen Ahnen, hatten sie auch manche der Familienfehler mitgeerbt. Doch war Liebe und Anhänglichkeit immer der rothe Faden, der sich durch solche größere und kleinere Störungen hindurchzog.

Pückler trat nun seine Reise an, zu der ihm die Prinzessin von Preußen einen Dolch verehrte, um sich gegen die italienischen Räuber zu vertheidigen. Hinauszufliegen in die Welt war immer eine Erholung und Erheiterung für Pückler. Zuerst sprach er in Weimar vor, weil ihn daselbst seine in Ettersburg begonnenen Arbeiten interessirten, die in seiner Abwesenheit nach seinen Plänen von Petzold, der unterdessen Großherzoglicher Garteninspektor geworden war, in

seinem Sinn und Geist ausgeführt wurden. Auch in Ettersburg hat Pückler Außerordentliches geleistet. Vom Schlosse bis zum Mittelpunkt des Alleesterns ließ er gegen hundert Morgen Wald unter seinen Augen zu Pferde alles beaufsichtigend, in Gruppen hauen, und erzeugte dadurch bisher ungeahnte poetische Fernsichten und malerische Landschaftsbilder, die bisher im geheimnißvollen Waldesdunkel verborgen waren.

Er ging von Weimar über Heidelberg, Freiburg, Schaffhausen, Zürich, Chur und den Splügen nach Chiavenna, dann weiter nach den Seen, Mailand, Genua und Turin. Viele der Orte sah er wieder, die er in seinen Jugendtagen zu Fuß bereist hatte. Wie viele herrliche Villen erblickte er am Lago Maggiore, am Comersee und in der Umgegend von Genua, wo Myrthen und Lorbeern anstatt der heimischen Kiefern grünten, und alles von einem mährchenhaften Glanz von Schönheit und Poesie umflossen war! Sich hier irgendwo anzukaufen, hätte er herrlich, bezaubernd gefunden — aber Lucie forderte anstatt dessen, daß er Branitz schaffe, so wie er früher Muskau geschaffen, und er mochte noch so sehr ihre „Sandpassion" ihr vorwerfen, noch so sehr klagen, daß er inmitten der himmlischsten Gegend umkehren müsse, in den nordischen Herbst hinein, um nicht die Pflanzzeit für die Branitzer Anlagen zu versäumen, daß er wie ein Schüler, dessen Ferien abgelaufen sind, nach Hause müsse, daß es ihm erginge wie den Nonnen in „Robert dem Teufel", die zur bestimmten Stunde wieder in ihr Grab kriechen müssen, nachdem sie eine Weile gekost und getanzt haben — er that doch zuletzt was seine gute Schnucke wollte, und kehrte als treuer Sohn zu seiner Mutter zurück. Die Liebenswürdigkeit und der frische, eigenthümliche Humor seines Wesens spiegelt sich recht lebhaft in dem folgenden Brief aus Bellinzona, den 29. August 1846: „Cara Schnucka, io t'amo. Ein Landplatzregen hat mich hier überfallen, und droht mich

vielleicht mehrere Tage zu blokiren, was ich benutze, um mein Tagebuch zu schreiben, ehe sich das Gesehene und Erlebte in meinem nicht mehr starken Gedächtniß verwischt, wie denn überhaupt es mit mir stark bergunter geht, und ich mich eigentlich in diesem meinem einundsechzigsten Jahre noch nie ganz wohl, sondern immer schwach befunden habe, so daß der Geist fortwährend den Körper aufrecht erhalten muß, obgleich dieser Geist selbst auch sehr an Kraft und Energie nachläßt. C'est bien naturel, mon Dieu, et si je ne peux pas m'empêcher de déplorer un tel état de décadence, je suis pourtant bien loin de m'en plaindre. J'ai toujours plus en toutes choses que je ne mérite, et qu'en probabilité je pouvais raisonablement espérer. Mais quand à la kindliche folie, je suis toujours le même, impressionable et variable dans mes sensations comme un chamäléon. Pour le moment vous serez bien étonnée d'apprendre, chère Sandwurm, que — entouré de la nature la plus luxurieuse et la plus romantique, je m'en suis tout d'un coup dégouté, et que je ne rêve qu'aux embellissements de Branitz, pour lequel endroit j'ai eu une idée lumineuse, dont l'exécution pourra en effet le rendre, non seulement supportable, mais même original. Nur eins beschwöre ich Dich: widersprich mir nicht in Anlagen; warum? habe ich Dir hundertmal explizirt. Bist Du docile, wie es sich gebührt, so werde ich Deine Thorheit mit der meinigen treu unterstützen! geschieht dies aber nicht, so ziehe ich meine épingle du jeu, et mon argent aussi, und lasse Dich faire des choux et des raves à ton bon plaisir, sans m'en mêler plus le moins du monde. Dixi, und nun richte Dich darnach, denn es ist mein Ernst. Tout le monde s'émancipe, et moi aussi. Die letzte Zeit will ich nun auch einmal herrschen, wie Du dreißig Jahre lang, et comme un mulet surchargé, je ne veux plus faire un pas que de ma bonne volonté. Oui,

Schnucke, vous avez un art diabolique de me faire soumettre mon désir au vôtre, même sans avoir l'air de le positivement exiger, parceque vous avez reconnu de bonne heure, daß ich eins der gutmüthigsten Geschöpfe unter der Sonne bin. Je resterai gutmüthig, si vous êtes demüthig. Schnucke, Du bist eine Egoistin, die mich nur liebt als Eigenthum, et puis l'amour est toujours comme cela, ainsi je vous pardonne, aber im Himmel wirst Du einst erfahren, daß meine Liebe für Dich uneigennütziger war und ist, als die Deinige für mich, ich meine in Natur und Gefühl derselben. Aussi, malgré tout mes défauts, j'ai été un Archange pour vous sur la terre, et j'espère que je le resterai. Si je meurs, vous vous passerez de moi, mais tant que je vivrai ça vous sera difficile. Heureusement que sous ce rapport-là, vous avez peu à craindre, car tant que j'existerai, je serai toujours, indigne Stossschnucke, ton fidèle Lou."

In der That gab der fidèle Lou seinen Lieblingswunsch auf, noch Sizilien kennen zu lernen, ging über den Gotthard, und kehrte zu seiner „guten Alten" in die Heimath zurück.

Zu Hause angelangt, wurde Pückler's gute Laune etwas gestört, weil die Papiere, in denen er nun, seit dem Verkauf von Muskau, sein Vermögen angelegt hatte, bedeutend gefallen waren; ein anderes Leid war für ihn, daß mehrere seiner orientalischen Pferde, die er so zärtlichst liebte, und mit denen er so viel Aufsehen erregte, erkrankten und starben.

In Berlin sah Pückler Henriette Sonntag als Gräfin Rossi wieder. Er wohnte einem Konzert in ihrem Hause bei, in welchem sie gemeinsam mit Pauline Viardot-Garcia sang. Die beiden Künstlerinnen erschienen wie zwei rivalisirende Nachtigallen.

Muskau war unterdessen von seinen Käufern für einen höheren Preis an den Prinzen Friedrich der Niederlande

verkauft worden, was Pückler wie Lucie erfreute, da nun eher zu hoffen war, daß die schöne Schöpfung weiter gepflegt und unterhalten werde, da ihr nun größere Mittel zu Gebot standen.

Pückler wandte jetzt Sinn und Gedanken auf Branitz, die „Sandbüchse“, wie er sie nannte, und mit dem ernstlichen Beginn der Arbeiten wuchs auch sein Antheil für die Unternehmung, die er sich Lucien zur Liebe zur Aufgabe gemacht. Es war ein seltsames Schauspiel, dieses alte Paar, den einundsechzigjährigen Pückler, und die siebzigjährige Lucie mit der Herstellung ihres künftigen Wohnsitzes, der bis zur Vollendung viele Jahre erforderte, so eifrig und anhaltend beschäftigt zu sehen. Man hätte glauben sollen, sie wären um beinahe dreißig Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt, in die Zeit ihres Brautstandes, wo Pückler unermüdlich an Muskau arbeitete. Und bei diesem jugendlichen Treiben erschien er — während seine Freundin sichtlich alterte — auch noch immer stattlich und jugendlich in der Erscheinung; die Zeit schien spurlos an ihm vorüberzugehen, und wer ihn erblickte, gab ihm höchstens vierzig Jahre. Er stand über der Zeit und der persönlichen Befriedigung, weil ihm am meisten am künstlerischen Schaffen gelegen war.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Branitz.

Pückler hatte sich, bevor er die Anlage von Branitz unternahm, mit seinem prüfenden Verstand die Sache vollständig klar gemacht. Er sah auf der einen Seite die Langwierigkeit der tausend Dinge, die dort nöthig herzustellen waren, auf der anderen Seite die Gefahr, die in seiner und Luciens Natur darin lag, wieder mit Anlagen anzufangen, und zum zweitenmale das Spiel von Muskau zu beginnen, wobei das aus dem Schiffbruch gerettete Vermögen leicht alles verbraucht werden konnte. Auch die Schwierigkeit, welche die Gegend darbot, zog er in Betracht. Aber diese Schwierigkeit reizte ihn doch zugleich, und Luciens dringendem Verlangen konnte er auf die Dauer nicht widerstehen. Die Arbeit einmal begonnen, entflammte sich seine eigene Verschönerungsleidenschaft, und ein Werk unvollendet zu lassen, widersprach seinem Künstlersinn. Wenn er zuweilen unwillig auf Branitz schalt, so war das doch nur wie die Brouillerie mit einer Geliebten, der man in Liebe rasch wieder abbittet, was man in der Heftigkeit ihr Kränkendes gesagt. Da konnte er denn wohl heute sagen, Branitz sei ihm zuwider und une mer à boire, wo die Tausende umherflögen wie die Schmetterlinge; aber morgen erklärte er, dies Schaffen sei sein bester, nachhaltigster Lebensgenuß, und es sei einmal seine Bestimmung und sein Beruf, aus Wüsten Oasen zu machen. Heute rief er, Branitz würde der Nagel zu seinem Sarge, und es

sei eine Sysiphusarbeit, und morgen erklärte er, die Ueberzeugung, etwas dem großen Geiste Wohlgefälliges zu thun, entschädige ihn reichlich für schwere und bedeutende Opfer.

Die Ausstrahlungen dieser wechselnden Stimmungen, von denen die eine so wahr wie die andere, mögen durch die folgenden, an Lucie gerichteten Briefstellen aus dem Jahre 1847 in Kürze angedeutet werden.

„Eine schwerere Aufgabe als die hiesige konnte es wohl kaum geben, aber mit Talent, Ausdauer und Geld werden viele sogenannte Unmöglichkeiten überwunden.“ Den 15. Mai heißt es dann weiter:

„Die Pflanzungen gedeihen bei der äußerst günstigen Witterung, bis jetzt über alle Erwartung, sowohl im Garten, als im Walde. Von den großen Bäumen sind bis jetzt alle schon voll Blätter. Es scheint, daß die Natur mir gewogen bleibt, wie ehemals, und der Sand mir voll Dankbarkeit entgegenkommt, um seinerseits zu thun, was er kann.“ Und am 1. Juli fügt er hinzu:

„Was daraus wird, nach unserem Tode, ist ja die vollkommenste Nebensache. Nichts ist ewig, aber ewig schaffen ist göttlich, ob für uns oder Andere, ist gleichgültig, und wer nur für sich wirken will, wirkt gar nichts. Also ehre den Künstler, er ist das Beste an mir, und vielleicht hast Du mich dadurch gefördert, daß Du mir grade das Schwerste, das Undankbarste von neuem aufgegeben, weil es wohl eben das Verdienstlichste sein könnte. Genuß ist eine relative Sache, und in der schwersten Arbeit der endliche Sieg, vielleicht der größte Lohn im Geiste. Der aber nur ist bleibend.“ — Den 4. September schreibt er resignirt:

„Daß die Branitzer Expedition eine halbe Raserei ist, steht fest, aber man ist einmal zur Narrheit bestimmt, und so ist es am besten, fou et folle de bonne grâce zu sein. Seinem Schicksal kann niemand entgehen, also vogue la galère!“ — Den 9. September dagegen bemerkt er ganz entmuthigt:

„Schon in Muskau's trauriger Gegend machte ich nur Anlagen aus halber Verzweiflung, in Branitz mit ganzer, und dies um so mehr, da Du selbst doch auch unmöglich eine wahre Befriedigung dabei finden kannst.“ Aber wenige Tage später schreibt er wieder heiterer:

„Es wird alles werden mit der Zeit, doch etwas Geduld ist nöthig pour accomplir la dernière folie de deux vieillards, de la folle dominante et du fou débonnaire. Schnucke, c'est comme ça — mais cela ne m'empêche pas d'y trouver du plaisir, car je suis philosophe, et pourron con s'agite on vit — n'est-ce pas à-peu-près la même chose que ce soit à droite ou à gauche, au pays enchanté des mille et une nuits ou au désert? In zwanzig Jahren ist doch alles aus, im günstigsten Fall, et alors encore dans une nouvelle existence les folies ne manquerons pas plus qu'ici. Or, vogue la galère, et tout est pour le mieux.“

Branitz ist durch Pückler so weltberühmt geworden, daß hier gesagt sein möge, was es ursprünglich war, so wie auch vorgreifend, was es unter Pückler's bildenden Händen geworden.

In Muskau hatte Pückler wenigstens die Neiße, einige Hügel und uralte Waldungen als Material gefunden, in Branitz war nichts, nichts von allem diesen vorhanden, und er mußte wie ein Gott eine Welt aus nichts erschaffen. Es darf nicht vergessen werden, daß Pückler oft dankbar erwähnte, daß der Erste, der ihn zu seinen Parkschöpfungen angeregt und in seiner Liebe zur Natur bestärkt habe, Goethe gewesen sei, der einige kleinere Proben davon gesehen, und sich darüber gefreut hatte. Goethe mag die keimende Begabung in Pückler früh erkannt haben, denn er sagte ihm: „Verfolgen Sie diese Richtung, Sie scheinen Talent dafür zu haben; die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will.“

Interessant ist es, was Gottfried Semper, der geistreiche Architekt mit der originellen Künstlerseele, für einen Eindruck empfing, als er von Pückler zu Rathe gezogen, Branitz besichtigte, als es noch in seinem Urbestande war. Pückler schreibt den 1. April 1847: „Semper ist heute angekommen, und glaubte in den April geschickt zu sein, als er Branitz sah, das ihm zu horribel in seiner Umgebung vorkam, um irgend etwas darauf zu verwenden. Ich bedeutete ihn aber, es koste schon 20,000 Thaler, und werde sehr schön werden, und er that wenigstens so, als wenn er es glaubte, meinte aber doch, er hätte sich was anderes ausgesucht. Das Schloß indeß gefällt ihm, und er bedauert nur, daß es hier stehe. Für die Dachgallerie und Dekoration der Feueressen hat er guten Rath gegeben.“ Semper entwarf auch eine schöne Zeichnung für das Gewächshaus, und gab sonst noch manche werthvolle Anweisung.

Die Besitzung von Branitz ist kaum ein Zehntheil so groß als Muskau, wo allein 120,000 Morgen Wald sind. In Branitz wirkte Pückler wie ein — nicht unheilbringender — sondern wohlthuender, sanfter Orkan; er ließ Seen ausgraben, und nach seiner genauen Angabe und vorgeschriebenen Form, Hügel aufwerfen und bilden. Da sehr wenige große Bäume da waren, so ließ er deren wenigstens acht Meilen weit in der Runde mit großen Kosten ausgraben, und in Branitz einpflanzen. Einen ganzen Wald hat er auf diese Art in Bewegung gesetzt und eine Baumeinwanderung veranlaßt, die ein größeres Wunder ist, als wenn das Wunder von Birnams Wald in Macbeth sich nicht nur buchstäblich, sondern der Wahrheit nach, ganz erfüllt hätte. Im letzten Vierteljahr des Jahres 1847 allein ließ Pückler über hundert solcher großen Bäume kommen, und das war nur der Anfang! Die jungen Bäume, die er pflanzte, sind nicht zu zählen. Mit Recht sagt Varnhagen über Branitz: „Die Schöpferkraft, der Geist und Geschmack des Fürsten zeigten sich in allem, in Großem und

Kleinem. Aus einer Sandwüste ist unter seinen Händen ein Paradies geworden. Große Bäume, die er vorfand, hat er trefflich benutzt, andere von weit her kommen lassen und eingepflanzt, Millionen von Schößlingen eingesetzt; Seen und Kanäle hat er ausgegraben, die Erde zu Hügelreihen aufgehäuft, Wald- und Wiesenstücke trefflich gemischt. Der ganze Boden ist von der nahen Spree unterirdisch getränkt, daher trotz des Sandes fruchtbar; das Wasser in Seen und Kanälen steigt und fällt mit dem der Spree. Was der Fürst in den Wassern geleistet, ist nicht weniger wunderbar, als was er zu Land hervorgebracht. „Erdbändiger“ nannte Rahel ihn mit Recht. Er hat hier mehr gethan, als in Muskau, wo er eine Landschaft vorfand, hier mußte er sie ganz erst schaffen.“

Dabei wußte Pückler einer jeden seiner Schöpfungen einen anderen Karakter, eine besondere Originalität zu geben, und so war Branitz keineswegs eine Wiederholung von Muskau. Wo das Gebiet des Fürsten begann, hörte die Sandwüste auf, und man war plötzlich von der bezauberndsten, anmuthigsten, lieblichsten Landschaft umgeben, die so natürlich aussah, als wenn nicht ein Mensch, sondern die Natur selbst sie gepflanzt hätte; erfrischende Schatten breiteten sich über die Wege aus. Pückler hatte einen Theil des Dorfes versetzt, alles mit Grün bedeckt, Bauergärten und Aecker zum Park gezogen, der etwa 800 Morgen betrug, zuletzt wurde der Besitz bis auf etwa 2000 Morgen ausgedehnt, während 800 Morgen der Landwirthschaft gehörten. Rings um das edle, in einfachem Style erbaute Schloß ließ Pückler eine breite Terrasse anlegen, die er mit den schönsten Blumen feenhaft schmückte; die äußere Einfassung bildeten feurig rothe Geranien, die sich wie ein leuchtender Flammenkranz um das goldene Gitter des Geländers legten, und eine Fülle von Reseda sandte seine balsamischen Düfte in die Schloßfenster. Von der Terrasse weiter ruhte sich der Blick wohlthuend aus

auf den smaragdgrünen Rasenflächen und graziösen Gebüschen, die sich rings ausbreiteten. Dem Schlosse gegenüber errichtete er eine geschmackvolle Pergola, in deren schattigen Gängen Medaillons nach Thorwaldsen angebracht, und Abgüsse griechischer Statuen aufgestellt wurden. Alle Nebengebäude, die zugleich zum Nutzen dienten, und hin und wieder zwischen dem Grün hervorragten, dienten nur dazu, die Landschaft zu verschönern, die im Hintergrunde von einer malerischen Gruppe hoher italienischer Pappeln abgeschlossen wurde. War dies die Aussicht von der Ostseite, so war die Aussicht von der entgegengesetzten, von der Westseite des Schlosses, beinahe noch schöner. Da sieht man auf einen Teich, aus dem eine Schilf- und Blumeninsel sich erhebt, in deren Mitte eine eherne Statue der Schönheitsgöttin steht, die eben aus dem Wasser aufzusteigen scheint. Ueberall schöngeformte Bäume, deren Blätterschmuck bis auf die Erde reicht, erfreuende Fernblicke mit dichtem Gebüsch abwechselnd, ganz hinten der Kirchthurm von Kottbus, und als später das Schloß von Kottbus abbrannte, benutzte Pückler auch dies, und der Durchblick auf die Ruine trug nun mit zum Reiz der landwirthschaftlichen Wirkung bei. Die ganze Gegend macht den beruhigendsten, friedlichsten, harmonischsten Eindruck. Die Luft ist sanft und einschmeichelnd, und so gewürzt mit Blumen-, Feld- und Wiesendüften, daß jeder Athemzug zum Vergnügen wird. Eine Bronzebüste des Fürsten von Hardenberg unter hohen grünen Wipfeln, die goldene Büste von Henriette Sonntag unter einer Rosenlaube sind geschmackvoll angebracht.

Das Denkmal eines treuen Hundes, mit der Inschrift: „Hier ruht die treueste Seele, welche ich auf Erden gefunden habe“, und eine Tafel zum Andenken an seine arabische Stute mit den Worten: „Hier ruht Adschameh, meine vortreffliche arabische Stute, brav, schön und klug“, gab manchem Frommen zum Aergerniß Anlaß, so wie es auch die Pfaffen verdroß, daß die Parkschenke den Vers Luther's:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang"

als Inschrift trug.

Besonders seltsam und phantastisch, wunderbar und bedeutend, nimmt sich die sechszig Fuß hohe Erdpyramide aus, die Pückler errichten ließ; sie umfaßt einen Morgen Landes; eine Treppe führt zu ihrem Gipfel. Rings um sie her legte Pückler einen See an, der mit den übrigen Wasserbecken und Kanälen, in die auch die Spree, vom Spreewalde her ihre Gewässer mischen sollte, in Verbindung gesetzt wurde. Im Gegensatze zu diesen Vertiefungen erheben sich malerische Hügelreihen, zu denen jene den Stoff hergegeben. Ein Maler, der aus dem Orient zurückkehrte, und Branitz besuchte, glaubte, als er die Pyramide erblickte, sich voll Entzücken nach Aegypten hinversetzt, und meinte, in den sich am Horizont abzeichnenden Dächern und Thürmen von Kottbus, Kairo wiederzusehen! In der That verliert man in Branitz den sonstigen Maßstab der Dinge; alles ist anders, als an anderen Orten, phantastisch, überraschend, mährchenhaft.

Auch die innere Einrichtung des Schlosses war wie ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht. Den Glanz und Reichthum, mit dem Pückler es ausstattete, mag man auch an anderen Orten finden, aber die Hauptsache dabei war, daß es seinem unübertrefflichen Geschmacke gelang, durch die Schönheit der Anordnung den äußeren Aufwand so zu veredeln, daß man die Pracht über die Schönheit stets vergessen mußte. Die türkischen Teppiche, die mittelalterlichen bunten Glasfenster, die Reihe der Ahnenbilder, die magischen Lampen und strahlenden Kronleuchter, die Waffen und Pokale, die Seltenheiten und Kunstwerke aus allen Welttheilen, die Pückler hier vereinigte, sie bildeten ein harmonisches Ganzes, welches den Blick nie verwirrte, sondern immer anzog und beruhigte. Und aus jedem Fenster zeigte sich eine andere Landschaft,

eine jede so anziehend und schön, wie wenn sie Claude Lorrain gemalt hätte!

„Ich gehe in meine Bergfabrik," pflegte Pückler zu sagen, wenn er seine Erdarbeiten leitete. Und wirklich schuf er die Berge wie ein Bildhauer, nach der Form, die er angab, da, wo früher eine einförmige Ebene war. Oft genügten ihm nicht einmal die Tage zu diesen Arbeiten, und noch im Mondschein sah man ihn zuweilen in seiner türkischen Kleidung in den Gängen des Parks einherwandeln, um einem ihm folgenden Gärtner mit dem Schirm, den er in der Hand zu tragen pflegte, auf Blumen und Sträucher deutend, Anweisungen zu geben. Zuweilen begleitete ihn auch der Zwerg Billy. Wer ihm begegnete, empfing einen so seltsamen, phantastischen Eindruck, daß er sich wie in ein romantisches Zaubermährchen von Tieck oder Brentano versetzt fühlen, und glauben konnte, den Zauberer Merlin gesehen zu haben, und daß alles Wunderbare, was er so eben erblickt, nur ein Traumbild sei, das plötzlich in der Nacht wieder versinken könne.

War die Verschönerung von Branitz eine geniale Laune des Fürsten? Nein, sie war weit mehr, sie war eines Poeten lieblicher Traum, der zur Wirklichkeit geworden, sie ist eine schöne, großartige Dichtung, mit smaragdnen Lettern in den Sand der Lausitz geschrieben! Sie war zugleich ein Werk der Pietät für seine Lucie um der Liebe willen, und die Erfüllung einer Pflicht, die er sich auferlegt hatte in dem Wirkungskreise, der ihm als der nächste zugewiesen war, den Zeitgenossen ein nützliches und erfreuendes Denkmal seiner vollen Thätigkeit zu überliefern.

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Graf Louis Pückler. Tod der Geliebten. Arbeiten in Branitz. Das Jahr 1848, und Pückler's Stellung den Ereignissen gegenüber. Ein Volksfest zu Branitz. Tod der Fürstin Adelheid von Carolath. Wien. Die österreichische Aristokratie. Graf Sandor. Gräfin Julie von Gallenberg. Gastein. Salzburg. Berchtesgaden. Ischl. Der Dichter Zedlitz. Die Erzherzogin Sophie. Der Kaiser von Oesterreich. Abwechselnder Aufenthalt in Branitz, Dresden und Berlin. Laube und seine Frau. Der sächsische Hof. Die Prinzessin Amalie von Sachsen. Fräulein Bayer. Liebevolle Zärtlichkeit für Lucie. Besuch in Pülswerda beim Grafen Max von Seydewitz. Pückler's Mutter. Tod von Pückler's Mutter. Begräbnißstätte in der Pyramide zu Branitz. Der Berliner Hof. Die Prinzessin von Preußen. Herr von Prokesch und seine Frau. Die Herzogin von Sagan. Der Weimarer Falkenorden. Apollonius von Maltitz.

Im Jahr 1847 hatte Pückler den Kummer, daß sein Neffe, Louis Pückler, der Sohn seiner Schwester, die an den Grafen Friedrich Pückler vermählt war, in frischester Jugendblüthe starb. An diesem Neffen, der ihm an Schönheit der äußeren Erscheinung einigermaßen glich, hatte Pückler von früh an einen besonderen Antheil genommen, sorgte wahrhaft väterlich für seine Erziehung und Ausbildung, und ging mit dem Gedanken um, ihn zu seinem Erben einzusetzen. Auch die Fürstin liebte diesen jungen Mann mit wahrhafter Zärtlichkeit; schon als Knabe wurde er der kleine Lou genannt. Er war gutmüthig und heiter, und sein Leichtsinn hatte die Grazie der Jugend. So hatte er in sorglosem Jugendübermuth das Leben in vollen Zügen genossen, geliebt von Allen, die ihn kannten, durch seine große Liebenswürdigkeit.

Auch die von Pückler so sehr geliebte junge Frau, deren früher erwähnt worden, sank in ein frühzeitiges Grab, zu Pückler's tiefstem Leidwesen, der ihr Andenken sein ganzes Leben treu im Herzen bewahrte.

Die Arbeiten von Branitz vor allem nahmen ihn nun in Anspruch, nur zuweilen von Arbeiten auf dem Babelsberg und Besuchen in Weimar unterbrochen. Auch ging Pückler Anfang 1848 von Weimar nach Jena, wo er in der geistigen Anregung mit den dortigen Professoren sich von der Unbequemlichkeit des Hoflebens erholte.

Die Berliner Märzrevolution erlebte Pückler in Berlin. Die Stürme des Jahres 1848 hatten in persönlicher Beziehung manches Schmerzliche für ihn, da er mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen in so naher Beziehung stand. Er ließ einige Aufsätze zu Gunsten des Prinzen in den Zeitungen abdrucken; es war dies bei ihm eine Art von Ritterdienst aus Anhänglichkeit. Im Ganzen ist Pückler aber hoch anzurechnen, daß er, der sich nie und nirgends überschätzte, und sich mit bewundernswerther Unpartheilichkeit beurtheilte, sehr gut wußte, daß die Politik nicht sein Gebiet sei, und er sich bei allen aufgeregten Leidenschaften, die um ihn brausten, von allem politischen Handeln fernhielt. Man wollte ihn in die Frankfurter Nationalversammlung wählen, aber er verhinderte es. Wieviel Andere hätten besser gethan, seinem Beispiel zu folgen! Wenn man denkt, wie viele Unfähige sich beeifert in die politische Bahn stürzen, und wie viel Unheil sie anrichten, so muß man Pückler doppelt rühmen. In der Bewegung von 1848 hätte er auch schwerlich die für ihn geeignete Thätigkeit finden können; seiner Geburt, seiner Stellung, seinen persönlichen Beziehungen, nach gehörte er der Aristokratie an, aber er war doch viel zu klug und einsichtig, um sich blindlings zum Schildknappen der Reaktion zu machen. Auf der anderen Seite war er zwar religiös ganz freisinnig, aber politisch doch nicht so weit, um ganz

mit der Demokratie zu gehen; er hätte sich also jener schwachen Mittelmäßigkeit der Mittelpartheien anschließen müssen, die bei allen ernsten Krisen von den beiden Extremen wie von zwei Mühlrädern zermalmt wird; dazu war er zu genial. Da das Persönliche ihn stets noch mehr als das Allgemeine interessirte, so ergab er sich in der Politik hin und wieder seiner Heldenverehrung, seiner leidenschaftlichen Bewunderung des Erfolges, die oft so weit ging, daß sie sein Rechtsgefühl verdunkelte. Bei alledem muß als eine Art Edelmuth in ihm anerkannt werden, daß er zu den Wenigen gehörte, die den gestürzten Größen nicht den Rücken wandten, und so wie er den Prinzen von Preußen zu vertheidigen suchte, so schrieb er an den Fürsten von Metternich, der ihm als ein kluger Staatsmann stets imponirt hatte, und mit dem er persönlich in freundschaftlichem Vernehmen gestanden, einen antheilvollen Brief, als dieser in London sich als Flüchtling aufhielt.

Im Juni 1848 finden wir in Pückler's Tagebuch die folgende bezeichnende Stelle: „Die Monate April und Mai habe ich in Branitz zugebracht, ganz allein, und trotzdem, daß ich durch die Ereignisse schon mein halbes Vermögen verloren habe, und der Himmel allein weiß, ob der Rest nicht ebenfalls nachgeht, meine Anlagen mit allem Eifer fortgesetzt. Es ist schon wahr, daß ich nur künstlerisch schaffend in meinem wahren Elemente bin. Dies ist mein mir von der höheren Macht über uns bestimmter Beruf, wie ich immer mehr einsehe. Meine Haupteigenschaft ist der Geschmack — der in allem das möglichst Vollkommenste zu erreichen sucht, und es zu finden versteht. Nur gehören freilich hiezu immer bedeutende Mittel, die nur im Größten und Tausende erfreuenden Maße, nur entweder ein sehr kolossaler Reichthum, oder eine St. Simonistische Staatsverfassung gewähren könnten, wo Jedem gegeben werden soll, was zu allen gemeinnützigen Thaten irgend erforderlich sein kann — nach meiner Ansicht die erhabenste Idee, weil dadurch allein Sitte und Staat

mit der Natur in Einklang zu bringen wäre, das Angeborene überall seine freie Entwickelung durch sichere äußere Unterstützung fände, Jeder in Wahrheit der Schmied seines eigenen Glückes werden könnte, was, so lange die Privatfamilie, Ehe und Vererbung im jetzigen Sinn die Grundpfeiler der Gesellschaft bleiben, unmöglich ist. Einen wirklichen Fortschritt der Menschheit kann ich mir nur auf diesem Wege denken. Bis dahin laufen wir immer nur im Kreise, im cercle vicieux herum."

Und an Lucie schrieb Pückler aus Branitz: „Ehe alles fertig ist, wird es noch 3000 Thaler kosten, wohl in der jetzigen Zeit ein schlimmer Punkt, aber nicht zu umgehen, wenn man nicht hier mit 40,000 Thalern nur ein Chaos hervorgebracht haben wollte. Der Himmel wird schon weiter helfen, wie er früher bei noch trostloser aussehenden Lagen geholfen hat. Etwas Leichtsinn aus gutem Zutrauen zu seinem Stern ist nicht so übel im Leben, und kommt meist weiter, als zu große Aengstlichkeit. Ich bin versöhnt mit allem Geschehenen, et vogue la galère tant qu'elle existe. Si elle fait naufrage, on meurt avec elle."

Und etwas später schrieb er: „Es ist eine große Last, Sklaverei und Ausgabe, die ich mir mit Branitz aufgebunden, aber es ist auch ein Band, das manchen Genuß herbeiführt, und dem Leben einen gewissen Halt giebt. Ohne Sorge, ohne Mühe, ohne Opfer hat man wenig auf der Welt, und hätte man's, so quälte einen wieder die Langeweile und der Spleen, der nie aus Elend und Mangel, sondern immer nur aus unthätigem Genußleben hervorgeht."

Um sich zu zerstreuen, verließ Pückler seine Einsamkeit, und machte Ausflüge nach Hamburg, nach Potsdam, wo er den preußischen Hof sah, und den König sehr munter und guter Laune fand, nach Berlin, Köln und Frankfurt. Von dort wanderte er zu Fuß durch den Spessart nach Kissingen, und war so entzückt von der schönen Natur, daß ihm vor

Freude darüber die Thränen in die Augen traten. So war er auch 1848 mehr der Natur als der Politik zugewandt. In Wien langte er gerade während der Septembertage an, und gelangte nur mit Mühe in die Stadt. Nach einigen Seufzern, daß er das alte heitre Leben der Wiener Aristokratie bei der politischen Spannung nicht mehr vorfinde, amüsirte er sich jedoch ganz gut, kaufte Rosen für Branitz, besah Gärten und Schlösser, und die Theater; in der Leopoldstadt sah er ein Lustspiel: „Die Revolution in Krähwinkel", in welchem der Komiker Nestroy den Fürsten von Metternich nachahmte.

Wieder in Branitz angelangt, feierte Pückler seinen Geburtstag dadurch, daß er seinen Bauern und Arbeitern ein großes Fest gab, das mit Ball und Abendessen von 5 Uhr Abends bis 3 Uhr früh dauerte. Er hatte dazu ein großes Gebäude, den Zeughof, zu Eß- und Tanzsälen eingerichtet, alle Räume darin weißen lassen und mit Lampenguirlanden geschmackvoll verziert. Auch der Platz vor dem Zeughof war hell erleuchtet. Dieses Volksfest bestand aus mehr als hundert Personen, und der dreiundsechzigjährige Gastgeber hatte die herzlichste Freude an dem Jubel und der Fröhlichkeit, die rings um ihn herrschten, ja, er selbst tanzte drei Polonaisen mit durch den ganzen Pleasureground, bei kaltem Sturmwind und hellem Mondschein, und als alles an der Tafel saß, trank er die Gesundheit seiner Gäste, und ließ zweihundert Cigarren unter sie vertheilen, sie dann verlassend, damit sie sich ungestörter ihrer Heiterkeit hingeben konnten. „Diese Leute scheinen allein noch wahrhaft vergnügungsfähig zu sein," schrieb Pückler in sein Tagebuch, „und durch welche geringe Mittel! Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, daß Bier, Schöpsenbraten, Krautsalat und Kuchen nebst einem Tanz auf Ziegelsteinen eine solche innige Glückseligkeit vieler Stunden hervorbringen können. Was hat

wohl da der stets überdrüssige Reiche vor dem Armen voraus?"

Lucie hatte nach der Berliner Revolution vorgezogen, ihren Aufenthalt von dort nach Dresden zu verlegen, wo Pückler sie von Branitz aus öfter besuchte. Im Mai 1849 eilte er dahin wegen des am 29. April erfolgten Todes der Fürstin Adelheid von Carolath, die im Wahnsinn starb, zum großen Kummer von Lucie, welche ihre Tochter tief beweinte. Varnhagen, der sie als eine Freundin von Rahel schätzte, schrieb über ihr Dahinscheiden in sein Tagebuch den 4. Mai 1849:

„In Dresden starb am 29. April, in Folge einer Lungenlähmung, die Fürstin Adelheid von Carolath, geborene Reichsgräfin von Pappenheim, eine Freundin Rahels, von ausgezeichneten und trotz mancher bedauerlichen Beimischung edlen Eigenschaften. Daß ihre Mutter, die Fürstin von Pückler, sie überleben mußte! — (Sie starb in völligem Wahnsinn!)"

Pückler schrieb unter das Portrait der Fürstin von Carolath, das er in seinen handschriftlichen Erinnerungsbildern bewahrte, im Jahre 1826:

„Die geistreiche Tochter einer vortrefflichen Mutter, die uns zu Geschwistern gemacht hat, übrigens die liebenswürdigste Dame des Berliner Hofes, ce qui, je l'avoue, n'est pas beaucoup dire, et pas autant qu'elle mérite. Der berühmten schönen Hand hat der Zeichner keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das Auge der gefühlvollen Dichterin aber besser wiedergegeben."

Pückler's Liebe und Herzlichkeit war Lucien, der alten Frau, die selbst die Last der Jahre und manche Leiden zu tragen hatte, in ihrer Erschütterung der beste Trost, die wohlthuendste Freude. Doch dies Zusammensein wurde bald gestört, denn die Revolution, welche die Fürstin in Berlin geflohen hatte, diese neue Zeit, die sie so wenig verstand, und die ihr so

antipathisch war, holte sie auch in Dresden ein, und die dortigen Maitage setzten sie in Angst und Schrecken.

Als es dort wieder ruhig geworden war, reiste Pückler nach Wien, wo er sich wieder mit der österreichischen Aristokratie vortrefflich amüsirte. Er erregte Aufsehen, als er mit dem bekannten Grafen Sandor, dem Schwiegersohn des Fürsten von Metternich, im Prater erschien, in des ersteren Wagen, der mit vier kleinen allerliebsten ungarischen Schimmeln fuhr, die er wie toll umherrasen ließ. Zufällig vernahm Pückler, daß die Gräfin Julie von Gallenberg in Wien sei, und ging sie zu besuchen. Ein Wiedersehen nach vierzig Jahren! — Die üppige, schöne Frau, die ihn in Neapel so entzückt hatte, war natürlich unterdessen zur alten Matrone geworden. Der Eindruck war für ihn ein vernichtender.

Pückler brachte Lucien nach Gastein, und schwärmte dann im Salzkammergut umher, um, trotz Branitz, sich nach jener „Cottage" umzusehen, dessen Suchen in den schönsten Gegenden ihm vielleicht noch angenehmer war, als das Finden gewesen wäre. Salzburg, Berchtesgaden und Ischl gefielen ihm besonders. An letzterem Orte begegnete er seinem Freunde, dem Dichter Zedlitz, der in Alt-Aussee eine Villa besaß. Als er mit diesem spazieren ging, trafen beide, die Erzherzogin Sophie, die sogleich Pückler wieder erkannte und sich mit ihm unterhielt. Daran knüpfte sich, daß als der Kaiser von Oesterreich auf zwei Tage dort eintraf, um, von seiner ganzen Familie umgeben, seinen Namenstag zu feiern, Pückler auch dessen Bekanntschaft machte.

Das Jahr 1850 reiste er abwechselnd zwischen Branitz, Berlin und Dresden hin und her. Für Lucie empfand er, je älter sie wurde, und je gebeugter sie war durch den Verlust ihrer dahingeschiedenen Lieben, um so mehr die liebevolle Zärtlichkeit und Fürsorge eines Sohnes, welcher manches Opfer zu bringen er für seine Pflicht ansah. Im Januar fuhr er bei einer schneidenden Kälte von mehr als 20 Grad

Reaumür, sie in Dresden zu besuchen. Dort sah er auch Laube und seine Frau mit Vergnügen wieder, die von Leipzig herübergekommen waren. Auch am Dresdner Hofe erschien Pückler, doch die Unbequemlichkeit der Etiquette wurde ihm immer lästiger, und er sehnte sich stets bald wieder in seine Einsiedelei von Branitz. Die Prinzessin Amalie von Sachsen interessirte ihn als Schriftstellerin, Fräulein Bayer, deren Bekanntschaft er in einem Hofkonzert machte, wo sie deklamirte, als begabte Künstlerin. Dann ging er weiter zu seinem Stiefbruder, dem Grafen Max von Seydewitz. Unterwegs schrieb er an Lucie aus Herzberg, den 18. Januar 1850: „Unterwegs war es mir sehr wehmüthig zu Muthe, weil ich Dich nicht recht wohl verließ, und indem ich mit der Phantasie dem Gedanken nachhing, was aus mir werden würde, wenn ich das Unglück hätte Dich zu verlieren, drangen mir recht schwere Thränen aus den Augen. Si vous aviez vu cela, je crois que ça aurait rafraichi votre coeur." In der That beglückten dergleichen Liebesworte Lucie so sehr, daß sie sich wieder wie fünfzehn Jahre fühlte.

Nicht minder herzlich schrieb er an Lucie aus Berlin, den 23. April 1850: „Daß Du aber immer noch über eher zunehmende als vorübergehende Schwäche klagst, ließ mich zu keiner ganzen Beruhigung kommen, obgleich ich immer hoffe, daß meine liebe Alte die Sache auch ein wenig durch die schwarze Brille ansieht, und mir dadurch mehr Angst macht, als Gott gebe, nöthig — denn, meine Schnucke — sie sei gut oder Kratzbeere — gar nicht mehr zu haben, zu wissen, daß sie unwiederbringlich von der Welt geschieden sei, ist ein Gedanke, der mich weit mehr entsetzt, als der an meinen eigenen Tod. Es scheint mir Deine Existenz (wenn auch oft in Melusinens Kasten) zur meinigen so nöthig, wie die Luft zum Athmen, also quäle mich nicht ohne Noth, wenn ich abwesend von Dir bin."

Auf dem Gute des Grafen von Seydewitz, Pülswerda, traf Pückler mit seiner Mutter zusammen. Die Achtzigjährige hatte sich wunderbar erhalten; ihr Gesicht war noch immer schön, und ihre Haare dunkel wie die einer jungen Frau. Auch in ihren Bewegungen war sie noch von jugendlicher Lebhaftigkeit. Ihr Wesen war, wie Pückler fand, spitzer und schärfer geworden, nur für ihren Lieblingssohn Max bezeigte sie eine wahre Anbetung. Doch wußte auch Pückler sie heiter zu stimmen, und die einstige Lustigkeit wieder in ihr anzuregen, in der sie stets graziös erschien.

Pückler dachte nicht, daß dies das letztemal gewesen, daß er seine Mutter gesehen! Aber bald darauf, Anfang März, erhielt er in Dresden die Nachricht ihres beinahe plötzlich eingetretenen Dahinscheidens, die ihn, obgleich seine Mutter nie wahrhaft herzlich gegen ihn gewesen, doch sehr betrübte und ernst stimmte. Er fühlte sich zugleich dadurch seinem eigenen Tode näher. Sie war rüstig und wohl bis zuletzt, und starb nach nur fünfstündiger Krankheit an einem Nervenschlage.

Es war in diesem Jahre, daß Pückler die Arbeiten an der bereits erwähnten Pyramide begann, die er zu seiner und Luciens Begräbnißstätte bestimmte. Die Ausgrabung des Sees lieferte die Erde zum Tumulus. Die Gruft wurde aus Sandsteinquadern gemacht, gerade groß genug für zwei Särge, die nach ihrer Aufstellung hermetisch mit Cement verschlossen werden sollten, ohne Thüre und Eingang, tief unter dem Tumulus, so daß sie ohne schwierige und kostspielige Nachgrabung jeder ungeweihten Störung unzugänglich, und von einem Denkmal gedeckt würden, das Jahrtausenden zu trotzen vermöchte. Den sinnigen Spruch des Korans:

„Gräber sind die Bergspitzen einer fernen schönern Welt"

bestimmte er als Inschrift für die Pyramide. Zugleich aber

mit ernsten Vorstellungen heitre Gedanken verbindend, wollte er auch den Spruch auf ihr anbringen:

„Allons
chez
Pluton plutôt plus tard.“

In Berlin befriedigte Pückler das Hofleben nicht mehr als in Dresden. Von der Prinzessin von Preußen bemerkte er, daß sie sehr freundlich gegen ihn sei, daß sich aber in der Politik ihre Wege trennten. Mit Prokesch und seiner Frau, mit der Herzogin von Sagan hatte er angenehmen Verkehr. Nach Weimar machte er einen Ausflug, um sich für den ihm verliehenen Falkenorden zu bedanken. „Ce n'est pas grande chose,“ schrieb er an Lucie darüber, „aber immer ein Spielzeug mehr, und die herzliche Art der Verleihung verpflichtet mich zu wahrem, aufrichtigen Dank.“

Gern suchte er auch jedesmal Apollonius von Maltitz in Weimar auf. „Maltitz ist immer der Alte,“ sagte er, „Dichter aus Natur, Diplomat aus Schicksal, eine edle, liebenswerthe Seele, geistreich und kindlich zugleich.“

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Gartendienst und Hofdienst. Minister Manteuffel. General Wrangel. Herr von Bismarck-Schönhausen. Ein hannöverischer Orden. London. Die Weltausstellung. Pückler wird für seinen Sohn gehalten. Neue Innigkeit zwischen Pückler und Lucie. Brüssel. König Leopold der Belgier. Hannover. Tod des Königs Ernst August von Hannover. Anstrengungen des Hoflebens. Weimar. Der Gärtner Petzold. Luciens Uebersiedelung nach Branitz. Mahnung an den Tod. Jubiläum des Großherzogs von Weimar. Die Prinzessin von Preußen. Die Prinzessin Louise von Baden. Die Großherzoginnen Stephanie und Sophie von Baden. Die Fürstin von Liegnitz. Die Königin von Holland. Die Gräfin von Nassau. Die Herzogin von Orleans. Die Großfürstin Olga, Kronprinzessin von Würtemberg. Weihnachtsfest in Koblenz. Paris. Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie. Die Tuillerieen. Hoffeste. Auszeichnungen. Die Kaiserliche Küche. Die Großherzogin Stephanie. Der alte Jerôme. Die Prinzessin Mathilde. Die Prinzessin Murat. Gräfin Tacher de la Pagerie. Lamartine. Luciens Tod. Alexander von Humboldt. Heinrich Laube.

Auch das Jahr 1851 brachte Pückler im Gartendienst und im Hofdienst zu. Auf der einen Seite Branitz und Babelsberg, auf der anderen Berlin und Weimar, und noch dazu Hannover, wo er, wie er selbst sagte, die Hofschranze machte, ein Amt, was er doch stets bald müde wurde, und die Befriedigung der Eitelkeit sich theuer erkaufen mußte, denn es kam ihn doch oft hart an, bei strenger Kälte in Gala von Berlin die Eisenbahnfahrt nach Potzdam zu machen, bei einer Parade stundenlang in gepreßter Uniform auszuhalten, oder in dichter Menschenmenge stehend, die Hitze zu ertragen, und in der Kirche langweilige Predigten anzuhören, die kein Ende nehmen wollten, und dergleichen mehr, und

das bei sich wiederholenden Grippezuständen, und einigen Beschwerden des Alters! Dafür wurde ihm freilich manches freundliche Wort der Herrschaften, und Minister und Hofleute zeigten sich ihm beeifert um die Wette. Er kam zu Manteuffel, dessen ungeheure Mittelmäßigkeit er allerdings vollkommen erkannte, er empfing die süßlichsten Schmeicheleien des alten Generals Wrangel, und machte auch die Bekanntschaft des Fürsten von Bismarck, der damals Herr von Bismarck-Schönhausen, der erste Redner der äußersten Rechten, und ein lieber Sohn der schwarzen Kreuzzeitung war.

In Hannover wurden Pückler auch große Ehren erwiesen, und er hoffte dort auf ein neues „Spielzeug"; aber ach! das Spielzeug, welches ihm der König Ernst August verlieh, war nicht so groß, als er gewünscht, und seinen Verdruß darüber schüttete er im Vertrauen gegen seine Lucie aus, in einem Brief aus Hannover, den 1. September 1851, der lautet wie folgt: „Liebste Mama, was ich besorgt, ist nun allerdings geschehen. Un petit malheur, wo ich jedoch Gott bitte, daß mich nie ein Schlimmeres treffe. Der König hat mir durchaus, weil ich nur Generalmajor sei, nur den Stern mit Schwertern zur zweiten Klasse seines Ordens geben wollen, den er mir nun gestern zugeschickt. J'ai jeté les hauts cris comme de raison. Je m'en suis plaint amèrement à Mad. de Grote et la petite Paula, et en remerciant le Roi, je lui ai dit: „Ich sage Ew. Majestät meinen unterthänigsten Dank für die mir erwiesene Gnade, und bitte Ew. Majestät zugleich überzeugt zu sein, daß auch die letzte Klasse Ihres Ordens, als Zeichen Ihrer Huld, den gleichen Werth für mich gehabt haben würde." Seine Majestät comprit fort bien ce que je voulais dire, ainsi que toute la cour, et en me répondant: „Gut, gut," il s'empressa de me quitter. Je crains bien que le temps de ma faveur est passé maintenant; cela ne battra plus que d'une aile."

Doch war Pückler schnell getröstet, und berichtete schon den 3. September 1851 weiter: „Der König fährt fort ganz gnädig zu sein, ohngeachtet der passageren Wolke, et à ce qu'il parait l'époque ne sera pas très éloignée, où on me contentera tout-à-fait. Au reste, cela m'est égal maintenant. Comme object de toilette c'est même plus Avantageux, car le crachat aux deux épées est presque le même, et j'avais déjà un cordon bleu par dessus l'habit, mais point en sautois au col. Ainsi bien considéré, tout est pour le mieux."

Um sich von dem Zwang der Höfe zu erholen, reiste Pückler im Oktober 1851 nach London, die dortige Weltausstellung in Augenschein zü nehmen. Die neuen Eindrücke erfrischten ihn so sehr, daß er wieder wie ein junger Mann sich nach allen Seiten umthat, zuerst nach so langer Zeit sich wieder an den Merkwürdigkeiten Londons erfreute, und dann auch wieder in der Gesellschaft verkehrte. Wie jung er noch immer aussah, das möge hier durch ein Beispiel bewiesen werden. Bei einem großen Diner bei der Herzogin von Sommerset saß er an der Tafel neben der hübschen Lady Seymour, und erkannte sie während des Gesprächs als die schöne Miß Sheridan, Schwester der Mrs. Norton, die er als siebzehnjähriges Mädchen vor fünfundzwanzig Jahren in London gekannt hatte, indem sie ihm erzählte, daß sie seinen Vater vor langer Zeit hier oft gesehen! Sie hielt Pückler also jetzt für seinen Sohn, und das unbewußte Kompliment ergötzte ihn nicht wenig.

An Lucie richtete er wieder sein ganzes Reisetagebuch, so daß die alte Freundin in der Ferne an allem theilnehmen konnte, was er erlebte. Sie waren nun ganz wieder Philemon und Baucis.

Er hatte in Dresden, nachdem wieder einige kleine Streitigkeiten zwischen ihnen vorgefallen, sich mit Lucie ver-

traulich ausgesprochen, in einer Weise, die seinem Herzen wohlthat, und die Innigkeit zwischen beiden auf das schönste wieder herstellte, die seit dem Verkauf von Muskau etwas gelitten hatte. Wir finden darüber in Pückler's Tagebuch vom 15. August 1851: „Eine mir wohlthuende Explikation mit der Mama, die so lieblich in ihren weißen Haaren. Krankheit seit mehreren Tagen, aber le coeur content."

Und den 17. August heißt es weiter: „Ueber diese merkwürdige und heilige Krisis des 15. vielfach nachgedacht. Hier muß ich eine äußere Einwirkung einer guten Macht erkennen, welche eine garstige Rinde, die sich um mein Herz gelagert, wie durch eine Art Wunder ohne irgend einen sichtlichen Grund so wohlthätig geschmolzen hat, und nicht nur mich, sondern auch die andere Seele gänzlich im Guten geändert hat, wo dieselbe bösliche Verhärtung sich anzusetzen begonnen hatte. Dies ist Gnade, ich kann es auch in der rationalistischsten Ansicht nicht anders ansehen, denn weder in mir noch in ihr war der Grund dazu vorhanden, wenn auch die Empfänglichkeit noch da war, die Unterstützung einer höheren Hand zu empfangen und zu segnen. Gott erhalte mir die wohlthätigen inneren Folgen dieses Tages, dies ist mein inniges Gebet."

Und dieses herzliche Einvernehmen erwies sich von Dauer.

„Meine Herzensschnucke," schrieb Pückler an Lucie aus Hannover den 21. September 1851, „ich habe nur an Dich gedacht während der ganzen Reise. So alt wir sind, bleiben wir doch nur wahre Kinder, die zuerst sich küssen und lieben, dann miteinander spielen, erst scherzen, dann sich streiten, dann sich die Puppen an den Kopf werfen, dann sich wieder weinend und liebend versöhnen, und von Reue zerknirscht sind. Voilà notre histoire, qui se renouvelle toujours. Allaune, Pulverfaß und Hermann von Unna."

Und aus London schrieb ihr Pückler in heitrem Humor den 29. Oktober 1851: „Ich gratulire Dir zu meinem mor-

genden Geburtstag, wo es Gott gefiel Jemanden allein für Dich zu schaffen, und zu diesem Zweck mit allen Tugenden eines Erzengels auszustatten." — Und weiter fügte er hinzu: „Eben kommt Dein Brief vom 23. als Geburtstagsgeschenk la veille du grand jour, où j'accomplis ma 66ième année! un âge que je n'ai guères cru pouvoir atteindre, et encore passablement bien portant. J'en rends grâce du fond de mon coeur au Dieu inconnu qui dirige mes destins avec tant de clémence peu mérité sans doute, mais enfin je suis ce que j'ai été fait — on ne m'y a pas consulté. C'est un grand mystère que notre existence, et le mieux est de la mettre à profit autant qu'on peut, sans se rompre la tête pour l'approfondir."

Um seinen Geburtstag in der freien Natur zu feiern, wollte Pückler an diesem Tage nach der berühmten Tubularbridge reisen, auf die er sich sehr freute, aber ein heftiges Unwohlsein hinderte ihn an der Ausführung, und kaum wieder hergestellt, verließ er, Luftveränderung suchend, England. Auf der Durchreise in Brüssel, hatte er eine lange Audienz auf Schloß Laeken bei dem König Leopold der Belgier, wo von beiden Seiten man sich in graziösen Komplimenten überbot.

In Hannover langte Pückler grade in derselben Stunde an, wo der König Ernst August mit Tode abging, und hielt es nun für schicklich dort den Trauerfeierlichkeiten mit beizuwohnen. Dazu gehörte denn auch mitten im Felde im Schnee an der Eisenbahn zu stehen, um von 9 Uhr Morgens bis halb 11 Uhr zu warten, bis der König Friedrich Wilhelm der Vierte mit allen seinen Brüdern von Berlin eintraf, was freilich mit einem Händedruck von Seiten aller Herrschaften belohnt wurde. Beinahe noch härter kam es Pückler an, darauf im Schloß „eine Stunde banale Warteversammlung" auszuhalten, und dann einen Marsch von tausend Schritten nach dem Mausoleum im Garten zu machen, und

auf dem kalten Marmor mit nassen Füßen stehend lange verschiedene Gebete, und eine deutsche und eine englische Predigt geduldig anzuhören. Da fand er denn doch die Anstrengungen seiner Orientreise weit belohnender und amüsanter! Aber dem Hofdienst sollte einmal genug gethan werden!

Weit mehr Freude hatte Pückler in Weimar, wo er im Dezember eintraf, wiede rals Gärtner zu wirken, und wo sein begabter Schüler Petzold vortrefflich in seine Ideen eingegangen war. „Hinsichtlich der Anlagen," schrieb Pückler an Lucie, aus Weimar den 18. Dezember 1851, „hat Petzold meine ihm hier gegebenen Ideen im Park und in Tieffurth ganz meisterhaft ausgeführt, und aus dem geschlagenen Holz 4000 Thaler gelöst. Trotzdem sieht man jetzt mehr Bäume als vorher, nebst weiten, früher unbekannten Rasenflächen. Je n'aurais pu faire mieux, et pas si bien même, je crois. — Der Besuch und die Revision dieser Anlagen nehmen nebst dem Hofe meine ganze Zeit hinweg."

Im Sommer 1852 war endlich in Branitz alles so weit gediehen, daß Pückler Lucien vorschlagen konnte, aus Dresden zu ihm herüberzukommen, sein Werk zu sehen, und sich dort einzurichten. In Branitz einzuziehen war für sie der größte Lebenstrost, die größte Lebensfreude. Er pflanzte ein S von blühenden Rosen, damit seine gute Schnucke aus ihren Fenstern ihren Namenszug erblickte. Die Briefe, welche die beiden geschiedenen Gatten in jener Zeit wechselten, gleichen weit mehr Liebesbriefen, als die aus ihrer Brautzeit, denn während sie sich die Leiden des Alters klagten, drückten sie jugendlich warme Gefühle aus, und jugendliche Unruhe und Leidenschaft in der Ungeduld, mit der sie gegenseitig ihre Briefe erwarteten, und sich heftige Vorwürfe machten, wenn dieselben einen Tag länger wie gewöhnlich ausblieben. Lucie nannte sich oft eine Jeremia, eine Mumie, einen Schatten, eine Sage nur noch, und bat ihren Lou mit ihr Geduld zu

haben, alle Freude komme ihr einzig von ihm, den sie anbete. Er trug sie auf den Händen so viel er vermochte. „O Lou, mich erhebt doch ein Gefühl," schrieb ihm Lucie aus Branitz den 6. September 1852 nach Berlin, „und ich darf mir sagen: nicht habe ich umsonst gelebt: ich war seine Freundin, seine treueste Freundin auf Erden. — — Adieu, Lou, mein Sohn, mein Leben! O leite mich sanft zu Grabe. Da will ich ruhen, und die Seele wird von Deiner Erinnerung erfüllt, zum neuen, geistigen, heiligen Vereine Dich erwarten. Dann wollen wir uns freuen — daß der Abschied von hier überstanden — und ich einen Lou, dieser eine Schnucke gefunden."

Eine ernste Mahnung an den Tod fiel in jene Zeit, denn Lucie wurde im September 1852 vom Schlage betroffen, doch erholte sie sich langsam wieder von diesem Anfall.

Im Jahre 1853 machte Pückler seine gewöhnlichen Ausflüge an die ihm befreundeten Höfe, und durfte sich rühmen das „enfant gâté des Princesses" zu sein. In Weimar machte er das Regierungsjubiläum des Großherzogs mit, in Baden-Baden verkehrte er mit der Prinzessin von Preußen, die, wie er sagte, fast ein Ideal für ihn sei, mit der Prinzessin Louise von Baden, die er als „ein liebliches Kind an der eben überschrittenen Gränze der Jungfrau" bezeichnete, mit der Großherzogin Stephanie, deren Liebenswürdigkeit ihn ganz einnahm, und mit der Großherzogin Sophie, die er eine sehr liebe, anspruchslose, etwas timide, aber gefühlvolle Frau nannte." Auf der Reise begegnete er der Fürstin von Liegnitz; ferner sah er in Koblenz die Königin von Holland, die Tochter des Königs von Würtemberg; er beschreibt sie als: „eine noch hübsche, interessante Frau, mit einem sehr anziehenden Zug von Weiblichkeit, mit einem Anflug von Kummer," und die Gräfin von Nassau, Wittwe des alten Königs von Holland, schildert er als „eine Dame von viel Verstand, und großen

Manieren." In Eisenach lernte Pückler die Herzogin von Orleans kennen; er schrieb über sie in sein Tagebuch: „Artige Frau, doch in ihrer etwas kümmerlichen Erscheinung unter meiner Erwartung, eben so die beiden Prinzen wie die Hofdamen." Weit bedeutender fand er die Großfürstin Olga, die Kronprinzessin von Würtemberg — die jetzige Königin — die er in Weimar sah; er schreibt über sie: „schöne, grandiose, schön repräsentirende Frau, dem Kaiser, ihrem Vater, sehr ähnlich." Und noch viele, viele andere Fürsten und Fürstinnen wären hier zu nennen, mit denen er verkehrte.

Nachdem Pückler das Weihnachtsfest in Koblenz am Hofe der Prinzessin von Preußen zugebracht, begab er sich Anfang des Jahres 1854 nach Paris, um auch den Hof des Kaisers Napoleon zu besuchen. Geblendet von den Erfolgen dieses Mannes überließ Pückler sich der zügellosesten, blindesten Bewunderung für ihn. Er fand die beeifertste Aufnahme, die ihm schmeichelte. Pracht, Luxus, Vergnügungen unterhielten ihn einmal wieder eine zeitlang wie ein junges Mädchen, das zuerst in die Welt eintritt. Visiten, Soireen, Diners, Paraden, Bälle jagten sich, und ließen ihm keinen freien Augenblick. Er war am Hofe, im Faubourg St. Germain, und in den Finanzkreisen gesucht —, von allen Seiten wurden außer dem Fürsten auch dem Schriftsteller Lobsprüche gespendet, was ihn besonders freute. Die Tuillerieen fand er prächtiger als jemals; der kaiserlichen Küche ertheilte er — und einen größeren Sachverständigen als ihn konnte es auf diesem Gebiete nicht geben — das Zeugniß, daß sie die beste sei, seit der Küche von Ludwig dem Achtzehnten beim Duc d'Escars. Die Großherzogin Stephanie, die er in Paris wiederfand, empfing ihn auf das Herzlichste. Der Kaiser und die Kaiserin luden ihn zu ihren Hoffesten ein, wo alles von Diamanten strahlte. Der Kaiser unterhielt sich stets lange mit ihm, mit der Kaiserin hatte er immer ausführliche Gespräche. Auf einem Kostümball, den die Kaiserin gab, erschien Pückler

als schwarzer Spanier gekleidet, als Huldigung für Mad. Eugenie. An einem Abend, den er en famille in den Tuillerieen zubrachte, wurde er gebeten sein Gartenwerk vorzulegen, aus dem Napoleon sich mehreres abzeichnete. Auch fuhr ihn der Kaiser mehrere Stunden lang spazieren um ihm die Umgegend von Paris zu zeigen. Der alte Jerôme, die Prinzessin Mathilde, die Prinzessin Murat, Alle bewiesen ihm Aufmerksamkeit. Mit der schönen und liebenswürdigen Gräfin Stephanie Tacher de la Pagerie schloß Pückler eine besondere Freundschaft, und führte von da an einen Briefwechsel mit ihr, in welchem die beiderseitige Feier des französischen Kaiserthums ihren feurigen Ausdruck fand. Auch den Dichter Lamartine lernte Pückler kennen, den er weit einfacher und liebenswürdiger fand, als er erwartet hatte, und der gleichfalls dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" viel Schmeichelhaftes sagte.

Ein trauriges Ereigniß folgte diesen Freudentagen. Der 8. Mai 1854 beraubte Pückler seiner Lucie. Die Fürstin verstarb auf dem Schlosse zu Branitz, inmitten der Schöpfung Pückler's, welche eben im vollen Frühlingsschmucke prangte. Nach den langen Leiden, die sie erduldet, war Lucie die Ruhe zu gönnen; auch hatte sie das Alter von 78 Jahren erreicht. Sie wurde ihrem Wunsche gemäß zwischen grünen Gebüschen auf dem Kirchhofe bei Branitz beerdigt, und ein einfaches Kreuz auf ihrem Grabhügel errichtet, dem Pückler die Inschrift gab: „Ich denke Deiner in Liebe." Er bewahrte ihr Andenken mit treuer Pietät. Den Zwerg Billy, dessen sich die Fürstin so liebevoll und fürsorglich angenommen, nahm er nun in seine eigenen Dienste als Sekretair.

Lucie war es ein Trost, da ihr Muskau einmal genommen war, in Branitz zu sterben. „Dich in Ruhe, in Befriedigung dort zu hinterlassen," hatte sie schon früher an Pückler geschrieben, „wenn meine Seele scheidet, von dem was mir irdisch am Theuersten gewesen, dieses wird eine Wohlthat sein, die ich mitnehme. — Und glaube, wie ich

glaube, der Geist Deiner treuesten, liebendsten Freundin, der wird Dich umschweben, immer — und gern mit Dir da weilen, wo Du in Wohlwollen und Güte ihrer gedachtest, und für sie gewirkt." Bis zuletzt sprach sie es begeistert aus, wie innig dankbar sie Pückler sei, für alle die Liebe und Güte, die er ihr erwiesen. In ihrem Nachlaß fand sich die Feder, mit der sie ihre Scheidungsakte, die sie von Pückler trennte, unterzeichnet hattte. Sie machte die Aufschrift: „Dieses ist die Feder, mit der ich die schmerzliche Eingabe zu meiner Ehescheidung von meinem über alles geliebten Lou unterzeichnete." Auch die getrockneten Blumen hatte sie bewahrt, die Pückler ihr aus dem Orient geschickt; auf die einen hatte er geschrieben: „Afrikanische Waldblumen für die gute Schnucke gepflückt von ihrem treuen Lou," und auf andere hatte Lucie selbst die Aufschrift gemacht: „An den Ufern des Styx gepflückt, und mir zugesandt von dem, den ich lieben werde auch jenseits der Wellen, die das Leben hier und das Leben dort bespülen."

Zu einem Rosenzweig hatte Pückler die Verse geschrieben:

„Beim holden Schein der zarten Frühlingssonne,
Bei Ungewitter, Sturm und Drang,
Bei Frohsinn, Glück, und jeder Lebenswonne,
Bei Noth und Kummer jahrelang
Bleibt seiner Schnucke treu der Lou,
Bis Gott ihm schließt die Augen zu."

Den Verlust von Muskau konnte Lucie nie ganz verschmerzen. Sie sah darin ein Band zwischen ihr und Pückler, das sie fest verknüpfte. „Ein Boden hatte uns aufgenommen," sagte sie darüber, „der Jahre viele hindurch. Es umarmten sich in der Tiefe unsere Wurzeln, wie unsere Zweige in der Höhe."

Die edle Fürstin wurde von Vielen betrauert; besonders auch von Alexander von Humboldt und von Heinrich Laube und seiner Gattin. Humboldt und Lucie waren seit dem Jahre 1793 mit einander bekannt, in den Jugendjahren voll

Heiterkeit und Frohsinn miteinander verkehrend, an die sie sich beide gern erinnerten. Humboldt pflegte sich damals le curieux de la nature zu nennen. Kurz vor ihrem Tode schrieb Lucie noch über ihn und jene frohe Zeit: „Puisse le sort me laisser rencontrer tant de gaiété dans l'autre monde, et tant de distinction.“ Humboldt bewahrte ihr eine große Verehrung, und Laube schrieb über sie in dem schon früher erwähnten Pückler gewidmeten Nachruf: „Sie war älter als er und eine vortreffliche Dame. Gesegnet mit allen schönen Eigenschaften großen Adels, mit großem Sinn und großer Milde, und ausgerüstet mit dem edlen Berufe zum Regieren. Beruf ist die angeborne Fähigkeit: in's Werk zu setzen; edler Beruf ist der hinzutretende Drang: Gutes und Schönes in's Werk zu setzen. Die Tochter Hardenberg's hat diesen edlen Beruf einer jetzt schwindenden Adelsmacht in allen Lagen ihres Lebens ausgeübt, auch in den Lagen ökonomischer Bedrängniß. Es war ihr eine Lebenstendenz: förderſam zu wirken auch über den Kreis der naheliegenden persönlichen Interessen hinaus, dem Ganzen und Großen förderſam zu wirken.“

Die meisten dieser Lobsprüche sind verdient, aber wenn Laube von Milde spricht, so müssen wir doch bemerken, daß es nur eine Milde der äußeren Form sein konnte, denn wahre Milde des Karakters fehlte Lucien bei sonst vielen guten und schätzbaren Eigenschaften.

Achtundvierzigster Abschnitt.

Würtemberg. Die Königin von Holland. Koblenz. Zurückgezogenheit München. Aachen. Einsiedler zu Branitz. Orden. Verschönerung von Branitz Weiße Haare. Ce que femme veut. Tod Varnhagen's. Briefwechsel. Liebesverhältnisse. Unbekannte Damen. Damen der Geschichte. Prophezeihung des Grafen von St. Germain. Wildbad. Baden-Baden. Gekrönte Häupter. Gräfin Ida von Seydewitz. Schweiz. Venedig. Wien. Graf Heinrich von Pückler und seine liebenswürdige Frau. Krönungsfeier in Königsberg. Wieder ein Orden. Marienburg. Danzig. Zweite Pyramide in Branitz. Besuche des Königs, der Königin, des Großherzogs von Weimar, der Prinzessin Karl, des Prinzen Friedrich Karl. Muskau. Herzlicher Empfang daselbst. Prinz Friedrich der Niederlande. Noch ein Orden! Pflanzungen. Wandersehnsucht. Leipzig. Koblenz. Neuenahr. Sturz mit dem Pferde. Geschick und Talent im Fallen. Botzen. München. Frankfurt. Stuttgart. Der Krieg von 1866. Der einundachtzigjährige Freiwillige. Der Name Pückler durch Jugend und Alter vertreten. Tapferer und siegreicher Angriff des Grafen Heinrich von Pückler. Pückler's Kummer nicht bei der Schlacht von Königsgrätz gewesen zu sein. Noch zwei Orden. Der Einzug in Berlin. Einsamer Geburtstag im Walde in der Fischerhütte. Einsamkeit in Branitz.

Den Sommer 1854 verlebte Pückler in Würtemberg, wo er die Königin von Holland öfter wiedersah, und ihr sehr zugethan wurde, und dann reiste er zwei Monate lang in der Schweiz umher, wie ein fahrender Ritter, meist zu Pferde, über Berg und Thal, von einem See zum anderen, und neue Lebensfreude kam in sein Herz im Verkehr mit der freien Natur. Da zu Hause seine Schnucke nicht mehr seiner wartete, so war er, die Pflanzzeit ausgenommen, sehr viel

von Branitz abwesend. Seinen Geburtstag feierte die Prinzessin von Preußen in Koblenz; in Mainz sah er wieder die Großherzogin Stephanie. Und dann wieder, des Hoflebens satt, zog er sich in eine romantische Einsamkeit zurück; so hielt er sich im Sommer 1855 zwei Monate lang in einer kleinen Bergstadt des Harthgebirges bei Speyer versteckt auf, ohne daß ihn irgend Jemand dort kannte. Dann ging er nach München, das er seit seinen Jugendtagen nicht wiedergesehen hatte, nach Aachen u. s. w.

Erst nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Pückler im Herbst 1855 nach Branitz zurück, und war nun wieder so eifrig der Einsiedler, wie er eben noch der Weltmann gewesen, sagte mit König Salomo, daß alles in der Welt eitel sei, ruhte sich aus in ästhetischem Komford, und erfreute sich an der weiteren Ausbildung seiner Anlagen. Alles sei elend und schwach in der Welt, erklärte er, außer die Kunst und die Poesie, das heißt die Schöpfungen in der Welt der Phantasie, die, wie er zu vermuthen begänne, die wahre sei. Er nannte sich mit Recht eine einsame Natur, eine Art Diogenes, nur besser gewaschen als dieser, und ein Bischen Narziß dazu. „Si j'ai quelque chose du diable", schrieb er an die Gräfin Maxe von Oriolla, die Tochter Bettinens, „c'est cela. Je suis seul. Aussi je m'occupe avec plus d'intérêt de moi, que de tous les autres, et à quelques exceptions prêtes, j'ai une indifférence atroce pour les hommes."

Er verließ nun ein Jahr lang sein Schloß nicht mehr mit einziger Ausnahme einer achttägigen Reise nach Potsdam, um dem König für die endliche Verleihung des großen rothen Adlerordens zu danken, und einer achttägigen Studentenreise die er ohne Diener, bloß von seinem Hund begleitet, machte. Während er als leidenschaftlicher Gärtner arbeitete, begann der Ruf von Branitz sich immer mehr und mehr zu verbreiten, und von allen Seiten wallfahrteten die Leute dorthin, da er dem Publikum stets seinen Park menschenfreundlich geöffnet hielt. An

seine Freundin Frau von Scripicine schrieb er über Branitz den 20. Juli 1856:

„Es befriedigt wirklich meinen angeborenen Kunstsinn und meine poetische Richtung nach dem Ideal in allen Dingen, aus einer Wüste ohne Bäume, ohne Wasser, ohne Hügel, eine so liebreiche Natur hervorgerufen zu haben, die jetzt mit Seen, Wald und von Hügelketten eingefaßten Wiesen prangt, von hunderten alter Bäume belebt, das Schloß mit englisch gehaltenen Blumengärten rings umgeben ist, wo vor zehn Jahren nur eine trostlose Landfläche à perte de vue nach allen Seiten hin sich ausdehnte. Für die, welche es früher gekannt, sieht es einer Zauberei ähnlich, und beweist, was man mit viel Geld, noch mehr Ausdauer und einigem Talent fast Wunderbares hervorbringen kann. — Ich hätte freilich in schönerer Gegend eine ganze Herrschaft mit der Umgebung einer viel großartigeren Natur, für noch weniger Geld kaufen können, als mir die hiesige gewaltsame Schöpfung gekostet, aber ich bereue es nicht. Ich war hier ganz eigentlich der Wohlthäter einer armen, bedürftigen Natur und Gegend, während dort ich nur mit ihr in Reichthum geschwelgt hätte. Verdienst und Erfolg waren hier größer, und dann ist Branitz ein altes Stammgut und Majorat der Familie, ich aber habe noch viel Sinn für alte Familien und alten Besitz. Um aber doch hier auch ein Unicum zu stiften, was im übrigen Europa kaum mehr zu finden sein möchte, bin ich auf die Idee gekommen (schrieb ich Dir nicht schon davon?), zu meinem Grabhügel einen antiken Tumulus zu errichten — eine viereckige Pyramide aus Erde aufgeführt von 120 Fuß Basis und 60 Fuß Höhe, allerdings ein kühnes Unternehmen, was aber nun glücklich vollendet ist, und da ein solcher Tumulus, deren in Sardis, der Hauptstadt des alten Krösus, mehrere hundert als Grabmäler der Könige und Prinzen noch unversehrt seit länger als 2000 Jahren stehen, eben so unvergänglich ist, als ein naturwüchsiger Berg, so wird dies

Grabmal, wahrscheinlich alle Monumente jetziger Herrscher überdauern, wie die sieben Weltwunder alle verschwunden sind, und die Tumuli von Sardis gleich den Pyramiden Aegyptens noch jugendlich ihre Häupter erheben."

Als Einsiedler von Branitz machte es sich Pückler nun auch endlich bequem, und hörte auf, sich die Haare zu färben, was er seit seiner Rückkehr aus dem Orient wieder regelmäßig gethan hatte. Wie oft hatte er geklagt, daß dies ein schwarzer Faden sei, der sich durch sein Leben ziehe! Und nicht bloß Eitelkeit hatte ihn dazu bewogen! Ce que femme veut hatte auch hier seinen Einfluß ausgeübt. Lucie war es gewesen, die durchaus darauf bestand, er müsse fortfahren sich zu färben, und seine Versuche, sich von dem lästigen Zwang zu emanzipiren, waren stets an ihrer liebevollen Herrschsucht gescheitert. Er stellte ihr vor, durch das Färben verberge er ja doch sein Alter nicht, sondern zeige nur den Wunsch, es zu verstecken, auch seien die Erkältungen, denen er sich dabei immer aussetzen müsse, seiner Gesundheit schädlich — es half nichts, Lucie wollte ihn durchaus nur mit schwarzen Haaren sehen! Im Jahre 1852, wo er also bereits siebenundsechzig Jahre alt war, schrieb er an Lucie:

„Es wäre doch fast lächerlich, mich aus einer Eitelkeit, deren Erfolg immer zweifelhafter wird, am Ende um's Leben zu bringen, abgerechnet, daß mir diese bei den Bärten alle zehn Tage wiederkehrende, höchst penible Operation ordentlich das Leben verleidet. — Au fond, c'est une duperie, qui ne trompe que celui qui l'éxécute. Wenn ich mich also entschließe zum Weiß, so störe mich nicht in der Uebung meiner Vernunft und der Sorge meiner Gesundheit. Dich habe ich auch immer hübscher in den weißen als blonden Haaren gefunden, und das Alter können wir beide doch nicht mehr abläugnen". Auch diese einsichtigen Worte verhallten an Luciens Eigensinn.

So unbedeutend diese Sache ist, so verdient sie doch als ein psychologischer Zug hier angeführt zu werden, da sie zeigt daß Pückler nicht aus Gefallsucht, sondern nur aus gutmüthiger Nachgiebigkeit gegen seine Freundin, das Haarfärben in seinem Alter fortsetzte.

Nachdem Pückler so viele derjenigen, die ihm theuer waren, verloren, traf ihn den 10. Oktober 1858 auch sehr schmerzlich das plötzliche Dahinscheiden Varnhagen's, der ihn nur wenige Monate vorher in Branitz besucht, und den er in Berlin wenige Tage vor seinem Tode noch frisch und kräftig verlassen hatte. Es wurde leer um ihn, und er empfand es oft schmerzlich, denn er hatte beständig das Verlangen sich anzuschließen.

Er widmete sich nun einem außerordentlich lebhaften Briefwechsel, besonders mit Damen, der ihm gewissermaßen die Schriftstellerei ersetzen mußte, und in dem er Geist, Laune Witz und Grazie freien Lauf ließ. Liebesverhältnisse hatte er im Alter so viele, wie in der Jugend, und wurde oft getäuscht und betrogen, trotz aller seiner Menschenkenntniß, von kühnen Abentheurerinnen, Glücksritterinnen, Intrigantinnen und Spekulantinnen hohen und niederen Standes. Wie Manche wollte sich durch List und Lüge zur Fürstin Pückler machen! Wenn man Pückler in seinen letzten Jahren zuweilen Mißtrauen vorgeworfen hat, so möge man bedenken, daß er so oft zu viel vertraut, zu viel des Guten und Edlen vorausgesetzt hatte, daß es nur natürlich und unvermeidlich war, wenn er nun in das Gegentheil verfiel, und dann auch vielleicht gerade am unrechten Orte.

Die Damen, die er kannte, genügten aber Pückler noch lange nicht für seine Liebesverhältnisse; er stand auch im Briefwechsel mit einer Reihe von Unbekannten, die durch seine Einbildungskraft verschönt, ihm doppelt reizend und verführerisch erschienen. Doch selbst das war ihm nicht genug; seine Phantasie ging zuweilen zurück in vergangene Jahr=

hunderte, und er setzte sich in einen geistigen Rapport mit den Verstorbenen, mit den Frauen, die bereits der Geschichte angehörten, und er konnte sich zum Beispiel lange und angenehm damit beschäftigen, ob ihm die Gunst der Frau von Maintenont oder die der Frau von Sévigné mehr zugesagt haben würde, bei welchem sonderbaren Anlaß er zugleich eine sehr geistreiche Vergleichung der Geistesart dieser beiden Frauen anstellte. Er hoffte immer noch wie in seiner Jugend, der Fee Morgana zu begegnen; die fand er nicht. Dagegen erschien er oft selbst wie der Zauberer Merlin.

Mit den weißen Haaren gefiel er nicht minder als mit den schwarzen, und seine Schönheit zusammen mit der Macht und Frische seines Geistes und Gemüths wirkten immer noch so stark, daß er auch ächter und wahrer Zuneigung begegnete, neben den oben erwähnten Täuschungen. Es bestätigte sich die Prophezeihung des Grafen von St. Germain, der einst zu dem sechsjährigen Knaben gesagt hatte: „Tu vivras longtemps, mon petit, et tu resteras jeune jusqu'à ta mort."

Es kann keinen Mann auf der Welt geben, dem die Frauen mehr gehuldigt, um den sie sich mehr bemüht hätten, als um Pückler. Wenn die Wände des Schlosses von Branitz reden könnten, welche seltsame Geheimnisse würden sie enthüllen! Wenn er eine Schönheitsgalerie angelegt hätte, wie König Ludwig von Baiern, sie würde nicht nur diese, sondern auch Don Juan's „Tausend und Drei", deren Bildnisse Leporello vorzeigt, bei weitem übertroffen haben. Dies genüge hier, denn die „Mystères de Branitz" können in dieser Biographie keinen Platz finden.

Vielen seiner Freundinnen und Korrespondentinnen gab Pückler phantastische Namen, und man fühlt sich in der That oft wie in ein barockes Mährchen versetzt, wenn man alle diese fleurs animées ihn umkreisen und umtanzen sieht. — Da gab es eine Satanella, eine Hekate, eine Lola, einen Bachus, ein Bonnet-rouge, eine Eidechse, eine Harfe, eine Lady

Tartüffe, u. s. w. und dazwischen lief das Corps der Pagen, der Sklavinnen, ja sogar der Gamins hin und wieder. Hexensabbath und Feenmährchen lösten sich hier oft ab.

Wir fassen die letzten Lebensjahre Pückler's kürzer zusammen, da sie sich in dem bereits angedeuteten Kreise weiterbewegten. Im Jahre 1860 reiste er in Begleitung seiner Nichte, Gräfin Ida von Seydewitz, nach Wildbad, um die Kur dort zu brauchen, und dann nach Baden-Baden. An beiden Orten traf er wieder mit unzähligen gekrönten Häuptern zusammen. Dann brachte er seine Nichte in eine Pension in der Schweiz, und nachdem ihre Erziehung vollendet, behielt er sie längere Zeit zur Gesellschaft bei sich. Später verschaffte er ihr die Stelle als Hofdame bei der Prinzessin Friedrich Karl, und verheirathete sie dann mit dem Grafen von Kleist-Juchow.

Die ältere Schwester der Gräfin Ida, Gräfin Josephine von Seydewitz, Hofdame der Prinzessin Karl, sah Pückler auch viel bei sich in Branitz.

Im Jahre 1861 reiste Pückler wieder nach der Schweiz, und ging mit seiner Nichte Ida nach Venedig und Wien. Im Herbst nach Branitz zurückgekehrt, hatte er dort den Besuch seines Fideikomißnachfolgers, seines jungen Vetters, Graf Heinrich von Pückler, dem Sohne des Grafen Sylvius von Pückler, der ihm seine liebenswürdige junge Frau vorstellte, deren Anmuth, Ausbildung und Verstand auf Pückler einen sehr angenehmen Eindruck machte. Im Oktober reiste er zur Krönungsfeier des Prinzen von Preußen, der unterdessen als König Wilhem der Erste den preußischen Thron bestiegen hatte, nach Königsberg. Bei diesem Anlaß erhielt er auch endlich den Titel Durchlaucht offiziell bestätigt, den man ihm in der Welt zwar allgemein beigelegt hatte, aber zu seinem großen Verdruß unter König Friedrich Wilhelm dem Vierten, von dessen Ministerium ihm und allen Fürsten preußischer Ernennung abgesprochen wurde. Und weil endlich, wenn

man nur warten kann, alles kommt, was man sich früher gewünscht, so erhielt auch Pückler zugleich den neuen Orden der preußischen Krone erster Klasse; es war dies der siebente Stern, den er empfing, und der auf seiner Brust keinen Platz mehr hatte. Er selbst gestand, daß der neue Orden, selbst zur Toilette, für die heutzutage Orden nur noch Wichtigkeit hätten, zu viel für seinen Galarock sei, und fügte in seinem Tagebuch die Bemerkung hinzu: „Wie manches giebt's dieser Art, was einen in der Jugend entzückt, und im Alter als unnütz und zum Theil lächerlich, beinahe verdrießt.“

Nachdem Pückler die Krönungsfeste in Glanz und Fülle genossen, schützte er einen Grippeanfall vor, um die Feierlichkeiten in Berlin nicht auch mitmachen zu dürfen, und machte anstatt dessen lieber einen Ausflug nach Marienburg und Danzig.

Dann hatte er wieder in Branitz die Befriedigung des Schaffens. Außer der ersten Pyramide legte er noch eine zweite mit Stufen daneben an, die 1862 fertig wurde. Er empfing den Besuch des Königs und der Königin in Branitz, sowie den des Großherzogs von Weimar, die alle seine Schöpfung bewunderten. Mehrmals erfreute ihn die wohlwollende, ihm stets gütig gesinnte Prinzessin Karl durch ihre Gegenwart, sowie ihr Sohn der Prinz Friedrich Karl.

Im Januar 1863 ging Pückler inkognito, von dem Zwerg Billy begleitet, nach Muskau, weil in ihm der Wunsch aufgestiegen war, zu sehen, wie sich dort seine Anlagen entfaltet hätten. Doch wurde er bald im Jagdschloß vom Förster erkannt, und viele Beweise alter Liebe und Anhänglichkeit wurden ihm zu Theil. Die Einwohner der Stadt empfingen ihn glänzend, mit Schützenaufzügen, Illumination und endlosem Fackelzug. Diese uneigennützige Verehrung nach achtzehnjähriger Abwesenheit war ihm wohlthuender, als wenn er noch der Besitzer gewesen wäre. Auch in ihm wachte alle alte Liebe für Muskau lebhaft auf, und er war unendlich

erfreut, daß der gegenwärtige Eigenthümer, der Prinz Friedrich der Niederlande, mit größeren Mitteln versehen, als sie ihm jemals zu Gebote gestanden, die Pläne unter Petzold's geschickter Hand vollends zu verwirklichen suchte, die Pückler bereits sehr weit ausgeführt hatte. Nachdem der Prinz von seinem Erscheinen vernommen, ließ er ihn nun dringend nach Muskau zum Besuch einladen, und Pückler folgte der Einladung, wenn auch nur auf zwei Tage; man überschüttete ihn mit Artigkeiten und Ehrenbezeigungen. „Muskau mußte ich von neuem", schrieb er darüber in sein Tagebuch, „in seiner Pracht und Schönheit der allerdings von mir selbst geschaffenen Natur bewundern, die freilich Zeit gehabt hat, sich in länger als sechzig Jahren auszubilden, in dieser Zeit aber ein Ganzes geworden, das ich selbst nie vorher geahnt. Auch erweckt es in hohem Grade den Neid und die Eifersucht aller Berliner Gärtner. Ich wünschte mein kleines Branitz, wo in zwölf Jahren Zeit nur geradezu alles aus Nichts geschaffen werden mußte, hätte auch schon dies respektable Alter, und ich könnte es so sehen. Denn als ich in Muskau arbeitete, sah ich nur immer was fehlte — jetzt erst genieße ich es."

Um den Satz zu beweisen, daß man, was man in der Jugend gewünscht, im Alter die Fülle habe, möge auch hier erwähnt werden, daß Pückler im Jahre 1865 der zweithöchste Orden Preußens, das bei der Krönung in Königsberg geschaffene goldene Großkreuz des rothen Adlerordens verliehen wurde. „Wer weiß, ob ich noch lange leben werde," rief er aus, „um dieses letzte Spielzeug noch einmal im Dienst der Eitelkeit benutzen zu können, die leider auch bei mir ausstirbt. Kinder bleiben allerdings auch die Alten bis an's Lebensende, aber doch nur als Schattenkarikaturen der Jungen, widerwärtig statt hinreißend, ernste Narren, statt naiver Närrchen."

Nachdem Pückler wieder eine Zeit lang gepflanzt, fühlte er im Sommer 1865 neue Wandersehnsucht, und reiste „in

die Welt" ab, das heißt von Ort zu Ort, ohne sich vorher einen Plan zu machen. So ging er zuerst nach Leipzig, wo ein Liebesabentheuer ihn festhielt, dann weiter in die Rheingegend, nach Koblenz, und endlich nach dem Bad Neuenahr das ihm die Aerzte empfohlen hatten. Trotz seiner achtzig Jahre machte er überall mehrere Stunden lange Ausflüge zu Fuß und zu Pferde. Einmal stürzte sein Pferd, aber mit der Geschicklichkeit und Uebung im vom Pferd Stürzen, die er sich in England auf der Fuchsjagd erworben, stand er unverletzt wieder auf, und die Leute, die Zeugen dieses Vorganges waren, wunderten sich über den weißhaarigen Herrn, der kaum wieder im Sattel, wie ein Jüngling davongaloppirte. Doch sollte er bald noch größere Strapatzen bestehen.

Im Herbst ging Pückler nach Botzen, wo er im Gebirge in größter Einsamkeit, lesend und schreibend und nachdenkend — denn müßig war er nie — den ganzen Winter zubrachte. War er eine Zeit lang in der großen Welt gewesen, so zog er sich immer gern in das bunte Reich der Phantasie zurück. Er las hunderte von Romanen mit frischem Antheil und gespanntem Interesse, neben allen den ernsten wissenschaftlichen Werken, denen er seine eifrigste Aufmerksamkeit zuwandte.

Im Frühjahr 1866 ging er über München und Frankfurt nach Stuttgart, wo ihn die Kriegsnachrichten trafen. So viel Vorliebe er sonst auch wohl für Oesterreich gehabt hatte, so entzündete sich nun doch sein Patriotismus, und er konnte es kaum erwarten, mit in den Kampf zu ziehen. Er schrieb daher sogleich an den König, und bat ihn, seinem Hauptquartier sich als Freiwilliger anschließen zu dürfen, was zu seiner Freude ihm gewährt wurde, eine Gunst übrigens, die außer ihm nur der Prinz Reuß und der Herzog von Ujest erlangten. Seine Freunde waren besorgt, den Einundachtzigjährigen, der in der letzten Zeit sehr kränklich geworden, sich so vielen Anstrengungen und Gefahren aussetzen zu sehen, aber er ließ sich durch nichts zurückhalten. „Wenn nichts

anderes," sagte er, „so wollte er doch wenigstens seinen guten Willen zeigen, und bliebe er im Kriege, so verlöre er ja höchstens nur einige Jahre eines alten, abgenutzten Menschenlebens."

Auf dem Kriegsschauplatz begegnete Pückler seinem Lehensnachfolger, dem Grafen Heinrich von Pückler, denn bei diesem ruhmvollen Feldzug war in diesen Beiden der Namen Pückler durch das schneeweise Alter, wie durch die frische Jugend vertreten. Dem Grafen Heinrich, tapfer und begabt, ward so früh schon die Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen. Er hatte mit seinem Regiment einen sehr brillanten Angriff auf ein Regiment Uhlanen unter den Augen des Königs gemacht, worauf der König nachher eine schmeichelhafte Anrede an dasselbe hielt, und hinzufügte, er werde der Königin schreiben, wie brav ihr Regiment die Uhlanen über den Haufen geworfen habe.

Pückler selbst war ganz untröstlich, daß er bei der Schlacht von Königsgrätz nicht gegenwärtig war. Seine Stimmung hierüber schildert merkwürdig ein Brief aus Berlin, den 19. Oktober 1866, an die Verfasserin dieser Blätter, in welchem er zuerst über einen Sturm klagt, der in Branitz viel Schaden angerichtet hatte, und dann fortfährt: „Das zweite Unglück war mir das Empfindlichste. Denken Sie sich, daß ich, obgleich im Hauptquartier, um die ganze Schlacht von Königsgrätz gekommen bin, durch eine frühere Disposition des Königs. Freilich also nicht durch meine Schuld, auch nicht ohne mehrere, und darunter sehr bedeutende Leidensgefährten aus dem Hauptquartier, als zum Beispiel dem Herzog von Ujest, den zwei Militairgesandten von Rußland und Italien, selbst dem General von Hindersin, General-Inspektor der ganzen preußischen Artillerie, und vielen Anderen, aber was hilft das, wenn man nur einige Stationen davon entfernt einer Schlacht nicht beigewohnt hat, noch konnte, die ohne Zweifel eine der bedeutendsten in der Welt-

geschichte bleiben wird, und deren ganze Folgen noch gar nicht zu berechnen sind. Der König in seiner Herzensgüte hat mich lebhaft bedauert, und mir jetzt sogar zum Trost das Großkreuz mit der Kette des Hausordens der Hohenzollern verliehen. Ich bin innig dankbar dafür, aber eine selbst schwere Wunde, bei Königsgrätz erhalten, wäre mir doch viel lieber! — Es ist mir im Leben vielfach schon ähnlich gegangen durch der Götter Zorn. Die schönsten Gelegenheiten wurden durch die eigenthümlichsten Hazards des Schicksals, ohne mein Zuthun, verloren, wahrhaft Verdientes blieb unbekannt oder unberücksichtigt, oder durch Intrigue angeschwärzt; große, ja ich darf sagen, edle Opfer hatte ich gebracht, und ihr Erfolg blieb so traurig, daß sie mir entweder nur Schmerz oder die falscheste Auslegung verursacht haben. Dagegen bin ich für eine Menge Nichts mit Schein behangen werden, Schein verschiedener Art, entstanden durch mir nur ironisch, nicht günstig erscheinende Zufälle, weil dies aufregt und täuscht, aber keine bleibende Folge zurücklassen kann."

Außer dem hier erwähnten Orden erhielt Pückler auch noch das Erinnerungskreuz für den vierzehntägigen Feldzug. In Berlin war er beim feierlichen Einzug gegenwärtig. Seinen einundachtzigsten Geburtstag brachte er ganz allein einige Meilen weit von Berlin in der sogenannten Fischerhütte am Plattensee in einem weiten Kiefernwald zu, und befand sich wohl, in der lieblichen Einsamkeit, fern von der großen Welt, die er so oft aufgesucht, und die ihm stets so schnell langweilig und lästig wurde. Bald darauf zog er sich wieder nach Branitz zurück.

Neunundvierzigster Abschnitt.

Schwere Erkrankung. Gedanken über den Tod. Besserung. Bad Wildungen. Besuch der Prinzessin Karl. Pückler's Lebensweise in Branitz. Hausordnung daselbst. Der deutsch-französische Krieg von 1870. Pückler will wieder als Freiwilliger mitziehen. Kummer darüber, daß der König es ihm abschlägt. Beabsichtigte Reise nach Florenz. Abnahme der Kräfte. Tod. Letzter Besuch von Mad. Berthalda Crüger. Graf Heinrich von Pückler. Begräbniß. Frau Marie von Pachelbl-Gehag. Graf Heinrich von Pückler, Erbe von Branitz und Erbe von Pückler's Talent für die Gartenkunst. Drei Wünsche. Mitglied des Herrenhauses. Vizepräsident der preußischen Abtheilung für die Gartenkunst auf der Pariser Ausstellung. Pücklera pulchella. Pücklereis. Bildnisse von Pückler. Die Begünstigten des Geschickes.

Im Juli 1867 wurde Pückler von einer so schweren Krankheit befallen, daß man den Zeitpunkt seines Lebensendes herangenaht glaubte. Sein Zustand war ein so ungewöhnlicher, daß er die Aerzte in Verwunderung setzte, die erklärten, Herz, Leber, Lunge und Gehirn seien vollkommen gesund, auch das Blut in ganz natürlichem Zustande, und nur der Magen schiene in vollständige Unthätigkeit verfallen zu sein, so daß ihm alle Speise zuwider war, und er beinahe sieben Wochen lang nur von Medizin und Getränken lebte, wodurch er in die größte Schwäche gerieth. Trotz seines hohen Alters überwand er aber auch diese Krankheit, die er mit größter Geistesruhe ertrug. Von seinem Bette aus ertheilte er täglich seine Befehle für die Anlagen und die Verwaltung von Branitz. Todesfurcht kannte er nicht. „Wie ausnehmend gleichgültig mir der Tod ist,“ schrieb er den

30. Juli 1867 an die Verfasserin dieser Blätter, „habe ich vorher selbst kaum geglaubt, seit er mir jetzt nahe tritt. Im Gegentheil, ich schäme mich fast es zu sagen, wünsche ich ihn herbei; denn es ist wahrlich eine schöne Perspektive, ein abgenutztes, ausgebrauchtes Alter mit einer frischen, neuen Jugend, es sei wo und wie es wolle, zu vertauschen, ohne Erinnerung oder mit Erinnerung, wie es in den Weltgesetzen bestimmt ist. Ich sehe mich nicht mehr im Einzelnen, sondern im Ganzen, und das ist eine mehr beruhigende und freudige Ansicht, als alle die vielfachen kirchlichen Mährchen. Ich könnte hier fast zu schwärmen anfangen, aber ich will meine Phantasieen lieber für mich behalten, denn sie sind ganz individueller Natur, und passen daher auch nur für mich, der überdies körperlich zu schwach geworden ist, um sie beredsam auszusprechen."

Zum allgemeinen Staunen erholte sich Pückler langsam, stand wieder auf, und bekümmerte sich thätig um die Anlagen. Die Stille und Einsamkeit um ihn her wurde ihm nie einförmig, da er in seiner Phantasiewelt Entschädigung und Anregung fand. Niemals langweilte er sich, und um so weniger, da er das seltene Glück hatte, mit seinen ungeschwächten Augen bei Sonnenlicht wie bei Lampenlicht bis spät in die Nacht ohne Ermüdung den kleinsten Druck der Zeitungen und die feinste Schrift ohne Brille lesen zu können.

Im Jahr 1868 brauchte er zwei Monate zur Stärkung die Kur in Wildungen, und noch immer, ein wahres Wunder für einen dreiundachtzigjährigen Greis, machte er lange und gefährliche Ritte, allein, ohne Begleitung, bis in die umliegenden Waldungen, von denen er erst im Dunkel der Nacht nach Hause zurückkehrte, so daß seine Leute und seine Bekannten oft in Sorge um ihn geriethen, und Boten ausschickten, um ihn aufzusuchen.

Nach diesem Aufenthalt lebte er wieder in Branitz, oft leidend, oft traurige Betrachtungen anstellend, aber immer

gefaßten freien Geistes. Im Jahre 1869 erfreute ihn ein Besuch der Prinzessin Karl so sehr, daß, nachdem er krank zu Bette gelegen, er sich zu neuer Stärke und Gesundheit aufraffte, und die gutmüthige Prinzessin somit ihren Zweck vollkommen erreichte, den alten Mann aufzuheitern. „Freude ist immer wohlthuend," schrieb Pückler hierüber aus Branitz den 26. Juni 1869 an die Verfasserin dieser Blätter, „und stärkte mich zu allen nöthigen Vorbereitungen für diesen Besuch."

Pückler liebte sehr, wenn er sich wohl fühlte, einige ausgewählte Gäste in Branitz bei sich zu sehen, Fremde, die ihn interessirten, und ein paar Honoratioren aus Kottbus, die er im Wagen abholen, und in der bei ihm üblichen späten Nachtstunde wieder nach Hause fahren ließ. Er stand meist erst um zwölf oder 1 Uhr Mittags auf, frühstückte, schrieb, besorgte seine Geschäfte, arbeitete im Park. Erst zum Mittag, der meistens nicht vor 9 Uhr Abends stattfand, widmete er sich der Geselligkeit. Nach der Mahlzeit nahm man den Kaffee im Billardsaal ein, und die Herren rauchten Cigarren, Pückler selbst seine lange türkische Pfeife. Auch die türkische Kleidung trug er aus Gewohnheit und Bequemlichkeit fast immer zu Hause, und der blaue seidene Damastkaftan mit den rothen weiten Pantalons, und der rothe Fez auf den Silberhaaren, standen ihm gut. Pückler hatte ein besonderes Talent sich mit allen seinen Gästen liebenswürdig und ungezwungen zu unterhalten, und besaß eine einnehmende Freundlichkeit, die aus dem Herzen kam; mit großer Schärfe des Geistes verband er jene Milde des Urtheils, die aus einsichtsvoller Erfahrung, und aus Nachsicht gegen Andersdenkende entsprang; deßhalb verstand er es mit den verschiedensten Menschen in angenehmer Weise zu verkehren, und selbst der beschränkte Orthodoxe wurde von der Liebenswürdigkeit des freisinnigen, aufgeklärten, und für die Schönheit des griechischen Alterthums begeisterten Fürsten bezaubert. Seine Gespräche waren

immer anregend und geistvoll; wenn er eine Zeitlang mit dem Gutsbesitzer von der Fasanenzucht und allen Einzelheiten der Landwirthschaft, mit den Freunden einer guten Tafel von der höheren Kochkunst, die er so meisterhaft verstand, und zu der raffinirtesten Vortrefflichkeit zu steigern wußte, sich unterhalten, wenn er mit den Damen artig gescherzt, konnte man sicher sein, daß sein Geist plötzlich einen unerwarteteten Aufschwung nahm, sei es, daß er von seinen Reisen erzählte, sei es, daß er seinen pikanten Witz in Beurtheilung von Lebensverhältnissen entfaltete, oder auch mit Tiefe und Ernst Fragen der Geschichte, der Wissenschaft, der Religion und Litteratur erörterte. Dann belebte sich sein Auge in wunderbarem Glanz, und seine Züge verklärten sich. Mochten die Oberflächlichen ihn zuweilen zu gewöhnlicher Salonkonversation veranlassen, so blieb er dagegen, wenn er mit den ersten und edelsten Geistern zusammen war, nie hinter ihnen zurück, wurde nie von ihnen überflügelt; er war empfänglich dafür wie eine Aeolsharfe, die bei dem leisesten Windhauch ihre Harmonieen ausströmt.

Die Hausordnung, welche zu Branitz herrschte, die vielen Schloßbewohnern als Muster aufgestellt zu werden verdiente, schildert Pückler selbst sehr getreu in einem Brief an die Verfasserin dieser Blätter vom 28. Mai 1867 wie folgt:

„Branitzer Hausordnung.

1) Vollständige Freiheit für Wirth und Gäste.

2) Jederman steht auf wann ihm beliebt, und frühstückt was er will und befiehlt, bequem auf seiner Stube.

3) Um 1 Uhr luncheon im Frühstückszimmer, dem jeder Gast beiwohnt oder nicht, ganz nach seinem Belieben.

4) Wer ausfahren oder reiten will, bestellt es beim Hofmarschall Billy. Acht Pferde stehen dazu bereit.

5) Der einzige Zwang besteht darin, zum Diner um 9 Uhr zu kommen, wenn der Tamtam zum zweitenmal don-

nert. Nur Krankheit, die der liebe Gott verhüte, dispensirt von dieser Pflicht. Nach dem Kaffee ist jedes Menschenkind wieder frei.

This is the custom of Branson-Hall.“

Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wollte Pückler trotz Alter und Leiden durchaus wieder mitziehen. Wie 1866 sein Patriotismus über seine bisherige Vorliebe für Oesterreich siegte, so diesmal über seine bisherige Vorliebe für Napoleon. Er wollte das Vaterland vertheidigen, um jeden Preis, und wenn er auch dabei den Tod fände. Er schrieb deshalb sogleich wieder an den König, um sich auf's neue als Freiwilliger anzubieten, und war ganz unglücklich und untröstlich, daß er nicht die ersehnte Erlaubniß erhielt. Er schrieb darüber, indem er über Sorgen und Verdruß klagte, wie folgt, aus Branitz den 24. Juli 1870 an die Verfasserin dieser Blätter: „Jetzt ist aber außerdem alles noch viel schlimmer geworden. Der ganz unerwartete Krieg mit Frankreich hat begonnen, und ich, der noch immer leidend bin, habe mich dennoch unserem so gnädigen König als Volontair im Hauptquartier angeboten, aber bei dem Trouble, der hier herrscht, und den enormen Geschäften, die unserem Heere jetzt obliegen, habe ich noch keine Antwort erhalten können. Ohne diese darf ich aber eigenmächtig nicht thätlich auftreten, und da ich viele Neider und deshalb Feinde am Hofe habe, und mancher Verläumdung ausgesetzt bin, so hat man mich als 85jährigen kranken Halbinvaliden mehr außer Acht gelassen als sonst. Dem Alter hängt sich gern das Unglück an, und ich empfinde dies bitter, gebe aber noch nicht alle Hoffnung auf, der ersten Schlacht mit Frankreich beizuwohnen, und lieber werde ich dort den Tod finden für König und Vaterland, als in der Langenweile des langsam absterbenden Alters zu vergehen.“

Die nach einiger Zeit eintreffende eigenhändige Antwort des Königs lautete, daß er Pückler bei seinem hohen Alter

unmöglich in dem ausgebrochenen Kriege eine Anstellung zuweisen könne, da er in seinem Zustande den Anstrengungen sofort unterliegen müßte.

Dem mußte Pückler sich denn freilich fügen, so schmerzlich es ihm war; an den Siegen der deutschen Nation nahm er begeisterten Antheil. Nun aber wünschte er ein warmes Klima aufzusuchen. Er wollte Italien wiedersehen, und Florenz zum Ziel seiner Reise machen. Die Vorbereitungen und Anstalten dazu ließ er bereits treffen, aber er war zu leidend, um nicht die Ausführung beständig verschieben zu müssen. Sein Gedächtniß begann abzunehmen; allmählig konnte auch dieser seltene Geist, und dieser seltene, kräftige und elastische Körper die zerstörenden Einwirkungen der Zeit nicht mehr ganz besiegen. Eine der hartnäckigen Grippen, deren er schon so viele bestanden, warf sich ihm auf die Brust. Anhaltende Fieberanfälle kamen dazu, Phantasieen stellten sich zuweilen ein, die Kräfte erschöpften sich.

In der Nacht vom 4. zum 5. Februar 1871 endlich entschlummerte er sanft und schmerzlos im begonnenen 86. Lebensjahre. Oft hatte er gesagt, er möchte am liebsten an langsamer, nicht zu schmerzhafter oder beängstigender Krankheit, nicht gewaltsam, sondern ruhig und mit Grazie sterben. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Seine Züge blieben schön im Tode wie sie es im Leben stets gewesen waren. Das leuchtende Silberhaar umkränzte die hohe Stirn; Milde und Ruhe verklärten sein Antlitz.

Wenige Wochen vor seinem Tode besuchte ihn noch die treue, vieljährige Dienerin und Pflegerin der Fürstin, Madame Berthalda Crüger, von Muskau aus; er empfing sie stets wie eine ihm gleichstehende Freundin des Hauses, und achtete sie, wie es die vortreffliche Frau verdiente. Er war noch rüstig genug, um ihr, wie er stets zu thun pflegte, den Arm zu geben, um sie zu Tische zu führen, und alle vergangenen Zeiten wachten in ihm lebhaft auf, sobald er ihrer

ansichtig ward. So erschien er, angeregt dadurch, auch Madame Crüger frischen und klaren Geistes; aber als sie beide nach der Tafel sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatten, und in den Lehnstühlen sich beim Kaffee gegenüber saßen, da sagte er plötzlich zu ihr: „Sagen Sie mir, theure Freundin, sind wir eigentlich in Muskau?“ —

Wann diese Phantasieen begonnen, ist schwer anzugeben.

Er starb allein, nur von seinem Geheimsekretair, dem Zwerg Billy Masser und seinen übrigen Leuten umgeben. Sein Nachfolger in Branitz, sein Vetter, der junge Reichsgraf Heinrich von Pückler, war im Dienste des Vaterlandes mit den deutschen Truppen in Frankreich. Auch hatte man Pückler von ihm in den letzten Jahren zu entfernen gesucht, obgleich er ihm ursprünglich wohlwollte, und er sowohl als Lucie den Eltern des Grafen Heinrich, dem Grafen Sylvius und dessen Gattin Louise, sehr zugethan gewesen waren. Manche Intriguen wurden in der Umgebung des alten und alleinstehenden Fürsten angesponnen; er selbst ahnte dies zuweilen schmerzlich, und konnte doch nicht alles durchschauen, nicht alle Fäden wahrnehmen, mit denen man ihn zu umstricken suchte. Er vertraute und mißtraute oft an der unrechten Stelle. Wer wollte ihn deshalb verurtheilen; es lag dies mehr in den Umständen und Verhältnissen, als in seinem Karakter.

Pückler's Vorschrift gemäß, war sein Begräbniß einfach. Er hatte bestimmt, daß man sogleich nach seinem Tode seinen Körper verbrennen, und nur seine Asche in dem Pyramidengrabe beigesetzt werden solle. Die Testamentsvollstrecker glaubten dieser Bestimmung nachzukommen, indem sie den Tag vor seiner Bestattung auf chemischem Wege seinen Leichnam zerstörten; sie ließen ihn mit Kalk, Schwefel- und Salzsäure begießen. Diese Substanzen waren so stark, daß Augenzeugen bemerken wollten, die Palmen, die als Ausschmückung seinen Sarg umgaben, hätten von der giftigen

Ausströmung gelitten. Ehe diese Zerstörung bewirkt wurde, nahmen die Aerzte die Leichenöffnung vor, und erklärten, daß alle Organe in vorzüglichster Ausbildung befunden worden, und ganz besonders das Gehirn. Von einigen Seiten wird behauptet, Pückler habe auch befohlen, daß seine Bestattung ohne Zuziehung eines Geistlichen stattfände, was mit seinen Ueberzeugungen ganz übereingestimmt hätte. Aber die Geistlichen waren dabei gegenwärtig. Seinem Willen gemäß wurde er in seiner selbst erbauten Pyramide beigesetzt. Es war am 9. Februar, an einem eisigkalten Tage, daß sich um halb 11 Uhr Vormittags der Trauerzug in Bewegung setzte. Die gute Madame Crüger, die mit Pückler's treuem Schüler, dem Garteninspektor Petzold, auf die Todesbotschaft von Muskau herbeigeeilt, war die erste, die mit herzlicher Pietät einen Kranz auf den Sarg niederlegte. Einige Verwandte, der Zwerg Billy Masser, die Deputationen des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, so wie der Handelskammer zu Kottbus, ferner die Deputationen der Stadt Muskau, die Deputirten der Berliner Universität, die ganze Geistlichkeit von Kottbus, und viele Beamte und Bürger von dort und von Muskau, hatten sich in Branitz eingefunden, so wie eine Landwehrkompagnie. Auch viele Landleute waren von nah und fern versammelt, um dem Fürsten die letzte Ehre zu erweisen. Einige französische Offiziere, die sich als Kriegsgefangene in Kottbus aufhielten, schlossen sich, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, dem Zuge an. Der verschlossene, silberbeschlagene Sarg von Eichenholz stand, von brennenden Kerzen und einer Blumenfülle umgeben, in der Mitte des prächtigen Gemaches; zu Füßen des Sarges, eben so mit Blumen geschmückt, eine Urne, in welcher sich das Herz des Verstorbenen befand. Auf einem schwarzen Sammetkissen waren seine Orden ausgestellt. Auf dem Sarg lagen sein Helm, die Generalsepauletten, Schärpe und Säbel. Der Senior der Kottbusser Geistlichkeit hielt die Leichenrede.

Dann wurde die Hülle von den Gärtnern und Arbeitern, den wahren Genossen der Thätigkeit des Fürsten, aus dem Schlosse hinausgetragen; voraus ging die Landwehr unter dem Kommando eines Majors. Dicht dahinter folgte Pückler's Neffe, Graf William von Kospoth, welcher die Urne trug, die das Herz einschloß; ihm zur Seite ging Herr Karl von Pachelbl-Gehag mit den Orden. Dann folgte der lange, lange Trauerzug, der bei Sturmwind und Schneegestöber durch die schneebedeckte Landschaft nach der Pyramide sich bewegte, die, im gefrorenen See liegend, durch eine eigends aufgeschlagene Brücke erreicht wurde. Dort angelangt, weihte der Geistliche die Pyramide, in die zur Aufnahme des Sarges ein Stollen wie in einem Bergwerk gegraben worden war. Nachdem die Bahre in dieser Höhle beigesetzt worden, schloß man die Oeffnung, während gedämpfte Trommeln wirbelten, und drei Ehrensalven ertönten. Von der Pyramide und vom Schlosse wehten dreifarbige Fahnen. Viele der Anwesenden nahmen sich von den zahlreichen Lorbeerkränzen ein Blatt zum Andenken mit. Die Versammlung war ergriffen, manche Thräne floß, und man schien tief zu empfinden, daß ein edler und ausgezeichneter Geist die Welt verlassen hatte.

Durch ein kurz vor seinem Tode, im August 1870, verändertes Testament hatte Pückler seine Nichte!, Frau Marie von Pachelbl-Gehag, geborene Gräfin von Seydewitz, zur Universalerbin eingesetzt, welche wenige Monate später, in schönstem Jugendglanz, ihrem Onkel in die Gruft folgte. Der Majoratsnachfolger von Branitz, Graf Heinrich von Pückler, nahm, wie schon oben erwähnt, am Vaterlandskrieg in Frankreich Theil. Erst als er von dort heimkehrte, trat er in den Besitz seines Erbes.

Graf Heinrich von Pückler ist geboren den 14. April 1835, in frischer, kräftiger Jugend, und voll Geist und ritterlichem Sinn. Mit verehrungsvoller Sorgfalt hält er alles in Ehren, was zu dem Andenken seines berühmten Vetters

gehört; dessen Büste, in Marmor ausgeführt, steht in der herrlichen Bibliothek des Schlosses auf den werthvollen Albums, die er in London anlegte, und — Graf Heinrich hat von dem Fürsten auch die Neigung und den Geschmack für die Parkanlagen und die Gartenkunst geerbt, und zeigt sich besonders befähigt dazu, dessen letzte Schöpfung fortzuführen und zu unterhalten, so daß Pückler, könnte er wiederkehren und seine Pyramide verlassen, sich herzlich freuen müßte zu sehen wie sein Nachfolger, den man nebst den Seinigen in den letzten Jahren seines Lebens von ihm entfernt hatte, in seinem Geiste würdig und künstlerisch fortwirkt.

Kurz vor seinem Tode äußerte Pückler gegen einen Besucher, daß er noch drei Wünsche habe; erstens: möchte er noch zehn Jahre leben; zweitens: daß das von ihm in der Gartenkunst geschaffene System, das wahrhaft deutsche, für künftige Zeiten immer weiter verbessert und vervollkommnet fortbestehen möchte; drittens: nach seinem Tode auf einen schöneren Weltkörper versetzt zu werden, wo er auf's neue als Kunstgärtner wirken könne.

Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch einschrieb, waren: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt."

Wir haben hier noch anzuführen, daß Pückler im Jahre 1863 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt wurde, doch blieb dies eigentlich nur ein Ehrentitel für ihn, da er an den Sitzungen sich nicht betheiligte. Als von preußischer Seite eine Abtheilung eingesetzt wurde, welche das Fach der Gartenkunst in allen Zweigen auf der Pariser Ausstellung von 1867 vertreten, und als Jury die zu vertheilenden Prämien bestätigen sollte, wurde Pückler zum Vizepräsidenten derselben ernannt. Eine Pflanze erhielt nach ihm den Namen: Pücklera Pulchella. Eine besondere Art Ge-

frorenes wurde Pücklereis genannt. Sein Bildniß erschien in Taschenbüchern und Zeitschriften, ja sogar auf Pfeifenköpfen von Porzelan, und als Wasserzeichen des Papiers der Muskauer Fabrik. Seiner Marmorbüste, in Berlin gemacht, ist schon früher Erwähnung geschehen. Das beste Bildniß, das von ihm vorhanden, ist von dem Berliner Maler Krüger gemacht, und stellt Pückler im vierunddreißigsten Jahre dar, in militairischer Kleidung, mit Sternen und Orden bereits reichlich geschmückt. Schöne, regelmäßige, edle, feine, geistvolle Züge treten uns daraus entgegen; die hohe, gewölbte, von dunklen Haaren beschattete Stirn erinnert an Byron; die wunderbar leuchtenden Augen sind scharf und durchdringend, und zugleich heiter und zärtlich, der Blick hat den unwiderstehlichen Zauber der Genialität und der dichterischen Begeisterung. Die längliche Nase ist tadellos geformt; ein kleiner Schnurrbart bedeckt die Oberlippe; um die feinen Lippen spielt ein halb sarkastisches, halb schmerzliches Lächeln. Das Kinn ist anmuthig gerundet.

Spätere Portraits und Photographieen sind aus des Fürsten hohem Alter vorhanden; da umkränzte ein voller, silberweißer Bart Kinn und Oberlippe. Die blauen Augen bewahrten ihre schöne Farbe und ihre geistige Beweglichkeit und Lebhaftigkeit bis zuletzt, bald in dunklem Feuer strahlend, bald durch einschmeichelndste Milde bezaubernd. Seine Hände hatten die schönste Form, und waren weiß wie Schnee. Seine Haltung blieb bis zuletzt stattlich; die hohe, schlanke, imponirende Gestalt beugte sich nicht durch die Last der Jahre.

„Das Geschick,“ sagt Varnhagen von Ense irgendwo in seinen Schriften, „ruft seine Begünstigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greise; den traurigsten Tod, den des mittleren Alters, ihnen ersparend oder umgehend.“ Für Pückler war das letztere beschieden.

Fünfzigster Abschnitt.

Ueberblick auf Pückler's Karakter und Eigenart. Alexander Dumas über Pückler. Lucie über Pückler. Gall über Pückler. Heinrich Laube über Pückler. Paul Wesenfeld über Pückler. Varnhagen über Pückler. Briefwechsel. Andenken.

Wir haben Pückler nun getreu auf seinem Lebenswege begleitet, und keinen seiner Fehler verschwiegen und beschönigt. Mit um so größerem Rechte dürfen wir hier noch einmal das Bild seiner vielen und seltenen Vorzüge zusammenstellen. Als ein Künstler und ein Dichter wird er stets durch seine Schöpfungen glänzen, als Schriftsteller unvergessen bleiben. An Geist und Originalität steht er groß da; das Höchste und Edelste wußte seine Seele zu erfassen und zu würdigen. Die Schönheit und die Unabhängigkeit waren seine Geliebten, und das Reich der Phantasie seine eigentliche Heimath, in der er weit mehr wurzelte als in der Wirklichkeit; viele innere Gegensätze in sich bergend, wechselte er stets mit Weltrücksichten und Weltgleichgültigkeit. Eine der herrlichsten Eigenschaften seines Karakters war jene schonungslose Wahrheit und Aufrichtigkeit, die er gegen Andere wie gegen sich selbst ausübte, so wie seine unwandelbare Treue und Dankbarkeit, Edelmuth, Herzensgüte und bezaubernde Liebenswürdigkeit im Umgang. Die Eitelkeit, die er besaß, ging doch immer zugleich wieder Hand in Hand mit einem Mangel an Selbstvertrauen, das sich als liebenswürdig anmuthige Schüchternheit äußerte, welche die Fremden in dem berühmten und vielgefeierten

Manne schwerlich ahnten. Eine naive Kindlichkeit bewahrte er lebenslänglich; mit voller Wahrheit konnte er an Varnhagen über sich schreiben: „Ich bin ein Kind — wenn auch ein altes, und manchmal sogar ein böses, doch nie ein schlechtes.“ Nichts Kleinliches war in seinem Wesen; ein edles, großmüthiges Betragen zeigte er häufig gegen diejenigen, die ihm am Feindlichsten begegnet waren, unter anderem gegen den Schriftsteller Alexander von Sternberg, der ihn in seinem Mährchen „Tutu“ lächerlich zu machen gesucht hatte, durch Zeichnungen, die böswillige Karikaturen darstellten. Hülfreich war Pückler wo er konnte, und dabei am Liebsten in anspruchsloser Stille. Einer Dichterin, die ihn durchaus nicht durch Schönheit und Jugend interessiren konnte, verschaffte er aus bloßem litterarischem und menschlichem Interesse und aus reiner Gutmüthigkeit einen Verleger, und ließ ihr durch diesen auf seine Kosten, ohne daß sie es ahnte, ein anständiges Honorar auszahlen, bloß weil er fürchtete, es könnte sie betrüben, daß der Buchhändler ihre Gedichte keines Honorars werth fand. Ein Offizier, der für die Freiheit Griechenlands kämpfen wollte, bat Pückler, während des Krieges seine Familie bei sich aufzunehmen, und für sie zu sorgen, und Pückler that es. Für die Schauspielerin Madame Charlotte Birch-Pfeiffer, die sich wegen seiner Fürsprache an ihn gewandt, und für die er sich interessirte, da er ihren Gatten, Dr. Birch, beim Staatskanzler Hardenberg kennen gelernt hatte, bat er dringend den Grafen Redern, den damaligen Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin, er möge sie doch die Johanna von Montfaucon spielen lassen, was sie sehnlichst wünsche. „Thun Sie es, lieber Graf,“ schrieb Pückler an Redern, „denn der Gerechte muß seine Sonne aufgehen lassen über Hübsche — und auch über Häßliche!“

In seinem letzten Lebensjahre noch bemühte er sich für die Anstellung einer Soubrette für das Wiener Theater bei seinem Freund Laube, und bei dem Minister Mühler um

einen Orden für den Superintendenten Ebeling in Kottbus. Es war eine unerschöpfliche Quelle hülfreicher Güte in ihm. Er konnte aber auch scharf sein, wo es darauf ankam. Während Heinrich Heine's letzter Krankheit, etwa drei Monate vor dessen Tode, erschien in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein höchst unwürdiger, hämischer Angriff auf ihn. Pückler empfand darüber den größten Unwillen, und schrieb in seinem Zorn an den Redakteur der Zeitung, Herrn Dr. Kolb, einen herben Brief, worin er ihm Vorwürfe machte, daß man den kranken Dichter, der fast schon im Verscheiden liege, gerade jetzt zum Gegenstand solcher Angriffe mache; da komme recht wieder die Fabel vom kranken Löwen vor, dem selbst ein Esel noch einen Tritt gebe, und zwar ein Esel, der sich aus dem Cotta'schen Stalle losgerissen habe. Herr von Cotta schwieg, und der Verkehr Pückler's mit ihm hörte hiernach völlig auf. Heine bekam durch irgend einen Freund aus dem Cotta'schen Kreise Nachricht von dem Vorgang, wie großmüthig der Fürst sich benommen hatte, seine Freude an der witzig-derben Art, und ließ ihm seinen wärmsten Dank sagen.

Wie vorurtheilslos in einem Kreise voll Vorurtheile Pückler war, kann auch nicht genug anerkannt werden, und es darf ihm deshalb wohl eher verziehen werden, wenn er zuweilen, einen Schritt zu weit gehend, auch manche unantastbare Prinzipien nur als Vorurtheile betrachten wollte. In religiösen Dingen machte er sich lustig über Pfaffendünkel und Fanatismus, aber respektirte jede ehrliche Ueberzeugung. Seine Lieblingshoffnung blieb stets, wenn er den Räthseln des Todes nachsann, daß dieser nur der Uebergang zu einer neuen Jugend sei. Die persönliche Fortdauer wagte er weder bestimmt zu verneinen, noch als Gewißheit aufzustellen; an Heine schrieb er den 30. Dezember 1854: er glaube an die persönliche Fortdauer, wenn auch nicht als an eine unumstößliche Gewißheit, aber sie sei ihm wahrscheinlich aus dem Gefühle, mit dem Alle sie begehrten, und weil man wohl

annehmen dürfe, daß kein Hunger vorhanden sein könnte, wenn es nicht etwas zu essen gäbe. Zoroaster sagt: „Beten ist löblich, aber wenn Du einen Baum pflanzest, so wird Dir das angerechnet werden als zehn Gebete, und erhältst Du einem solchen, der vor Dürre verschmachtet, das Leben durch Wasser, das Du herbeiträgst, so soll es Dir angerechnet werden als hundert Gebete." Pückler, der Millionen von Bäumen, ganze Waldungen gepflanzt und gepflegt, hätte dieser Lehre nach außerordentliche Belohnungen im Himmel zu erwarten. Von seiner Beurtheilung der heutigen Civilisation giebt die folgende Aufzeichnung Varnhagen's von Ense ein interessantes Zeugniß; sie ist vom 3. April 1843, und lautet: „Der Fürst von Pückler sagte mir heute ein bedeutendes Wort, das von seinem historischen Blicke zeugt. Er meinte, wie die hochgebildete Römerwelt durch rohe Barbarenvölker unterging, und aus diesen ein neuer, gesunder, höhere Bildung anstrebender Völkerzustand hervorging, so scheine unsere jetzige europäische Welt dem Untergange schon zugesprochen, und die Proletarier aller Länder dürften bestimmt sein, die Grundlagen eines ganz neuen, kräftigeren und reicheren gesellschaftlichen Zustandes zu werden. Wahrlich, nichts Geringes, daß der Fürst solche Anschauungen faßt und ausspricht!"

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit seines Wesens war, daß er allen Gegenständen, die das Leben darbot, gleichviel ob großen oder kleinen, dieselbe Aufmerksamkeit schenkte, indem er sie alle als einen künstlerischen Stoff betrachtete, der sein Recht verlangte, so daß man sich oft wundern konnte, wie er eben so eifrig und ausführlich über einen verfehlten Besuch, über die Bereitung eines Gerichtes, über einen neuen Möbelstoff, als über die höchsten Fragen der Gedankenwelt, über Gott und Unsterblichkeit, über die Schönheiten der Poesie und die Ergebnisse der Wissenschaft sich ergehen konnte. Auch das war seltsam an ihm, daß er sich selbst, seine In-

dividualität wie ein Naturereigniß betrachtete, an dem sich nichts verändern und bilden ließe, während er an der ihn umgebenden Natur, an Park und Garten doch beständig bildete. Die Natur zu schildern hatte er ein Talent, das man dem von Alexander von Humboldt zur Seite setzen durfte, während sein Witz oft eine Verwandtschaft mit Heine und Voltaire hatte. Die Grazie, Originalität und Ursprünglichkeit seiner Briefe möchte schwerlich übertroffen werden; sei es, daß er über ernste und tiefe Gegenstände sich erging, oder auch nur daß er in artiger Wendung das Geschenk von Ananas oder Fasanen ankündigte, immer wußte er durch Anmuth und Geist in anmuthigster Form zu fesseln.

Als Schriftsteller wurde Pückler, außer, wie schon erwähnt, von Alexander von Sternberg, noch von zwei namhaften Dichtern angegriffen, nämlich von Karl Immermann in „Münchhausen", und von Georg Herwegh in den „Gedichten eines Lebendigen"; Heine dagegen hat Pückler laut seine Anerkennung ausgesprochen. Pückler besaß übrigens das glückliche Naturell, daß er sich über das ihm ertheilte Lob kindlich freute, und sich über den Tadel heiter und wohlgemuth hinwegsetzte. Oft sagte er aber, es sei vortheilhafter heutiges Tages, die Journalisten zu kultiviren, als die Könige. Ihm selbst imponirten eine Menge Schriftsteller, die in ihrer Begabung weit unter ihm standen, oft weit über ihren Werth; und wenn sie gar ein hohes Honorar erlangt hatten, bewunderte er sie noch mehr. Wie schon früher gesagt worden, jeder Erfolg riß ihn zur Begeisterung hin. Sein klarer Verstand, seine scharfe Einsicht in die Menschen und in menschliche Verhältnisse ließ ihn auch die Fehler der Anderen mit Milde und Nachsicht aufnehmen. Doch hatte er so viele traurige Erfahrungen gemacht, daß er leicht gewohnt war, Fehler in den Anderen vorauszusetzen, indem er sie zugleich leicht verzieh. Er that einmal den pikanten Ausspruch: „Alle Liebe ist egoistisch, wenigstens die irdische, und am Ende wird

der liebe Gott sich selbst auch noch lieber haben als uns." Dieser Lehre des Egoismus steht siegreich Rahels schönes Wort gegenüber: erfährt man nur, daß man selbst existirt, sonst wüßten wir nur von Dingen und Gedanken, denn wir machen unser Ich kontinuirlich, und können es nur in der Vergangenheit betrachten, wenn auch in der nächsten; als Ganzes sehen wir nur den Anderen. Wir lieben nur Andere, nicht uns." Die Wahrheit dieser Worte hat auch Pückler sicher einmal in seinem Leben empfunden. Möge übrigens zwischen diesen beiden Anschauungen als dritte der Satz von Goethe stehen, der lautet: „Wer wahrhaft liebt, kann sein Glück nur in dem Glücke des geliebten Gegenstandes finden, wer eigensüchtig liebt, verlangt des Anderen Glück im eigenen Glück aufgehen zu sehen." Liebte Pückler zwar oft in der letzteren Art, so blieb auch die erstere seinem Herzen nicht fremd. Seine rastlose Thätigkeit, sein Fleiß und seine Ausdauer in derselben, trotz einer Neigung zur unstätesten, launenhaftesten Veränderlichkeit, der Geschmack, die sorgfältigste, musterhafteste Ordnung und Genauigkeit, die soignirte Reinlichkeit in allem und jedem, und dies ohne einen Schatten von Pedanterie, ja stets mit deren anmuthigstem Gegentheil begleitet, verdienen auch zu seinen Tugenden gerechnet zu werden. Er wußte, daß ein wahres Genie durchaus nicht unordentlich zu sein nöthig hat, was die genielosen Unordentlichen uns so gern einreden möchten. Seine Liebe zur Natur hat wie eine wohlthuende Flamme sein ganzes Leben erleuchtet und erwärmt. Nur selten und ausnahmsweise konzentrirte er seine ganze Leidenschaft auf Eine Person, auf Einen Gegenstand, auf Einen Gedanken, auf Eine Beschäftigung; seine harmonische Lebenskunst vertheilte sich gleichmäßig oder auch abwechselnd in die verschiedensten Gebiete. Sein Muth und seine Unerschrockenheit können nicht übertroffen werden. Wie oft er Gefahren getrotzt, und dem Tode in's Auge geschaut, kann nicht aufgezählt werden; im Kriege, in Duellen, auf

halsbrechenden Ritten, auf seinen Reisen in der Wüste, im Gebirge, zur See, in Hitze und Kälte, im Kampf mit wilden Thieren, von Räubern bedroht, im Luftballon aufsteigend, in kühnen Liebesabentheuern und wilden Jagden, u. s. w. u. s. w. hat er nichts gescheut, was Andere vorsichtig zu vermeiden suchen. Wie oft er mit dem Pferde gestürzt, wie oft er mit dem Wagen umgeworfen worden, ist nicht herzuzählen.

Alexander Dumas, der in Paris Pückler's Bekanntschaft machte, entwirft von ihm das folgende Bild: „En voyant le Prince Pückler, on sent une de ces organisations puissantes, que souvent la nature comme par caprice s'amuse à enfermer dans un corps, qui semble trop faible pour la contenir. Aussi le Prince parait-il composé de contrastes. Pour ceux qui ne le connaissent pas, il a l'apparence languissante. Pour ses amis et ses compagnons, c'est un homme de fer, et résiste à toutes les fatigues, surmonte toutes les émotions. Il parait beaucoup plus jeune qu'il ne l'est. Sa taille est élégante, son teint est pâle.“

Die Fürstin Pückler hat hiezu noch die folgenden Zusätze gemacht: „Ses mains sont blanches et effilées. Dans son regard, la douceur et la force. Rien de plus admirable que ses beaux yeux, d'un bleu foncé; lorsque quelque objet l'aura impressionné, vivement, ils deviennent humides et scintillantes. Quel front! La majesté, le génie y résident. Et sa bouche sérieuse; un léger sourire de dédain l'effleure quelque fois! Mais, quelles sont éloquentes ou grazieuses, les paroles qu'elle exprime! Que d'esprit, que de finesse, que d'originalité dans chaque observation! En mesurant ces grandeurs immenses et éternelles, qui nous environnent, ces beautés incomparables de la nature — puis un retour sublime de candeur et d'innocence pour jouir tel qu'un

enfant, avec ce qu'on pourrait nommer: les bouquets de son imagination fleurie!"

Gall, der einmal Pückler's Schädel untersuchte, erklärte, ihm fehle das Organ der Sachlichkeit, welches hauptsächlich auch die Neugierde und die diplomatischen Fähigkeiten bedinge.

Heinrich Laube sagt von Pückler: „Wenn auch nicht ein trojanischer Held — was er bei richtiger Gelegenheit ganz gut hätte werden können — ein starker Mann im Sinne der Alten war er wohl. Er hatte einen unerschütterlichen, kaltblütigen Muth und einen unverwüstlichen Leib, welcher die größten Anstrengungen überdauerte. Und diesen Muth wie diesen Leib beherrschte ein abentheuerlicher, starker Geist. Der ganze Mann hätte eine große Rolle spielen können, wenn er an richtiger Stelle hätte gebraucht werden können."

Paul Wesenfeld, der mit einem Freunde Pückler im Jahre 1863 auf Schloß Branitz besuchte, schildert sehr anschaulich in der Gartenlaube den ersten Eindruck, den er ihm gemacht, wie folgt: „Wir waren in ein kleines Gemach getreten. Eine tropische Hitze umwirbelte uns. Trotz des sonnigen Wetters draußen war das Zimmer stark geheizt. Zu Anfang glaubten wir uns in den Orient entrückt, so fremd war die ganze Szene, welche sich uns darbot. Wohin das Auge fiel, traf es die sonderbarsten Gegenstände, meist orientalischen Ursprungs. Dicke Teppiche von bunten Farben und merkwürdigen Zeichnungen brachen das leiseste Geräusch des Fußes. Schwere, dunkle Jalousieen vor den Fenstern wehrten den Sonnenstrahlen. An den Wänden überall Vorhänge und kostbares, fremdländisches Geräth, Möbel aus überseeischen Hölzern, kunstvoll geschnitzt, vergoldet. Hinter einer Portiere ein schräges Feldbett, in Lanzenstangen hängend, mit rothseidenen Decken, davor eine Löwenhaut, darüber ein großer Sombrero mit niederhängenden Straußenfedern, türkische krumme Säbel, indische Yatagans, Flinten,

Revolver und Pistolen aus allen Reichen der Welt und von den erdenklichsten Konstruktionen; Oelgemälde, Miniatur- und Pastellbilder, Aquarellen von Studien im Orient. Wenn jetzt Scheherazade mit ihrem Gefolge von Odalisken aus irgend einer Wandtäfelung lautlos eingetreten wäre, um uns ein neues Mährchen zu erzählen, es hätte mich nicht befremdet. Auch mein Begleiter schien von diesen Betrachtungen noch ganz befangen, da winkte uns der Fürst freundlich, näher zu treten und auf einem Divan ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er selbst saß auf einer Ottomane am Fenster, neben ihm stand ein Tisch von herrlicher Mosaikarbeit, auf welchem die verschiedensten Gegenstände zum bequemen Gebrauch bereit lagen. Seine Kleidung war ganz orientalisch: ein schwarzseidener Kaftan, rothseidene Pantalons, gelbe Maroquinpantoffeln. — Wir hatten ein Gespräch über die verschiedensten Gegenstände, aber schon nach wenigen Minuten fühlte ich mein Herz weniger heftig pochen, als ich immer wieder in des Fürsten wundervolle blaue Augen blickte, welche, je länger wir uns unterhielten, ich weiß nicht wovon mehr strahlten, ob von Freude und Erinnerungsseligkeit, oder von Güte, oder von Sanftmuth, oder von dem Feuer der Jugend. Auf seiner hohen, faltenlosen Stirn lag der ächteste Seelenadel, seine Stimme hatte einen außerordentlich weichen, melodisch lieblichen Klang, seine Gedanken waren so originell wie genial, und was er sprach, zeugte von Wärme und Empfindungsfülle einer edlen Brust, wie von der philosophischen Gelassenheit seines Gemüths. Er hatte so eben Schopenhauer gelesen, und das Buch aus der Hand gelegt. — „Sie sehen,“ sagte er, meinem auf das Buch gehefteten Auge folgend, „ich rüste mich zu der letzten Reise — es wird Zeit. Aber ich bin gefaßt und ruhig, ich habe nichts mehr auf unserer Mutter Erde zu vollbringen, ich habe sie gründlich studirt, und bis auf das letzte Geheimniß überall die Winke der Allmacht verstanden — bald werde ich auch dieses ver-

stehen. Das Leben an sich" — äußerte er im weiteren Verlauf — „ist nichts Werthvolles, ich habe mich mit ihm abgefunden, ich habe es betrachtet wie ein angenehmes Geschenk von einer unbekannten freundlichen Hand — aber es ist doch im Ganzen sehr eintönig und für den Forscher in seinen Hauptbedeutungen stumm und verschlossen. Ich habe recht viel zwar in ihm erfahren, aber umkehren möchte ich nicht, es wäre denn, daß ich es in seinen besten Phasen noch einmal mit der Geschwindigkeit eines Vogels oder Fisches durchmessen könnte."

Dieses Bruchstück möge hier genügen, doch sei der ganze Aufsatz Wesenfeld's den Lesern bestens empfohlen.

Varnhagen rühmt an Pückler die freie Weltanschauung, den hellen, durchdringenden Verstand, die Anmuth des Scherzes und die Kühnheit und Eleganz der satyrischen Laune, die lebhafte Gelassenheit, die seltenen Gaben des Umgangs, und überhaupt die geniale Eigenart, ja auch inmitten der weltlichen Kälte den doch warmen Herzschlag. Sein Erscheinen habe immer etwas Angenehmes, man denke, nun müsse was Besonderes vorgehen; es sei in ihm etwas Hohes und Tüchtiges, das sei unläugbar, und die Fehler verzeihe man dann mit allem Recht, wenn man sie auch nicht unbemerkt noch ungerügt ließe.

Giuseppe Mazzini äußerte über Pückler, was er von ihm gehört, gebe ihm die Vorstellung eines schönen, launenhaften Geistes (d'un bello ghiribizzoso ingegno), der die Schönheit liebte.

Pückler's reicher und unermüdlicher Geistesverkehr mit seinen Freundinnen und Freunden, mit der ganzen Republik der deutschen Litteratur kann hier nicht einmal in gedrängter Kürze angegeben werden, so unendlich ausgebreitet war er; die noch zu veröffentlichenden Briefwechsel und Tagebücher werden in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit ihn von dieser

Seite zeigen, und müssen überhaupt diese Darstellung seines Wesens und seiner Eigenart vervollständigen.

Er wird unvergessen bleiben, sowohl durch das Gute und Schöne, das er gewirkt, als auch als psychologisches Studium einer seltenen Persönlichkeit, zu dem man häufig wieder zurückkehren wird. Pückler sagt einmal in den Briefen eines Verstorbenen: „Es ist ein so süßes Gefühl, beim Tode zu wissen, daß man auch jetzt noch Jemand zurückläßt, der unser Andenken mit Liebe pflegen wird, und auf diese Art, so lange Jenes Augen sich dem Lichte öffnen, noch gleichsam fortzuleben in und mit ihm.“

Dieses liebende Andenken fehlt Pückler nicht; und mögen diese Blätter dazu beitragen, daß es auch ferner gepflegt und bewahrt werde.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

[redacted]



	DATE DUE		

